UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01449152 6

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mitteilungenbe00riem

Germany

Einleitung des Herausgebers

Von den Männern, die Goethe der Alte um sich sammelte, ist Johann Peter Eckermann die bekannteste Gestalt. Seine „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" sind ein volkstümliches Buch geworden. Die beiden anderen Jünger aus dem engeren Goethekreise, die auch Zeugnisse ihres Verkehrs mit dem Meister hinterließen, der weimarische Kanzler Friedrich von Müller und der Oberbibliothekar Friedrich Wilhelm Riemer, haben sich gleicher Gunst nicht zu erfreuen. Des Kanzlers „Unterhaltungen" erschienen lange nach dem Tode dieses interessanten und verdienten Mannes, der ihre Herausgabe kurz nach Goethes Tode wohl geplant hatte, das noch nicht völlig druckreife Heft dann aber in seinem Nachlasse liegen ließ. Riemer konnte seine „Mitteilungen über Goethe" noch selbst erscheinen lassen, denen in seinem eigenen Todesjahre „Briefe von und an Goethe nebst Aphorismen und Brocardica" folgten. Ein großer und sehr wertvoller Teil seiner auf Goethe bezüglichen Papiere aber blieb ungedruckt im Nachlasse, dessen späterer Besitzer Robert Keil in der „Deutschen Revue" 1886 und 1887 Auszüge aus Riemers Tagebüchern aus den Jahren 1806–1810 veröffentlichte. Die umfangreichen Niederschriften Goethischer Äußerungen sind so an drei verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten ans Licht getreten. Sie stellen sich nicht als ein geschlossenes Ganzes dar. Die apologetische Grundrichtung und gewisse schriftstellerische Mängel beeinträchtigen zudem die Lesbarkeit des Hauptwerkes. So ist Riemer ein außerhalb des Kreises der Goetheforscher und Goetheliebhaber vergessener Mann. Seine Lebensumstände sind in ihrem ersten Teile nicht weniger wechselvoll als die, die Eckermann im Vorbericht seines Werkes behaglich zu erzählen weiß. Riemer hatte ein Stück Welt gesehen, manches erlebt und erlitten, ehe sein Lebensschifflein in den Hafen der stillen Ilmstadt einlief.

Riemers Vater war nach dem Siebenjährigen Kriege aus der Mark nach Schlesien gekommen. In der Festung Glatz wurde dem Königlich preußischen Proviant- und Service-Kontrolleur am 19. April 1774 sein einziger Sohn Friedrich Wilhelm geboren. Der Knabe zeigte früh zeichnerische Begabung, die er bei einem Maler des Städtchens auszubilden suchte. Die örtliche Schule konnte wenig bieten, und auch der Sprachunterricht beim protestantischen Pfarrer führte nicht weit. Der Vater sah sich genötigt, den Sohn auswärts fortbilden zu lassen. Da ein Gesuch um Aufnahme in die Potsdamer Ingenieurschule nicht genehmigt wurde, blieb nichts übrig, als ihn einer Schule der Provinzhauptstadt zuzuführen. Mit dreizehn Jahren trat Riemer in die Quarta des Magdalenäums in Breslau ein. 1790 übernahm der aus dem Xenienkampf bekannte Johann Kaspar Manso die Leitung der Anstalt und führte einen, wie man damals sagte, eleganteren Betrieb der klassischen Sprachen im Unterrichte durch. Riemer rühmte in einem späten autobiographischen Entwurfe Mansos erzieherische Fähigkeiten, der den begabten Schüler eines besonderen Vertrauens würdigte. Dieser durfte seines Lehrers Bibliothek benutzen und konnte früh den Grund legen zu einer ausgebreiteten Belesenheit. Manso ließ ihn seine literarischen Arbeiten in Vers und Prosa ins reine schreiben oder diktierte ihm in die Feder. Das wielandisierende Lehrgedicht „Die Kunst zu lieben", das 1794 erschien, lernte der Schüler wohl schon in der Handschrift kennen. Es ist bezeichnend für die Persönlichkeit des von den Xenien grimmig verspotteten „Schulmeisters von Breslau", des Pedanten, „den es jückt, locker und lose zu sein".

Riemer dachte damals noch ernstlich an eine Laufbahn als bildender Künstler, aber Manso riet dringend ab und trieb zu größtem Eifer in den klassischen Sprachen. Mit trefflichen Empfehlungen konnte der Schüler im zwanzigsten Lebensjahre zur Universität gehen. Von den preußischen Hochschulen genoß

Halle damals den ersten Ruf. Das Halam tendis? aut pietista aut atheista reversurus galt nicht mehr, der große Philologe Friedrich August Wolf war der beherrschende Geist. Ostern 1794 begann Riemer das übliche Schulmeisterstudium der Theologie und Philologie. Die Theologie gab er bald wieder auf, Wolfs Vorlesungen und Übungen fesselten ihn ganz und gar. In die corona studiosissimorum des Meisters aufgenommen, genoß er, so berichtet er selbst, „nicht nur die exoterischen öffentlichen Vorträge, die er auf das sorgfältigste und genaueste aufzufassen suchte, sondern auch die esoterischen Lehren der Altertumswissenschaft, indem er zu Spaziergängen und Abendtafel allein oder mit anderen Jünglingen, die der Meister an sich heranzog, vielfältig eingeladen, sich der geistreichsten und heitersten Unterhaltung und Belehrung zu erfreuen hatte". Auf Wolfs und des Philosophen Eberhard Vorschlag erhielt er 1798 die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten. Er las drei Semester lang über griechische Grammatik, Herodian, Lukian und Ciceros Schrift „de natura deorum". Nebenher arbeitete er an einer Untersuchung über den Schauplatz der trojanischen Kämpfe. Bald aber nötigten ihn seine mißlichen ökonomischen Verhältnisse, die akademische Laufbahn aufzugeben und sich nach gut bezahlten Privatstunden und nach literarischem Erwerb umzusehen. Mit Wolfs Zustimmung übernahm er es, aus dem umfänglichen Kritischen Griechischen Wörterbuch des Frankfurter Philologen J. G. Schneider einen Auszug für Anfänger zu bearbeiten. Aber „bei dem Verlangen, etwas Eigenes und Gründliches zugleich der Arbeit zukommen zu lassen, und dem gleichwohl stattfindenden Mangel an bedeutenden Hilfsmitteln zog sich das Geschäft sehr in die Länge, raubte ihm Gesundheit und frohe Laune, ohne doch hinlänglichen Unterhalt zu gewähren". Sorgenvoll blickte der Siebenundzwanzigjährige in die unsichere Zukunft.

Da öffnete sich eine Hofmeisterstelle im Hause Wilhelms von Humboldt, der den Magister Riemer schon früher bei einem Be-

suche in Halle kennen gelernt hatte. Wolf empfahl seinen Schüler, und dieser war fürs erste geborgen. Ende November 1801 trat er in seinen neuen Wirkungskreis in Berlin ein und siedelte im folgenden März mit der Familie nach dem stillen Landsitz am kiefernumrahmten See, nach Tegel, über. Nach langen Jahren voll von Mühsal und Entbehrungen genoß er den heitersten Sommer seines Lebens. Als im Herbst Humboldt nach Rom ging, begleitete Riemer die Familie. Auf der Reise wurden Nürnberg und Augsburg, Innsbruck und Verona, Mailand, Florenz und Perugia berührt, „alles Bedeutende von Kunst und Altertum wurde in ruhigen Augenschein genommen". Die Erinnerung an diese Wochen beglückte Riemer noch im Alter. Schon die Zeit in Berlin hatte frischeres Tempo in des Magisters geistige Entwicklung gebracht. Humboldt, der nach Eduard Sprangers trefflicher Formulierung damals am Anfang einer Epoche halber Romantisierung stand, ließ den Schüler Wolfs teilnehmen an seinen philosophischen und literarischen Interessen, weckte in ihm das Verständnis für den Ideengehalt der poetischen Schöpfungen. Goethe, Tieck und Novalis, „Wilhelm Meisters Lehrjahre", „Franz Sternbalds Wanderungen" und „Heinrich von Ofterdingen" waren Gegenstand gemeinsamer Betrachtungen. Die Schlegels, Tieck und Fichte lernte Riemer persönlich kennen. In Rom sammelte sich um Humboldt wieder ein Kreis bedeutender Menschen. Scharfe philosophische Gefechte entspannen sich zwischen Humboldt und Fernow auf der einen, Zoega und Bonstetten auf der anderen Seite, zwischen Transzendentalphilosophie und alter Schule. Riemer folgte aufmerksam diesen Auseinandersetzungen und zeichnete zu seiner eigenen Belehrung auf, was ihm wesentlich erschien. „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen." Auf diese Höhe des Erlebnisses vermochte Riemer

Weimar

Kupferstich von C. Müller nach einer Zeichnung s Melchior Kraus

aber Humboldt nicht mehr zu folgen. Den überalterten Jüngling packte eine ungestüme Leidenschaft zu Caroline Humboldt, seiner Herrin. Es mag sein, daß diese, wie der Verliebte in seinen damaligen Aufzeichnungen es darstellte, die Huldigungen des Hofmeisters nicht früh genug zurückwies, ein wenig mit ihm spielte. Er fühlte sich nervenkrank, in einem überhitzten, erregten Zustande, der alles Behagen, alle Lebenslust und Genußfähigkeit verscheuchte. Der Überfülle der Eindrücke vermochte er nicht Herr zu werden. So löste er im Sommer 1803 das Verhältnis zu Humboldts und kehrte mit Fernow nach Deutschland zurück. Beider Reiseziel war Jena, wo Fernow eine Professur für italienische Sprache und Literatur antreten, Riemer sein Wörterbuch vollenden wollte. Auch er hoffte, an der berühmten Universität, dem Hauptlager des Kantianismus und der Frühromantik, eine Stellung sich schaffen zu können. Am 3. September 1803 waren die beiden Reisenden in Weimar bei Goethe zu Gaste. Dieser faßte rasch Zutrauen zu dem jungen Gelehrten und hielt ihn fest als Lehrer seines einzigen Sohnes. Friedrich August Wolf freute sich, den Schüler wieder in der Nähe zu haben, der ihm offen die römischen Erlebnisse beichtete. Der Lehrer billigte die Schritte Riemers, wie dieser seinem Freunde Frommann schrieb: „Er weiß nun alles, was von mir und über mich zu wissen ist, in Rücksicht meiner Romana; mögens auch Roman nennen. Er preist mich wie billig glücklich, dem Verderben entronnen und unter einen so guten Schauer wie hier gekommen zu sein, und wünscht, daß ich recht lange hier bleiben möge."

August Goethe war damals dreizehn Jahre alt. Der lebhafte Knabe entwickelte großes Interesse für die Natur, mit seiner Kenntnis der alten Sprachen aber sah es, wie Goethe an Wolf schrieb, nicht sonderlich aus. So war Riemer als älterer, erfahrener Hauslehrer „höchlich willkommen". Er förderte in zwei Jahren seinen Zögling so weit, daß dieser in die Prima des Weimarer Gymnasiums eintreten und im Mai

1808 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Aber nicht allein seine Hofmeistertätigkeit machte Riemer schätzenswert. Eben hatte Goethe das Wagnis unternommen, die Jenaische Literaturzeitung fortzuführen. Er suchte angesehene, bedeutende Mitarbeiter. Durch den Schüler sollte der Meister Friedrich August Wolf fester an das Unternehmen geknüpft werden. Riemers Eintritt in Goethes Haus wurde sofort nach Halle gemeldet und die Bitte um Beiträge angeschlossen: „Mögen Sie mir über Ihr Fach, das Sie so ganz durchschauen, mit Ihrer gewöhnlichen Großheit und Freimütigkeit ein bedeutendes Wort sagen, so wird es bei mir um so eher fruchten, als ich im Falle bin, durch den Umgang mit Ihrem würdigen Schüler gewiß in Ihren Sinn einzudringen." Auch Riemer kam sofort auf die Rezensentenliste, aber noch wurde seine freie Zeit ganz von der Arbeit am Wörterbuch beansprucht, das endlich zur Ostermesse 1804 mit einer gehaltreichen sprachwissenschaftlichen Vorrede erschien. Goethe zog ihn sehr bald zu seinen eigenen Arbeiten heran, nahm ihn als antiquarischen Beirat in Anspruch. Als Carl August Böttiger von Weimar wegging, hielt es darum Schiller für wünschenswert, Riemer als seinen Nachfolger am Gymnasium festzuhalten. Dieser bekam gute Anträge auch aus seiner Heimat und von Berlin her. Doch von solcher Versorgung wollte er nun nichts mehr wissen. „Den Leib rettest du wohl, aber die Seele geht verloren", meinte er zu seinem Verleger. Der Umgang mit Goethe schien ihm das bessere Teil.

Nahezu dreißig Jahre umfaßt sein Verhältnis zum Meister. Drei Perioden lassen sich zwanglos aussondern. Von 1803 bis 1812 währen die Jahre der Hausgenossenschaft, des engsten, ungezwungensten Verkehrs. Ostern 1812 tritt Riemer eine Professur am Weimarer Gymnasium an; Amt und Heirat bedingen den Auszug aus Goethes Hause. Nebenher geht eine zunächst kaum spürbare innere Entfernung von Goethe, die schließlich nach Christianens Tode zu einer völligen Trennung

führt. Erst Anfang 1819 kann Riemer den Jenaer Freunden melden, daß „das alte gute Verhältnis wieder angeknüpft ist". Damit setzt die letzte Periode, eine Zeit umfangreicher, gemeinschaftlicher Arbeit ein, die bis zu Goethes Tode dauert. Im nachklassischen Weimar verbringt Riemer das letzte Viertel seines Lebens.

Für die Jahre der Hausgenossenschaft fließen die Quellen in Riemers und Goethes Tagebüchern und Briefen, in den Annalen, in anderen Briefen und Berichten so reichlich, daß wir Tag für Tag das Leben und Treiben, Schaffen und Genießen im Goethehause verfolgen können. Den jungen Gelehrten nahmen die „Lustigen von Weimar" in ihre Mitte; die Fröhlichkeit des unter Christianens besonderem Schutze stehenden Schauspielervölkchens verscheuchte bald die bitteren Erinnerungen an die römischen Tage. Drei lebenslustige Gesellen, Klaproth, Bode und Hain, begegneten ihm auf den Tanz- und Theaterfahrten und bei Goethe am Tisch, die drei „Asiaten", die den Büttnerischen polyglotten Nachlaß auf der Bibliothek benutzten. Klaproth, der geniale Orientalist, und Bode, der junge Dichter und Übersetzer, wirkten geistig belebend auf Riemer; in Bodes „Polychorda" ließ der klassische Philologe Übersetzungsversuche aus dem Arabischen, dem Spanischen, dem Portugiesischen und dem Italienischen erscheinen. Ostern 1804 trat Heinrich Voß der Jüngere zu diesem Kreise hinzu. Mit Riemer verbanden ihn Hallische Erinnerungen und gleiche wissenschaftliche Neigungen. Die schwärmerische Verehrung für Goethe steigerte ihr Verhältnis zu inniger Freundschaft. Mit Ehrfurcht und Entzücken lauschten sie des Meisters Offenbarungen über Natur und Kunst, Leben und Wissenschaft, lasen mit ihm Sophokles und Horaz, Shakespeare und Nibelungenlied und bewunderten „das Ideenreiche dieses so geistreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung so klar hervorleuchtet". „Wir wetteifern ordentlich, wer Goethe mehr liebe; keiner ist Sieger noch Besiegter", schrieb Voß. Nach

dem Vorbilde der Schauspielergesellschaft in seinem Hause wollte Goethe eine Gesellschaft junger Männer um sich versammeln, „von solchen, die Lust haben, vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden ... Die Früchte dieser Konversationen sollen denn auch zugleich auf die Literaturzeitung verbreitet werden". Auch Riemer hatte bald nach seinen ersten Unterhaltungen mit Goethe gemerkt, daß er in diesem Umgange manches lernen könne, „was man eben nicht in der Schule lernt". Seinem Triebe nach lebendiger Bildung, seiner starken Empfänglichkeit kamen Goethes lehrhafte Neigung und sein Bedürfnis, sich im Geiste teilnehmender Freunde zu spiegeln, weit entgegen. Er führte den Jüngeren ein in die Lieblingsgebiete seiner wissenschaftlichen Bemühungen, in die Metamorphosen- und in die Farbenlehre und damit in seine Art der Naturbetrachtung überhaupt.

Vom Frühjahr 1805 an besuchte August das Gymnasium, der nunmehr entbehrliche Hofmeister konnte seine Dienste ganz dem Vater widmen. Schillers Tod riß in Goethes Leben eine Lücke, die nicht wieder zu schließen war. Nur durch entschiedene, große Tätigkeit schien ihm ein Weiterleben möglich. Riemer suchte durch hingebende Dienstfertigkeit des Meisters Leben und Schaffen zu erleichtern. Er schrieb Goethes Tagebücher, fertigte Reinschriften von Briefen, Gedichten und andern literarischen Arbeiten und schrieb nach Diktat. Daneben leistete er wissenschaftliche Handlangerdienste als antiquarischer und bibliographischer, als grammatischer und metrischer Ratgeber und Hilfsarbeiter, als Berichtiger der Druckvorlagen und der Druckbogen. Wichtiger als diese äußere Seite seiner Betätigung war die entsprechende innere, die innige Teilnahme am Schaffen des Meisters, die Versenkung in seine Schöpfungen. Das wechselseitige Verhältnis reichen Ausspendens auf der einen, verstehenden Miterlebens auf der anderen Seite ging die Jahre hindurch, in denen Goethes

Produktion einen neuen Aufschwung nahm. Die Kriegsstürme, die über das deutsche Land hinbrausten, schlossen ihn mit seinem Hausgenossen noch enger zusammen. In den trüben Oktobertagen 1806 bewährte sich dieser als treuer Beistand, an Goethes Trauung nahm er mit August als einziger Zeuge teil. In den Sommermonaten der Jahre 1806–1808 und 1810 und 1811 begleitete er Goethe in die böhmischen Bäder, wo vielfältiger Genuß mit emsiger Tätigkeit, poetische Arbeiten mit geologischen und mineralogischen Naturstudien, gemeinsame Lektüre mit Landschaftszeichnerei wechselten. Riemer fühlte sich wohl in diesem reizvoll bewegten Leben, er galt der Gesellschaft nicht als ein Mann in untergeordneter Stellung, sondern wurde als Adjutant, Freund, Mitarbeiter von dem Glanze mit umstrahlt, in dem die Verehrung den Meister sah. In Weimar war der Kreis junger, gelehrter Freunde auseinandergestoben, der junge Voß war im November 1806 seinem Vater nach Heidelberg gefolgt. Da brachte die Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer der Weimarer Geselligkeit einen neuen Aufschwung, zweimal wöchentlich versammelten sich in ihrem Hause die literarischen Geister und unterhielten sich durch Vorträge und Vorlesungen, gemeinsame dramatische Lektüre und Spiele. Goethe besuchte die Gesellschaften oft und trug gern zur geselligen Unterhaltung bei oder ließ Riemer in seinem Auftrage lesen. In Jena, wohin sich Meister und Gehilfe zu strengster Arbeit in die „Klausur" zurückzogen, bildeten sich im Knebelschen und im Frommannschen Hause ähnliche Abendzirkel, nur enger und geschlossener als der Schopenhauersche Kreis; schöne Frauen stellten eine besonders angenehme Zuhörerschaft dar. Bedeutende Gäste wurden in diesen Zirkeln vorgestellt. Riemer kam mit Adam Öhlenschläger und Zacharias Werner, mit Bettina Brentano und Achim von Arnim, mit Wilhelm Grimm und Henrik Steffens in nähere Berührung und wurde von ihnen als Mittler in ihrem Verkehre mit Goethe in Anspruch genommen, ohne es freilich allen

zu Danke zu tun. Im Kriegsjahre von Aspern und Wagram trat an die Stelle der Badereise ein langer Arbeitsaufenthalt in Jena, während dessen es zu einem Zerwürfnis zwischen Goethe und Riemer kam. Diesem schien das Arbeitstempo zu heftig geworden zu sein, er vermochte es nicht, seine Unlust und seinen Verdruß zu meistern. Goethe ermahnte ihn ernstlich, an Selbstbeherrschung und Selbständigkeit zu denken und sich gegenwärtig zu halten, „daß wir nur insofern für etwas gelten, als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen". Die Verstimmung wurde bald behoben, man kam wieder zusammen, „als ob nichts geschehen wäre". Die nächsten Jahre verliefen ohne Zwischenfall. Erst Ostern 1812, als Riemer eine Professur am Weimarer Gymnasium erhielt, wurde die Aufgabe des neunjährigen häuslichen Verhältnisses notwendig.

„Die Hausgenossenschaft hat das Eigene, daß sie, wie eine Blutsverwandtschaft, zum Umgang nötigt", sagte Goethe zu Riemer kurz nach dessen Eintritt in sein Haus. Die Bedeutung dieser Jahre für Riemers Bewertung als Berichterstatter über Goethe ist sehr hoch anzuschlagen. Riemer wurde als Glied der Familie gehalten, er nahm teil an allen Leiden und Freuden der bewegten Jahre. Der Meister wirkte bewußt und entschieden auf seine Bildung ein, er öffnete ihm das Reich der Natur, das ihm nach seinem bisherigen Studiengange verschlossen war. Die Teilnahme an Goethes Schaffen bildete seine Urteilskraft, steigerte seine Fähigkeit, nachzuempfinden und zu verstehen. Der enge Verkehr fiel in eine der schöpfungsreichsten Perioden des Meisters. 1805 schloß das Winckelmannwerk die klassizistische Epoche wirkungsvoll ab. Die Gesamtausgabe von 1806 und ihre Vorbereitung in gemeinsamer Beratung führte dem Jünger des Meisters bisheriges Werk vor Augen. An den Arbeiten zur Farbenlehre beteiligte er sich mit großem Eifer, noch spät rühmte Goethe seine Mitwirkung. Bei der Entstehung von „Pan-

dorens Wiederkunft", der „Wahlverwandtschaften", der Novellen der „Wanderjahre" war er gegenwärtig; er lebte das Leben mit, aus dem diese Werke erstanden. Ganze Teile der „Biographie" wurden lange vor der Niederschrift mündlich zwischen Goethe und Riemer verhandelt, der Werden und Wachsen dieses Werkes vom Keime bis zur Vollendung mit inniger Teilnahme begleitete. Wie weit seine eigenen Befugnisse als „Monent, Korrektor und Revisor der Manuskripte" gingen, ersehen wir aus dem Briefwechsel des Jahres 1813. Mit einem Schreiben vom 20. Juni 1813 übersandte Goethe das 11. und 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit". Riemer erhielt „völlige Gewalt, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Überzeugungen zu verfahren". Der Brief vom 24. Juli 1813 fügte zu dieser Generalvollmacht noch das Recht zweckmäßiger Variation sich wiederholender Maximen hinzu. Solches Vertrauen konnte Goethe nur einem Gehilfen schenken, den er von Eigenwilligkeit frei, mit den eigenen Überzeugungen für völlig vertraut hielt. Der lange intime Verkehr hatte die Gedankenwelt, die Anschauungs- und Urteilsweise, das ganze geistige Sein des Jüngeren völlig in den Bann des Meisters gezogen. Nicht so, daß Riemer ein Eigenleben gar nicht mehr geführt hätte, ein geistloser kindlich gläubiger Nachbeter hätte Goethe nicht dienen können, er hätte ihm nichts genützt. Aber Goethes Anschauungs- und Urteilsweisen waren dem Mitarbeiter in Fleisch und Blut übergegangen und sicherten seinen Ratschlägen von vornherein die Zustimmung. Durch Riemers Augen prüfte Goethe seine Arbeiten noch einmal durch.

Die Sorge hatte des Jünglings Schritte vom Vaterhause an stetig begleitet. Seit der Breslauer Zeit bedurfte er dauernd des Schutzes und der Unterstützung. Die akademische Laufbahn war aus Mangel an Mitteln gescheitert, der Aufenthalt bei Humboldt hatte zu einer schweren seelischen Krise geführt. In dem „Schauer" in Weimar fühlte er sich nun so wohl geborgen, daß

er sich dem neuen Leben hingab ohne Gedanken an die Zukunft, an eine äußere Versorgung. Mit der Absicht, in Jena Professor zu werden, war er nach Thüringen gekommen. Nach 1806 war auf Verwirklichung dieses Plans kaum noch zu hoffen. Aber auch vorher schon war Riemer auf allerlei Anstellungsaussichten nie ernstlich eingegangen. Das bequeme Leben verwandelte nach und nach den sentimentalen Liebhaber in einen behäbigen Herrn. Die Mithilfe an Werken, deren Bedeutung er wohl zu schätzen wußte, erhöhte sein Selbstgefühl, er fühlte sich, wie Humboldt 1809 an seine Gattin schrieb, als „der Famulus des großen Mannes". Auch anderen kritischen Besuchern hinterließ er in den späteren Jahren den Eindruck, Goethe „repräsentieren" zu wollen. So kam schließlich die von Goethe wie von Riemer schmerzlich empfundene Trennung nicht zur unrechten Zeit.

Am Weimarer Gymnasium war der Neuhumanismus zum Siege gelangt durch den jugendlichen Franz Passow, der 1807 die Gründung einer Selekte zur besonderen Pflege des Griechischen durchsetzte. Aber er und sein kurz nach ihm berufener Freund Johannes Schulze fanden so viel Schwierigkeiten, daß sie sich bald wieder nach anderen Plätzen umsahen. Passow ging 1810 weg. 1812 folgte der spätere Leiter des preußischen Gymnasialwesens seinem Beispiele. Schulzes Nachfolger, Riemer, trat ins Amt, als in Weimar der neuhumanistische Enthusiasmus bereits abflaute. Der neue Professor war achtunddreißig Jahre alt. Spannkraft und Frische, die der Verkehr mit Jünglingen forderte, vermochte er doch nicht mehr im notwendigen Maße aufzubringen. Dem an ruhige organische Selbstbildung Gewöhnten schien das tägliche Aufschütten und Vermahlen des Lehrstoffes entsetzlich, die Schularbeit wurde ihm zum Fegefeuer, zur Hölle. Eine große Verdrossenheit gewann Macht über ihn. Das gute Verhältnis zu Goethe dauerte fort, freilich verkehrte er nun nur noch als Gast, wo er so lange heimisch war, die weitgehende Vertrau-

lichkeit schwächte sich von selber ab. Im November 1813 wünschte Goethe die Hausgenossenschaft wiederherzustellen; Riemer, der einen eigenen Hausstand begründen wollte, mußte das so günstige Angebot ablehnen. Er verlobte sich mit Caroline Ulrich, der Gesellschafterin und Freundin Christianens. Seit 1806 lebte das zierliche Mädchen – hellaugichtes Nebengeschöpf, nennt sie Knebel – in Goethes Hause, von ihm in väterlicher Liebe wie ein eigenes Kind behandelt. Wenn Goethe in seiner Haussprache von seinen Frauenzimmerchen, den Lustigen von Weimar, spricht, ist sie, „Uline", „Uli", der „kleine Mandarin", der „kleine Eginhard", die „Nonne", immer mit gemeint. Von ihren vielen Verehrern standen im Winter 1813/14 der Jenaer Mediziner Kieser und Riemer als ernste Bewerber sich gegenüber. Caroline gab dem langjährigen Freunde den Vorzug. Dieser übernahm als Nebenamt das zweite Bibliothekariat, so daß ein bescheidnes Auskommen gewährleistet war. Die Ehe wurde sehr glücklich und innig; die Sorge um die geliebte Frau, die in den ersten Jahren nach der Verheiratung oft kränkelte, vermehrte freilich noch die trübe Stimmung, in die die unfruchtbare Schularbeit, der Tod seines Vaters und seiner Schwester, der Verlust seines Erbes und Geldverlegenheiten ihn versetzten. Im Februar 1815 wurde ihm durch Vermittlung des Jenaer Theologen Danz eine Professur in Rostock angeboten, die vierhundert Taler mehr brachte als sein Weimarer Schulamt. Er wünschte, wenn er bleiben sollte, mindestens zweihundet Taler Zulage, die er, allerdings nach sehr langem Harren, auch erhielt. Ein starker Groll gegen Goethe regte sich schon bei dieser Gelegenheit in seinem Herzen; er blieb nur um seines Goethedienstes willen und glaubte eine schnellere und nachdrücklichere Unterstützung verdient zu haben.

Im Juni 1816 starb Christiane, die mütterliche Beschützerin Carolinens. August Goethe gewann stärkeren Einfluß auf den Vater. Riemer hatte aber nie mit seinem ehemaligen Schüler

in ein freundschaftliches Verhältnis kommen können. Über Augusts Braut Ottilie von Pogwisch gingen nun Klatschereien von Mund zu Mund, deren Ursprung Ottiliens Freundinnen bei Caroline Riemer suchten. Ein völliger Bruch zwischen August und Riemer war die Folge. „Wie leid es mir tut," schrieb Goethe am 19. Juli 1816, „Sie, mein guter Riemer, mit meinem Sohne in einem Verhältnis zu sehen, welches mir nicht erlaubte, Sie einzuladen, muß ich aussprechen, eh ich scheide. Möge bei meiner Rückkunft alles ausgeglichen sein." Der Ausgleich erfolgte jedoch nicht, Riemer blieb dem Goethehause fern bis zum Februar 1819, auch schriftlicher Verkehr fand nicht statt, nur ein einziges Mal in den zweiundeinhalb Jahren suchte er den Meister in Jena, auf neutralem Boden, auf. In der Zeit seiner „Quarantäne", wie Riemer die Jahre der Trennung nannte, arbeitete er sehr fleißig. Sein Wörterbuch, das er nun als selbständiges Werk angesehen wissen wollte, erschien 1816 in zweiter Auflage, der noch eine dritte und vierte folgten. In den zwei Bändchen „Blumen und Blätter von Silvio Romano" sammelte er seine Gedichte, leichte und formgewandte Poesie ohne bestimmtes eigenes Gesicht. Bei Hofe hielt er sorgfältig vorbereitete Vorlesungen über Altertumswissenschaft und Literaturgeschichte. Für die Hoffeste nahm man seine Versgewandtheit oft in Anspruch, in besonderem Maße bei den Festlichkeiten im Dezember 1818 zu Ehren der russischen Kaiserin. Die Teilnahme an Goethes Maskenzug bot einen guten Anlaß zu einer Annäherung an den Meister. Im Februar 1819 wurden die gemeinsamen Sitzungen und Arbeitsabende wieder aufgenommen, der Briefverkehr setzte wieder ein. Sofort teilte Riemer dem Freunde Frommann das frohe Ereignis mit. Hinter bitteren und trotzigen Redensarten hatte er bisher in den Briefen zu verbergen gesucht, wie schwer ihn die Entfernung von Goethe betroffen hatte. Nun bekannte er offen: „Er ist der einzige, um den es sich noch die Mühe verlohnt, hier auszuharren."

Doch drohte gleich Anfang 1820 eine neue Trennung. Riemer geriet mit dem Generalsuperintendenten, der die Oberaufsicht über das Gymnasium hatte, in einen schweren Konflikt und setzte rasch, „der Ehre wegen", seinen Abschied vom Schulamt durch. Goethe schrieb ihm am 19. März 1820 ein ehrenvolles Zeugnis, das ihm auswärts zu einem auskömmlichen Amte verhelfen sollte. Wenn auch dieser Zweck das Schreiben veranlaßt hat, so darf es doch, weil es das ganze Verhältnis der beiden Männer klar überschaut, in der Charakteristik Riemers nicht fehlen.

„Als Sie im Jahre 1803 aus Italien zurückkehrten, faßte ich sogleich einen günstigen Begriff von Ihrer Persönlichkeit und Kenntnissen, entbot Ihnen eine Stelle unter meinen Hausgenossen, mit dem Wunsch, daß Sie an der Bildung meines Sohnes teilnehmen möchten, welches Sie denn auch fleißig und treulich, durch gute und böse Tage durchgeführt.

Da nun der erwachsene Sohn auf Akademien zog, verweilten Sie bei mir und nahmen an allen meinen Bemühungen für Kunst, Wissenschaft, Natur und Altertum den tätigsten Anteil und überzeugten mich zugleich von bedeutenden Fortschritten in Ihrem eigentümlichen Fache.

Eine Stelle bei unserem Gymnasium eröffnete sich, und ich opferte meinen Vorteil gern der allgemeineren Bildung und Ihrer verdienten Anstellung auf; wie ich denn zugleich bei der Großherzoglichen Bibliothek Sie noch immer unter den Meinigen fand. Die Ausgaben Ihres Lexikons zeugen von dem fortgesetzten entschiedenen Fleiße, so wie die bei dieser Gelegenheit geäußerten Grundmaximen und die daher abzuleitende leichtere Unterrichtsmethode fähigen Schülern zu großem Vorteil gereichte. Auch mir waren bis jetzt Ihre neuesten Bestrebungen höchst nützlich und erfreulich, um so mehr, als durch ein langes Zusammenleben unsere Ansichten über ästhetische und wissenschaftliche Behandlung der Vorkommnisse zu völliger Übereinstimmung gediehen. Mein Sohn

ist indessen zu allem Guten und Tüchtigen herangewachsen, und seine tägliche Unterhaltung deutet unablässig auf Ihren Unterricht, wodurch er dem Altertum Geschmack und Sinn abgewonnen.

Wenn ich nun gerade im gegenwärtigen Augenblick durch zusammentreffende Umstände einer solchen fruchtbaren Geselligkeit entbehren soll, in einem Alter, wo man sich geprüfter Freunde zu erfreuen wünscht, kaum aber noch neue in seinen Kreis aufzunehmen wagt, so muß ich abermals Ihres eigenen Vorteils und irgendeiner vaterländischen Lehranstalt gedenken, wo Sie schon vorbereiteten und gebildeten Schülern in einem höheren Sinn nützlich zu sein wünschen, als es bisher an einer Stelle möglich war, wo nur von Anfängern meistens die Rede sein konnte."

Es gelang schließlich, Riemern in Weimar zu erhalten. Der Kanzler von Müller empfing wegen seiner Bemühungen in dieser Sache Goethes besonderes Lob. Dem Wunsche Riemers, der anscheinend von seinen Gönnern bei Hofe dabei unterstützt wurde, dem ersten Bibliothekar Vulpius in den amtlichen Rechten gleichgestellt zu werden, widersetzte sich Goethe jedoch. Er wollte die Befugnisse des alten, ihm persönlich nahestehenden Beamten nicht geschmälert wissen. In diesem Zusammenhange sprach Goethe zum Kanzler von Riemers maßlosem Wollen, er sei ein Faß, dem die Reifen fehlten. So erlangte dieser das erste Bibliothekariat, die seinen Neigungen und seinem Wesen völlig gemäße Stellung, erst nach Vulpius' Tode 1827. Er führte sogleich eine Neuordnung der Bibliothek durch nach den Vorschlägen, die er 1826 in einer von Goethe befürworteten Denkschrift niedergelegt hatte. „Unser Verhältnis", schrieb Goethe im Juni 1823 in bezug auf Riemer, „ist bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich." Der „geprüfte, gelehrte Freund" blieb ein ständiger, unentbehrlicher Mitarbeiter. Der Enthusiasmus der ersten Jahre der Hausgenossenschaft war in bewußte,

anhaltende Hingabe übergegangen. Einzelnen Weimarer Beobachtern erschien Riemer nunmehr als „servil"; sie, die nur gelegentlich mit Goethe in Berührung kamen, verkannten, daß der Greis liebevoller Schonung im Verkehr bedurfte. Die „Wanderjahre" wurden wieder aufgenommen und vollendet. Die „Campagne in Frankreich" und der Briefwechsel mit Schiller führten in wertvolle Epochen zurück, die Arbeit an den „Annalen" und das Durchsprechen des Briefwechsels mit Zelter riefen die Jahre, die Riemer selbst mit durchlebt hatte, in die Erinnerung. Dann tauchte auch „Helena" aus der Versenkung auf, der Gehilfe ging das „fragliche wundersame Werk" bis zur Vollendung mit durch. Die gemeinsame Arbeit währte bis in des Meisters letzte Lebenstage.

Heinrich Meyer und Zelter starben Goethe rasch nach, Knebel und Wilhelm von Humboldt in wenigen Jahren. Mit jedem sah Riemer ein weiteres Stück seines geistigen Heimatlandes versinken, einsamer wurde es um ihn her. Seine Tätigkeit blieb ganz in der „schönen Ära" befangen, die seinem Leben Wert und Gehalt verliehen hatte. 1833 gab er nach Goethes Bestimmung dessen Briefwechsel mit Zelter heraus, 1836 veröffentlichte er aus Heinrich Meyers Nachlasse den Schlußband von dessen Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern. Mit Eckermann zusammen besorgte er die Nachtragsbände der Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken. Äußerlich floß das Leben im nachklassischen Weimar still und gemächlich dahin. Am geistigen und literarischen Leben der Nation nahm man immer noch Anteil, aber mehr aus der Ferne, beobachtend und kritisierend, mit Auswahl; der Blick blieb von der Erinnerung bestimmt. Riemer pflegte eine Zeitlang freundschaftlichen Verkehr mit Ferdinand Freiligrath, dem Bräutigam und Gatten des weimarischen Professorentöchterleins Ida Melos. Auch Karl Immermann, der mehrmals zur Herbstzeit in der stillen Stadt einkehrte, war mit Riemer wie mit Eckermann befreundet. Von den

Darstellungen schnell durchreisender jungdeutscher Schriftsteller stach Immermanns vornehme Schilderung des „Witwensitzes der Musen" vorteilhaft ab. Mit Franz Liszt und Hektor Berlioz begann dann eine neue Epoche Weimarischen Lebens, in die Riemer nicht mehr hineinwuchs. Er starb am 19. Dezember 1845 im Alter von 71 Jahren.

Zwei Jahre nach Goethes Tode, im März 1834, schrieb Riemer an Knebel: „Ihnen, als dem ältesten Freunde unseres Verewigten, kann ich, mit der Überzeugung verstanden zu werden, vertrauen, daß nach seinem Hinscheiden nicht nur er mir, sondern auch ich selbst mir fehle. Wie eine Schlingpflanze, wenn sie ihren stützenden Stamm verloren, sich kümmerlich auf der ebenen Erde hinranken muß, wenn sie anders noch kann, so lebe ich auch nur an der Gleichgültigkeit der Tage so hin, zwar beschäftigt, aber ohne Freude und Lust; denn die gewohnte stärkende und nährende Umgebung fehlt, und ich weiß eigentlich nicht, für wen ich sammle und wozu, da nur er mir erst das Gewonnene zu Gute machen half." Seine innere Lage war ihm erst nach und nach völlig klar geworden, er fuhr nunmehr, wie er in einer Aufzeichnung sagte, in der Kutsche des Lebens auf dem Rücksitz. Was an Neuem auch in seinen Gesichtskreis trat, er sah es immer in Beziehung auf den Gipfel, auf den sein Blick fest gerichtet blieb. Bewahrung dessen, was den Gehalt seiner Lebenstage ausmachte, schien ihm Aufgabe und Pflicht. Das Bild des Meisters, das er in sich trug, sollte klar und rein erhalten bleiben. Angriffe auf Goethe, falsche und schiefe Urteile, lieblose Verdammungen faßte er auf wie Beleidigungen seiner eigenen Person. Eifrig verfolgte er die in Büchern und Zeitschriften erscheinende Goethe-Literatur; er nahm Auszüge, schrieb Widerlegungen, stellte Gegengründe zusammen, alles zunächst nur pro domo, um sich Luft zu machen, sich selbst wiederherzustellen. Nur weniges fand Gnade vor seinen Augen, neben Kanzler Müllers und Vogels kleinen Schriften lobte er Ecker-

manns Gespräche. Die Goethebilder, die Johannes Falk in seinem Büchlein und Bettina in ihrem Briefwechsel zeichneten, wies er als stark gefärbt zurück. Börnes und Menzels Angriffe erfüllten ihn mit starkem Haß, Böttigers „Literarische Zustände und Zeitgenossen" betrachtete er als verächtliches Klatschbuch. Tief erbitterte ihn Gervinus' Schrift „Über den Goetheschen Briefwechsel" (1836). Was ihm als Lebensinhalt erschien, war darin als wundersame Goethomanie bezeichnet, dem Dichter Goethe wurde Schiller als hohes Musterbild vorgehalten. Dieser schwere Angriff bewog schließlich den Gehilfen, als öffentlicher Verteidiger des Meisters aufzutreten, die Einzelblätter zum Buche zusammenzuarbeiten.

Das überaus reiche Material, es füllt im handschriftlichen Nachlasse noch heute viele Kasten, wurde von ihm gesichtet, erweitert, geordnet nach dem Schema, wie es das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes der „Mitteilungen" zeigt. Möglichst alle gegen Goethe gerichteten Angriffe sollten zurückgewiesen, alle Angreifer gezüchtigt werden. Beweiskraft sollten die Ausführungen durch starkes Zitatmaterial aus des Meisters Werken und Briefen erhalten. Die eigenen Aufzeichnungen aus der Zeit seines Verkehres mit Goethe und die Erinnerung zog Riemer mit heran. Apologie und Polemik bestimmten den Ton des Ganzen. Der zweite Band des 1841 erschienenen Werkes entsprach dem Titel „Mitteilungen" weit mehr als der erste. Riemer suchte darin eine Darstellung der ersten Weimarer Zeit zu geben an der Hand reichlicher Auszüge aus Goethes damals noch ungedruckten Tagebüchern. Die Zeit der Freundschaft mit Schiller charakterisierte er nach dem Briefwechsel. Riemers eigenes Tagebuch und seine sonstigen Aufzeichnungen lieferten den Stoff zu den Kapiteln: Goethes Schriften, Urteile und Tischreden. Ein großer Teil der mitgeteilten Äußerungen Goethes haben heute noch vollen Quellenwert. Auch seinen 1846 erschienenen „Briefen von und an Goethe" fügte Riemer wertvolle Aphorismen Goethes und Brocardica

bei, ohne damit aber seinen reichen handschriftlichen Vorrat zu erschöpfen.

Die vorliegende Ausgabe will nicht lediglich eine Auswahl aus den „Mitteilungen" darstellen. Sie sammelt, was Riemer an Goethischen Äußerungen überliefert, Tischreden, Aphorismen, Brocardica und die von Robert Keil aus dem Nachlasse hervorgezogenen Aussprüche. Eine Anzahl noch unter Riemers Papieren aufgefundener Stücke wurde beigefügt und erscheint hier zum ersten Male gedruckt. Die Zeugnisse von Goethes mündlichem Verkehre mit Riemer treten so vereint, in stattlichem Zusammenhange hervor. Ausscheiden sollte für dieses Buch, was heute nicht mehr „Mitteilung" aus erster Hand ist, also die nach Goethes Tagebüchern und Briefen gegebene Schilderung seines Lebens und Wirkens bis zu Schillers Tode. Aus dem Kapitel über Goethes Schriften mußten viele Stücke wegbleiben, die sich als Briefbruchstücke, Zitate usw. erwiesen. Ganz aufzulösen war das Kapitel „Goethes Urteile". Nach Entfernung des heute anderweit in Goethes Werken Gedruckten blieben als mündlich überliefert nur wenige Stücke, die in die Masse der übrigen Äußerungen einzugliedern waren. Aus dem ersten, polemischen Bande der „Mitteilungen" mußte das entnommen werden, was Quellenwert noch heute besitzt. Das ist weit mehr, als es dem flüchtigen Blick erscheinen will. Die Herausschälung war nicht leicht, sie ließ sich nur so bewerkstelligen, daß als Rahmen auch Teile von Riemers Räsonnement stehen blieben. Wenn auch Riemer selbst als bedeutende Persönlichkeit zu gelten niemals beanspruchte, so bleibt doch seine Auffassung von Goethes Leben und Schaffen beachtenswert als die eines ganz Nahestehenden, von dem Schelling schon bei des Meisters Tode eine Darstellung erwartete. Varnhagen von Ense empfand Riemers „Mitteilungen" als aus einer hohen Pietät hervorgegangen und für Goethe wirklich Unschätzbares leistend. „Das Buch kann weder ignoriert noch entbehrt werden." Alles lediglich und, wie uns heute scheint,

unfruchtbar Polemische, alle Abschweifungen, gelehrte Rand- und Fußnoten, die Hauptmasse der Zitate wurden in der Neuausgabe gestrichen. Die genaue Kenntnis der Entstehung, der „Zusammenstellung" des Buches lehrte, daß dem Verfasser mit dieser Kürzung kein Unrecht geschieht, daß hier nicht ein kunstvoller Organismus zerstört wurde. Notwendige Übergänge ließen sich leicht durch ganz geringfügige Umstellungen, zumeist eines einzigen Wortes, ermöglichen. Ohne unzulässige Eingriffe blieb so die Lesbarkeit gewahrt.

Die Rechtschreibung ist die heute geltende, doch sind orthographische und etymologische Charakteristika Riemers geschont. Vorsichtiger noch mußte die Zeichensetzung behandelt werden, wenn die Sätze ihren alten Klang behalten sollten. Riemer ließ das Ohr weit mehr entscheiden als wir Zeitungsmenschen von heute. Erläuterungen, soweit sie als notwendig erscheinen, sind mit dem Register verbunden. Nur wo ein kurzes Wort, ein Name oder eine Zahl genügt, ist die Erklärung in eckiger Klammer dem Texte eingefügt. Alles in runden Klammern Stehende gehört Riemer an.

In dem äußerst umfangreichen, an verschiedenen Stellen lagernden handschriftlichen Nachlasse Riemers befinden sich zu zahlreichen der bereits gedruckten Äußerungen Goethes die Handschriften auf einzelnen Zetteln, zum Teil außer der Urschrift auch in mehreren Abschriften. Aus ihrer sorgfältigen Vergleichung ergaben sich einige Verbesserungen und Vervollständigungen des Textes. Diese Äußerungen sind mit einem * bezeichnet, ebenso die eingefügten bisher ungedruckten Stücke.

Die Ausgabe war bereits vor Kriegsausbruch abgeschlossen und gesetzt. Ihre Veröffentlichung erfolgt gleichzeitig mit einer ebenfalls vor dem Kriege nahezu fertiggestellten Arbeit, deren Vollendung ununterbrochener Frontdienst verzögerte (Friedrich Wilhelm Riemer und seine „Mitteilungen über Goethe".

Leipzig 1920). Darin sind die Belege für das in vorstehender Einleitung Vorgetragene, eine ausführlichere biographische Skizze Niemers und eine eingehende Untersuchung der Glaubwürdigkeit seiner „Mitteilungen" enthalten.

Arthur Pollmer

Friedrich Wilhelm Riemer
Mitteilungen über Goethe

Friedrich Wilhelm Riemer
Ölgemälde von Louise Seidler

Vorwort

Die mehrseitigen Beziehungen in welchen ich dreißig Jahre hindurch mit Goethe zu stehen das Glück, ja die Auszeichnung genossen habe, erlauben mir wohl nicht allein, sondern fordern sogar, da alle Welt, befugt und unbefugt, über ihn schreibt und spricht, daß auch ich, als ein doch wohl einigermaßen Unterrichteter, ein wahrhaftes Zeugnis über ihn ablege, schon um der Pietät und Dankbarkeit, welche mir gegen ihn, zuerst als Patron, dann als amtlichen Chef, durchaus aber als wohlwollenden und wohltätigen Gönner obliegt, nach bestem Vermögen Genüge zu leisten.

Dieser Verpflichtung von meiner Seite, welche bereits manchen zu der Erwartung berechtigte mich unter denen zu sehen, welche dem Andenken dieses Unsterblichen dankbare Weihespenden widmeten, würde ich früher nachgekommen sein, hätte ich nicht geglaubt den Vortritt denen einräumen zu müssen, welche dem Verewigten ebenbürtiger an Geist und betrauter, in jedem Sinne mehr geeigenschaftet waren, etwas Seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als ich, dem weder die erforderliche Auffassungs- noch auch Darstellungsgabe verliehen ist, um einen Mann zu schildern, dessen geistige Größe, obschon von den Besseren der Gegenwart mit Bewunderung erkannt, sich doch erst im Fortschritt der Zeit zu einer völlig klaren ungetrübten Erscheinung herausstellen und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte. So muß Sonne und Mond, ja jedes Gestirn, sich erst vom niedern Horizont entfernen, um aus klarer dunst- und wolkenloser Höhe, in reiner und wahrer Größe seine wohltuende Macht auszuüben.

Nun ist freilich in der langen Zwischenzeit so viel über Goethe geschrieben worden, daß bereits mehrere Stimmen sich öffentlich darüber beschweren zu müssen glaubten, indem ihres Dafürhaltens die Akten über ihn als geschlossen anzusehen wären.

Was aber auch diese banale Philister-Redensart, die denn doch nur verrät, daß man eine Sache gern los sein will, wie man eben Geschichte schreibt, um sich das Vergangene vom Halse zu schaffen, in ihrem Sinne bedeuten soll und kann — denn außer diesem hat sie keinen Verstand, da alles unendlich ist und immer wieder eine frische Betrachtung zuläßt — so ist doch die erste Frage ob alle die, welche über Goethe geschrieben haben, in dem Fall waren, ihn näher, nicht bloß aus sogenanntem persönlichen Umgang — der auch wohl nur in einem Spaziergange um die Stadt oder ums Feld bestehen kann — sondern auch aus geistigem und gemütlichem Verkehr, wie ein gegenseitiges Interesse an einander ihn haben läßt, zu kennen, und wenn dies, in welche Zeit dieser Umgang, diese Verhandlungen fielen. Denn in einem achtzigjährigen Leben gibt es unterschiedliche Epochen, welche jede ihren besondern Charakter haben, so daß keine für die andere gänzlich einstehen kann: und so ist weder Goethe der Jüngling, noch Goethe der Mann, noch Goethe der Greis allein der ganze Goethe; erst alle drei Stationen vollenden den Menschen, indem darin seine mannigfaltigen Phases nach und nach zur Anschauung kommen. Um einen Menschen zu schätzen was er ist, muß man in Anschlag bringen was er war und wie er's geworden ist. Goethe ist nicht nur ein Produkt der Natur, er ist auch ein Produkt sein selbst.

Bis jetzt sind meist nur Relationen aus der letztern Epoche des Greises zum Vorschein gekommen, unter denen nur Dr. Eckermanns Gespräche, wenn auch mit einiger Kunst geordnet — dergleichen jede Redaktion mit sich bringt — doch in Sinn und Ausdruck vollkommen wahr und zuverlässig, für authentisch gelten dürfen. Der Mann und Jüngling hingegen sind noch keineswegs völlig wahr, würdig und genügend dargestellt. Meinungen sind genug über ihn vorhanden, Anekdoten, Traditionen, Sagen, Märchen; es sind aber einseitige, dem Augenblick entnommene Ansichten, nicht

einmal immer aus Autopsie, sondern aus der Erzählung anderer aufgegriffen und entstellt durch eigene Zusätze oder Auslassungen. Ja, wenn Goethe selbst in seinen Lebensnachrichten, mit der ihm eigenen und von andern anerkannten naiven Offenherzigkeit und Ehrlichkeit, Geständnisse seines innersten Wesens, seines geheimsten Wollens und Wirkens gibt; so ist dieses doch lange nicht alles was in seiner Natur beschlossen lag: denn des Unsichtbaren ist überhaupt mehr als des Sichtbaren; auch lange nicht alles was in seiner Seele vorgehen mußte, um ihn vom sehnsüchtigen Jüngling zum resoluten Manne zu reifen.

Man spricht nicht von der Tugend die man besitzt, wie man auch nicht weiß was an einem interessant ist; und so konnte er wenigstens das nicht selber und zuerst von sich sagen, was andere zuvor an ihm entdecken und finden mußten. „Denn was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint ihm der geringste Teil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt als was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstigt als was ihn ergötzt und seine Seele erweitert; und so wird meistenteils der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn man so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chemisch hinzugetan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein."

Seine Fehler verschweigt er demnach nicht, und man hat sie noch zu vermehren, ja zu erhöhen gewußt: denn dieses Kapitel befriedigt die Menschen am meisten und tröstet sie wegen eigener Defekte; von seinen Tugenden ist aber desto weniger die Rede, zumal nach seinem Tode, wo jede Zunge sich von dem Respekt entbunden glaubte, den sie aus Rücksichten auf Schaden oder Nutzen zu beobachten sich gedrungen

fühlte. Erklärte Feinde und Gegner nicht allein, auch vermeinte Freunde und Verehrer, durch seinen Tod befreit von den Rücksichten die sie auf den Lebenden zu nehmen hatten, und froh des Zwanges ledig zu sein, den sie sich in seiner persönlichen Gegenwart antun mußten, ließen nun ihrem Haß und Neid, ihrer Galle und ihrem Spleen, ihrem Witz und ihrer Spottsucht freien Lauf, und wenn auch beide, um nicht zu offenbar ungerecht und parteiisch zu erscheinen, ihren Ausstellungen den gewöhnlichen Vortrab hergebrachter Lobesphrasen voranschickten, so kam doch der hinkende Bote des Tadels und der Nachrede bald genug hinterdrein.

Bedenke ich nun, daß ich einem großen Teil dieser posthumen Nachreden hätte können zuvorkommen, indem ich früher, länger und genauer in Verhältnis mit Goethe gestanden, als die Verfasser jener, die ihn nicht einmal alle von Person kannten, oder nur besuchsweise und gelegentlich etwas von ihm erfahren hatten; daß mir, was seine Person, seinen Charakter, seine Art zu sein und zu leben, ja seine schriftstellerische Tätigkeit betrifft, wenn auch nicht alles, doch das meiste wohl ebenso gut, wo nicht besser bekannt sein konnte, bekannt sein mußte; daß ich einiges sogar als mir besonders vertraut und bewußt vor ihnen voraus hatte: dann könnte ich, mit verzeihlicher Eigenliebe, fast bedauern, daß ich mich durch Rücksichten die andere nicht kennen, und Bedenklichkeiten die sie nicht teilen, bisher habe lassen abhalten, von meiner günstigen Stellung Gebrauch zu machen. Ich könnte mir das Wort des alten Dichters zu Gemüte führen: „Schande sei es über ihn zu schweigen und die Barbaren reden lassen!“ Denn anstatt daß ich damals ein freies Feld vor mir gehabt hätte, seh ich nunmehr ein vielfach eingenommenes und besetztes, auf dem ich kaum ein Plätzchen werde gewinnen können; und wär ich ja so glücklich, dürfte ich dennoch einen schweren Stand haben gegen der andern bereits etablierte Vorurteile und Irrtümer. Konnte ich früher ohne Anfrage und Bevorwortung auftreten,

und durfte für Neues, Unbekanntes das ich brachte, einigen Dank erwarten; so muß ich jetzt, wie es scheint, erst um Erlaubnis bitten, auch bereits teilweis Bekanntes und Besprochenes vorzutragen, und sehe am Ende nur Vorwürfen und Tadel entgegen. Hätte ich früher alles was ich wußte zuerst sagen können; so habe ich mich jetzt umzusehen, ob es nicht vor mir ein anderer gesagt und ich demnach nur als Ausschreiber oder Plagiarius erscheine, möge ich es immer aus der Quelle geschöpft haben und bei seinem Entstehen gegenwärtig gewesen sein.

Damals herrschte noch allenthalben Schweigen und tiefe Trauer. Die Kunde von seinem Hingang hatte eine allgemeine Bestürzung über die Edlen der Nation, über alle Optimaten des Geistes verbreitet; sie ehrten den Moment durch Schweigen und Andacht.

Wie tief sein Verlust nach allen Seiten und in allen Beziehungen der Literatur und Kunst, ja des sittlichen und politischen Lebens, von ihnen empfunden wurde, wie man Ihn überall vermisse, hat niemand wahrer, schöner und edler ausgesprochen als Schelling in seiner akademischen Rede; und freilich kann der Geist nur vom Geiste begriffen, ein großer Mann nur von seinesgleichen völlig anerkannt und gewürdigt werden.

Nachdem sich die Kräftigsten von dem Schlage wieder erholt und seinem Beispiele folgend zu frischer Tätigkeit gewendet hatten; so erschienen, nach einem kurzen flüchtigen Abriß seiner letzten Stunden, mehr zur Befriedigung der ersten Nachfrage denn als genügende Darstellung dienend, alsobald zwei würdige Charakteristiken seiner, so „in praktischer Wirksamkeit und ethischer Eigentümlichkeit“ wie „in amtlichen Verhältnissen,“ verfaßt von zwei mit seiner psychischen und physischen Natur innig vertrauten Freunden und Amtsgenossen – dem Geh. Rat und Kanzler Fr. v. Müller, und dem Geh. Hofrat und Leibarzt Dr. Vogel: – jede hin-

reichend, um auf seine Genialität in allen Beziehungen allgemeiner aufmerksam zu machen, und sein Andenken eine Zeitlang vor dem Untersinken im Strome deutscher Vergessenheit zu bewahren.

Nunmehr aber – nach acht Jahren – ist das Gehör des Publikums nicht mehr rein und uneingenommen; es summt und braust ihm von allerlei wirrem Getöse, von des Lobes feierlichem Posaunenschall auf der einen, wie von des Tadels höhnendem Pfeifengeschrill auf der andern Seite. Die Augen haben nicht mehr den frischen Blick, sondern sind paralysiert durch allerlei Blendungsbilder des Witzes und der Satire. Das Interesse der Neugier, der Schadenfreude, der Ranküne, bereits befriedigt, hat sich zu andern Gegenständen hingewandt, die lebendig, kurrent und hoffnungsreich neue Aussichten in ein Paradies der Freiheit und des Genusses versprechen.

Wunderlich, ich kann sagen weh wird es mir manchmal zumute, wenn ich hören und lesen muß, was alles Goethe soll gewesen und nicht gewesen sein, was er gekonnt und nicht gekonnt, getan und nicht getan, gesagt und nicht gesagt haben soll, da ich ihn doch auch gesehen, gehört und gekannt habe. In dreißig Jahren kann man doch endlich jemanden kennen lernen, zumal einen der sich gibt wie er ist; der einen Charakter hat der sich gleich bleibt, der nichts affichiert und affektiert was er nicht hat und nicht ist; und der nicht Ursache hat gegen Untergeordnete sich zu verstellen oder geheim zu tun, wenn er ihrer Diskretion versichert ist. Von seiner literarischen Tätigkeit bin ich durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Monent, Korrektor und Revisor der Manuskripte gewesen.

Alles was er in Prosa und Versen veröffentlicht hat, ist mehr als einmal, entweder geschrieben oder gedruckt, durch meine Hände gegangen, hat meine genauere Durchsicht, mindestens meinen Überblick erfahren; unzählige Briefe an seine Freunde und Vertraute habe ich geschrieben oder nachher ge-

lesen, und so dürfte ich endlich wissen, wie er dachte und nicht dachte, was sein oder nicht sein ist; wäre dies auch nur Sache des Gedächtnisses und kein kritischer Sinn oder auch nur Takt und Instinkt der es ahndet und trifft.

Aber auch sein häusliches gemütliches Leben ist mir nicht fremd geblieben. Ich habe auch den Menschen gesehen, voll allgemeinen und besondern Wohlwollens gegen seine Mitbrüder; den liebreichen Vater, den zärtlichen Gatten, den teilnehmenden Freund, den heitern Gesellschafter, den patriarchalischen Greis im Kreise seiner Enkel; den freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene; den leutseligen ansprächigen Mann gegen Niedere und Unglückliche. In allen diesen Beziehungen zeigte er sich in so natürlicher ungezwungener Fassung und Haltung, daß sein Betragen ein angeborenes, kein angenommenes erschien.

Als einen Menschen lernte ich ihn ferner kennen in seinen Neigungen und Abneigungen, physischen wie moralischen; seinen Idiosynkrasien und Idiopathien: er verhehlte sie nicht vor Bekannten, und Fremde konnten sie seiner Stille und seiner Miene abmerken. Kurz, ich habe, ohne mich deshalb damit brüsten zu wollen, in meiner Stellung so oft und so vielfach Gelegenheit gehabt, unabsichtlich und also unbefangner, ich will nicht sagen ihn zu beobachten – welches schon Vorsatz sehen zu wollen ausdrückt – sondern unwillkürlich ihn gewahr zu werden, so daß, wenn man andere über ihn sagen und schreiben läßt was ihnen nur in den Mund und in die Feder kommt, mir wenigstens soviel vergönnt sein wird, nur was ich selbst erfahren auszusprechen, ohne mir, wie andere, nach gewissen angenommenen Maximen und Regeln heraus zu vernünfteln und zu kalkulieren, wie und was er demzufolge sein oder nicht sein mußte; ohne durch einen Paralogismus ihrer Art zu behaupten, daß er es auch wirklich war oder nicht war.

Wer kann den ganzen Komplex seiner intellektuellen und

moralischen Eigenschaften, seiner Tugenden und Fehler, seines Anziehenden und Abstoßenden in Ein Wort zusammenfassen, wie ein Nomen proprium seiner Individualität, das diese ebenso kenntlich und unterscheidend bezeichnete wie der Name Goethe seine Persönlichkeit?

Und so wird man Ihn nicht erschöpfend aussprechen, wenn man ihn mit einem Parteinamen belegt, der nur die Einseitigkeit der Täufer bezeichnet. „Individuum est ineffabile."

Diese Nähe vor andern wird mir hoffentlich dabei nicht geschadet haben; ja sie müßte, nach dem beliebten schönen Grundsatz, „daß es für den Kammerdiener keinen Helden gebe", da sie zur Kenntnis und Wahrnehmung eines Details führte, das in der Ferne undeutlich erscheint oder völlig verschwindet, eher für Unparteilichkeit sprechen, an der doch gewissen Leuten [z. B. Stephan Schütze] so ängstlich gelegen ist, daß auf ihrer Goldwage fremden Verdienstes ja kein Gran oder Karat seines Wertes und Gewichtes zu viel angegeben werde. Allein aus Furcht vor Parteilichkeit für eine Sache scheuen sie die Nähe derselben, halten aber dagegen den blauen Dunst der Ferne für das Wahre, ohne zu merken, daß darin eine Parteilichkeit gegen die Sache liege.

Wenn alles Leben überhaupt, das große wie das kleine, in Detail besteht, und sich nur dadurch eins von dem andern unterscheidet, daß ein jedes andere Einzelnheiten, oder dieselben in einer andern Folge, darbietet; so sehe ich nicht, wie die Ferne, die nur eine einseitige subjektive Ansicht und Wahrnahme des Beschauers zuläßt, zur genauern und richtigen Kenntnis des Gegenstandes führen könne? Wie der fernstehende Beobachter oder Betrachter aus einem fixen Standpunkt, aus dem Augpunkt der Perspektive, mehr und besser von dem Gegenstande unterrichtet sein solle, als der nähere und nächste, wenn dessen Beschauung den Gegenstand von allen Seiten umlaufen und umgreifen kann? Dieser erfährt alle die einzelnen Posten und Ansätze, die zusammen erst jenes summa

summarum geben, welches die Ferne wie in Bausch und Bogen involviert: ein Resultat das selten dem Interesse und der Bedeutung gleichkommt, welche wir oft schon an einer einzelnen Nummer in der Rechnung zu nehmen und zu finden pflegen. Wäre an einem Menschenleben nicht mehr als was davon gerade den andern erscheint, ihretwegen wäre es dann nicht der Mühe wert es zu leben und gelebt zu haben. Was weiß denn einer vom andern als eben nur soviel wie ihm gerade zu Augen und Ohren kommt? Denn auch von dem öffentlichsten und offenkundigsten ist es nur der äußere Schein der wahrgenommen wird, das innere Wesen das zum Grunde liegt, ist ein Rätsel oder Geheimnis, sogar sich selbst. Überhaupt ist es schwer wahres Verdienst zu kennen oder zu beurteilen, wenn man es nicht selbst besitzt; und wer vollends nur auf das Gerede von andern horcht, wie will der ein Urteil haben, das er sein nennen kann? „Ist doch keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hangen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus. Liebe und Verehrung wollen durchaus unbedingt sein."

Diese Betrachtung übt eine eigene moralische Wirkung auf mich aus, die sich in die Überzeugung konzentriert: wie so gar wenig oder nichts von einer öffentlichen Meinung über uns zu halten und darauf zu geben sein könne, da wir als Objekte derselben in ihr fast aufgezehrt und vernichtet werden, so daß, wie des Menschen Leib in der Erde zerfallend vergeht, auch dessen Geist und Seele in dem Dunstkreis der öffentlichen Meinung ein ähnliches Schicksal erfährt: gleich Wolken in der obern Atmosphäre, aufgelöst zu verschwinden.

Daß demnach einem vernünftigen oder weisen Manne wenig oder nichts gelegen sein könne an dem sogenannten Ruhm — anfänglich ein lärmender rumor, zuletzt in einen schweigenden

Ruhm apokopiert – der wie ein dichteres Medium das Lichtbild zwar vergrößert, dafür aber unwahr, undeutlich und ohne das Detail erscheinen läßt, wodurch es allein anziehend und bedeutend wird.

Daß mithin dem Menschen eigentlich nur Ein respektables, zu konservierendes Verhältnis bleibe, zu sich selbst und zu dem Urheber seiner Existenz. Wie er nur dieses beides rein, wahr und beständig erhalten müsse, und dann unbekümmert sein könne, was die Leute, die sogenannte Welt von ihm meinen, denken und urteilen möge.

Denn auch das Provozieren auf die Nachwelt gewährt keinen Trost. Die Nachwelt urteilt nicht besser als die Mitwelt. Die jetzt Lebenden sind ja auch die Nachwelt einer Vorwelt und nun frage sich ein jeder wie er sich gegen diese verhalte? Wie viel, oder vielmehr wie wenig er von ihr weiß, wie richtig oder wie falsch er von ihr urteilt? Und so wird es ihm bei der Nachwelt auch ergehen. Lebe nur jeder so fort wie er kann, um das Gerede der Mit- und Nachwelt gleich unbekümmert: er wird es keiner zu Recht und zu Dank machen. Seine Mitwelt war's die Goethen nicht erkannte; seine Nachwelt verdient ihn nicht: denn sie hofft schon auf einen andern, Gott weiß wann? kommenden poetischen Messias.

Die lebendige Einsicht in dieses Verhältnis, die stille Ergebung darein, wird ihn nicht nur für sich selbst schützen und bewahren, sondern ihn auch mit seinem ebenso situierten Mitmenschen, d. h. Leidensgefährten, daß ich so sage, in guter Kameradschaft erhalten, da er in Einem Korps der Menschheit mit ihm dient, und bei dieser Koordination auch einer gleichen Subordination unterworfen ist. Wie er sich selbst liebt wird er auch seinen Nächsten lieben, ihm helfen, ihm beistehen, und wo und wie er kann ihn verteidigen und bei Ehre und gutem Namen erhalten.

In diesem Sinne einer natürlichen Selbstliebe, die sich auch in dem moralischen Unwillen über Unbill und Unrecht das

einem andern widerfährt, offenbart – einer Nemesis die jeder ausübt, wenn er einen wider Verschulden getadelt oder gestraft, wider Verdienst gelobt und belohnt sieht – in diesem Sinne habe ich eine Apologie des vielfach verkannten und vielfach verunglimpften Mannes, dem ich meine bürgerliche Existenz, dem ich intellektuelle Bildung, dem zunächst ich mich selbst verdanke, wenn auch ziemlich der letzte, aber doch nicht zu spät unternommen. Ich habe mich bemüht aus seinen eigenen Worten und Werken, die mir doch etwas früher als dem Publikum bekannt geworden, zuvörderst seinen Charakter entnehmen zu lassen und durch ihn selbst seine Rechtfertigung zu führen; die interessantesten Aufschlüsse über sein Leben mitzuteilen; und zuletzt von der Entstehung seiner Schriften, seinem Urteil über dieselben, ihren Schicksalen und Veränderungen, nach Zeit und Absicht, soweit ich als Mitherausgeber von dem allen unterrichtet sein konnte, ausführlicher als andre vermöchten, Auskunft und Rechenschaft zu geben; schließlich auch noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urteile über alte und neuere Schriftsteller, Personen und Begebenheiten seiner Zeit, nebst trefflichen Maximen und sinnreichen Apophthegmen, als Beispiele von seinen Tischreden, hinzuzufügen, um auch in diesen beiläufigen Äußerungen seinen Charakter und seine Gesinnungen gleich vorteilhaft offenbart zu sehen.

Denn in der Tat, Goethe ist ein so schönes reiches Vermächtnis wie es nur irgendeine Zeit der andern überliefern mag. Es ist nicht nur in sich und von Hause aus hohen kostbaren Wertes, es integrieren darin auch die schönsten und besten Erbteile so mancher vor- und mitzeitlicher Lebens- und Bildungsgenossen.

Kein deutscher Autor hat so viel von Natur, Leben, Kunst und Wissen in sich aufgenommen, es mit seinem ganzen Wesen so innig verarbeitet und verschmolzen, es durch und in ihm selbst der Welt mitgeteilt, wenn sie es anders sehen, erkennen und nutzen will, als eben Er.

Es zirkulieren in ihm des Geistes großartigste und fruchtbarste Ideen, des Herzens edelste und zarteste Gefühle, der Sinne feinste und mannigfaltigste Empfindungen, des Lebens weiseste Vorschriften und Maximen, um zu Tugend und Glückseligkeit zu gelangen.

Nur erst eine ruhige, leidenschaftsfreie, allein auf Wahrheit ausgehende Folgezeit wird in der Fassung sein, dies alles mit Freuden gewahr zu werden, mit Liebe festzuhalten, und durch Wort und Tat in eine allgemeinere Bildung zu verwenden.

Möchte es daher dieser Schrift gelingen, nur einiges nicht ganz Unbedeutende zu genauerer und besserer Kenntnis, zu verdienter allgemeinerer Anerkennung, zu steigender Wertschätzung und Benutzung des verkannten mannigfaltigen Guten und Schönen, welches der Nation in Goethes Dasein und Wirken zuteil geworden, beizutragen; dann dürfte wohl auch die Art wie es nach Maßgabe der Umstände nur geschehen konnte, um der guten Absicht willen, Entschuldigung finden, und der Verfasser in dem Bewußtsein einer heiligen ihm besonders obliegenden Pflicht, die Manen seines großen Wohltäters gegen ungerechten Tadel, unziemlichen Mutwillen und freche Beleidigung zu schützen und zu verteidigen, nachgekommen zu sein, sich hinreichend belohnt fühlen.

Sind nun in dem bisher Vorgetragenen nur die Anklagen mißwollender Gegner, die Goethen nur aus der Ferne und auf leere und falsche Gerüchte hin zu beurteilen sich herausnahmen, zu hören gewesen; so sollten dagegen auch die wohlwollenden Gesinnungen, die günstigen Urteile anderer, die ihm näher standen, und aus persönlichem Umgang ihn zu schildern sich bemühten, in Betrachtung gezogen werden. Aber auch unter diesen finden sich besonders zwei, deren Schriften, bei der löblichen Tendenz Goethen in ein vorteilhaftes Licht zu stellen, ja ihm alle Liebe und Ehre zu erweisen, dennoch durch

die Verbreitung so vieles Einseitigen, halb oder ganz Falschen, ja Erlogenen mehr geschadet als genutzt haben. Von diesen muß noch, ehe wir auf ihn selbst kommen, geredet werden; es müssen die Leitern, die um sein Standbild, teilweis in der Nähe zu betrachten, angelegt worden, beseitigt werden, um einen ganz freien Anblick desselben zu gewinnen: es sind die Schriften von Johannes Falk und Bettine Brentano.

Über sein Buch: „Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt," herrschen zu günstige Meinungen. Man spricht von seinem schönen Talent der Charakterauffassung; das mag allenfalls im Komischen und von solchen Figuren gelten, die Falk übersehen konnte; einen Charakter aber wie Goethes zu schildern, ohne ihm etwas von seiner falkischen Art und Weise zu leihen, möchte wohl nicht seine Sache gewesen sein.

Daher leidet schon die Glaubwürdigkeit seiner Relationen vielfache Zweifel, sowohl auf den Stoff als auf die Ausdrucksweise gesehen; nicht zu rechnen, daß er sowohl anfangs in einer zu entfernten Stellung von Goethe sich befand, als zuletzt auch, durch die Sinnesänderung, die mit ihm selbst vorgegangen war, zu wenig in nähere Berührung mit Goethe gelangen konnte. – Umgang ist ein Wort von schwebender Bedeutung, da man ebenso miteinander als bloß einander Umgang haben kann und mag.

Falks brillanteste Zeit fiel in die Jahre von 1806 bis 1814, wo er ein öffentliches für Stadt und Land ersprießliches Leben führte, sich auch persönlich zu einer ansehnlichen, früher ihm ganz und gar abgehenden Erscheinung herausgebildet hatte, und für eine der literarischen Notabilitäten Weimars gelten konnte. In dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons, einem französischen Kommissär nicht unähnlich, mit schwarz befiedertem Dreimaster und goldner Agraffe, ein ostindisches Taschentuch vor dem Mund haltend, und mit schlau-satirischen Falkenaugen umherblickend, sah man den neuen Legationsrat stolz durch die Straßen wandeln, dreist und frei in die Zimmer seiner Gönner, Freunde und Bekannten treten.

Seine schriftstellerische Tätigkeit wollte seitdem nicht mehr viel besagen; er widmete sich der Erziehung der durch die Kriegsläufte verwaisten und verwahrlosten Kinder aus den untersten Klassen und stiftete hier ungemein viel Gutes, so

daß sein Name unter den Wohltätern Weimars eine rühmliche Stelle einnimmt. Dies darf jedoch nicht hindern, ihn von seiner genialen, geselligen und schriftstellerischen Seite mit andern Augen anzusehen, und zumal in bezug auf Goethe an seiner Kompetenz, eine ganz reine, unverfälschte Schilderung von diesem zu entwerfen, aus tatsächlichen Gründen zu zweifeln.

Er war viel zu sehr von sich, seinem Witz, seinem vermeinten großen politisch-moralisch-ästhetischen Aperçûs eingenommen, da er doch – nach Goethes gegen mich geäußertem Urteil – nur die mittleren „erwischt" habe; auch mit positiven Kenntnissen in Kunst und Wissenschaft zu oberflächlich ausgerüstet, als daß er von dieser Seite Goethen gehörig aufzufassen und zu beurteilen vermocht hätte. Gewohnt überall den Mund etwas voll zu nehmen, und sich breit und wiederholt in seinen Wahrnehmungen zu ergehn, war er unerschöpflich in dem, was ihn jedesmal interessierte, ohne dabei Takt und Geschmack zu beweisen. Da er nur sich zu hören liebte und selten jemand andern zu Worte kommen ließ, so ermangelten seine Bemerkungen der schicklichen Angemessenheit, der gehörigen Begrenzung, und der notwendigen Berichtigung. Es lag ihm nur daran, seine Tiraden anzubringen, wie ihm denn mehr darum zu tun war, die lächerliche als die ernsthafte Seite einer Sache herauszustellen, und auch in dem letztern Falle sie bis zur Karikatur zu treiben.

Falk war ein unerträglicher Schwätzer und selbst Frau von Staël gab ihm den Namen bavard, nur daß sie – gleich jener Burgkastellanin zu Nürnberg, welche, wenn man auf die Schmeichler schalt, sie in Schutz nehmend zu sagen pflegte: „Ach, was hab ich die Schmeichler so lieb" – ihrerseits versicherte: „die Schwätzer gefielen ihr." Nicht so gefiel er in Weimar. Jedermann, der ihn näher kannte, floh ihn deswegen in Gesellschaft wie auf der Straße: denn er hielt wie ein Polizeidiener die Leute fest, sprach in sie

hinein und nötigte sie, nachrückend, ihm Stand zu halten, oft noch zwischen Tür und Angel; ja von der Stubentür bis zur Haustür wurde man von ihm eskortiert und mußte geduldig anhören. Zwischen den Fluß seiner Rede war es nicht möglich eine Stecknadel einzuschieben; und nur etwa der Moment, wo er sich eines gewissen allzu reichlichen Zuflusses zu entledigen hatte, – wozu er es aber selten kommen ließ, da er inzwischen schon immer durch Nebenwege ihn beseitigte, – mußte abgepaßt werden, um nur ein Wort zu erwidern, oder lieber durch ein „ich empfehle mich," das aber überhört wurde, sich um einige Schritte weiter zu fördern.

Falk hatte keine geringe Meinung von sich. Das Gefühl, der Inhaber so viel satirischer Geister zu sein, welche Wielands ihn zum Dichter weihende Taufformel, statt daß man sonst die verneinenden Geister austreibt, ihm vielmehr eingebannt hatte, gab ihm, wo nicht den Ausdruck eines Enthusiasten, doch eines sich mehr als andere bedünkenden Genies oder Halbgenies (nach der Analogie von Gott und Halbgott). Er blickte mit einem gewissen Stolz und vornehmer Miene auf alle die herab und heran, die ihn zu übertrumpfen nicht wußten oder nicht geneigt waren. Die meisten fürchteten weniger seinen Witz als sein Geschwätz.

Seine Relationen betreffend, so sind auch nicht alle aus persönlichem Umgang mit Goethe geschöpft. Einmal war Goethe in der ersten Zeit keineswegs so vertraut und hingebend, daß Falk alles, was er berichtet, unmittelbar aus Goethes Munde kann vernommen, vieles mag er ihm auch nur abgelauscht oder abvermutet haben. Merkwürdig ist es doch, daß seiner nirgends in den Briefen an Schiller und Zelter, ja nicht einmal in allen 55 Bänden der Goethischen Werke nur mit einem Worte gedacht wird, was sicher der Fall war, wenn er mit beiden Dichtern so bras dessus, bras dessous gewesen wäre, wie er sich das Ansehn gibt.

Falk hatte zunächst mit Wieland, auch Umgang mit

Johannes Falk

Gipsbüste von Karl Gottlob Weißer

Herder und Böttiger, und was zumal aus diesen letztern Quellen floß und fließt, ist schon gefärbt, wenn nicht gar getrübt. Dies zeigt schon die eine mit Böttigern auf einer gemeinschaftlichen Reise ausgesonnene Behauptung: Goethe und Schiller würden nicht lange als Freunde zusammen bleiben: zwei große Männer vertrügen sich nicht miteinander.

Vom Ende 1803 an fällt mein tägliches Zusammensein mit Goethe, und ich kann mich Falkens Gegenwart bei Tische sowohl als außerdem noch recht gut erinnern, auch des allgemeinen Inhalts ihrer Gespräche; wobei auch recht feine Bemerkungen Falks zum Vorschein kamen; aber keiner so bestimmten Offenbarungen von seiten Goethens als ihm geworden sein sollen. Auch waren wir zu Viertel- und Halbenjahren von Weimar abwesend, wo also an keinen Umgang mit Falk zu denken ist. Daher bleibt es mir ein Rätsel, wie unter allen Relationen nur die Bemerkungen über den König von Holland so authentisch, so identisch mit Goethes eignen Worten, wie er sie mir gleichzeitig in Teplitz (vom 23. August bis 16. September 1810) fast nach jeder Unterhaltung mit dem König zu vertrauen liebte, ausfallen konnten. Da Goethe mit mir zu lange noch unterwegs, in Dresden und Freiberg, verweilte, um sie, genau in derselben Frische, mündlich nachher in Weimar, wo wir den 2. Oktober ankamen, zu wiederholen; so müßte er bereits zu jener Zeit seine Mitteilungen schriftlich an eine der ersten Personen Weimars, vielleicht an den Geheimerat von Voigt, gemacht haben – was mir jedoch nicht bekannt ist – und dieses schriftliche Dokument auf irgendeine Weise Falken zu Augen und Händen gekommen sein. Genug, in dieser Schilderung ist beinahe kein Wort, keine Wendung anders als in der mündlich mir gewordenen, und wenn ich sonst ein gegründetes Mißtrauen in Falks wörtliche Überlieferung setze, so muß ich mich hier zur vollkommensten Übereinstimmung mit ihm bekennen, zugleich aber bedauern, daß Goethe durch seine bekannte Diskretion sich abhalten ließ, so-

wohl diese als andere Konfessionen über den König niederzuschreiben und selber zu veröffentlichen, da sie nur beiden zu Ruhm und Ehre gereichen konnten.

Was ihm ferner, nächst dem Bericht von Goethes Unterredung und Charakteristik des Königs von Holland, vortrefflich geraten ist, möchte wohl die Entwickelung der Kotzebueschen Intrige sein, wodurch dieser das Goethische Kränzchen zu sprengen, Schillern für sich zu gewinnen und von Goethen abzuziehen gedachte. Dem Mißlingen derselben sind wohl hauptsächlich alle nachherigen Feindseligkeiten Kotzebues und seiner Anhänger zuzuschreiben.

Diese Relation ist eine schöne Vervollständigung dessen, was Goethe selbst mit unschätzbarer Gradheit darüber berichtet, indem sie ein noch größeres Detail hineinfügt, als Goethe zu der Zeit, wo er dies schrieb [Annalen 1802], geben konnte und mochte. Falk scheint hierzu gute Quellen bei andern Bewohnern Weimars, z. B. bei Herders, die den Kotzebue tödlich haßten, in täglich frischem Gange gefunden und genützt, auch wohl selbst – wie er damals noch die Rolle eines geheimöffentlichen Beobachters spielte – manches durch Autopsie und Otakustie gewonnen haben. Auch war er hier ganz in seiner Sphäre, da es 'galt, die komische Seite an der Sache aufzufinden und in ein lebhaftes Licht zu stellen.

Dagegen ist die Erzählung seines Gesprächs über die Monaden gar zu sehr in dem Falkischen Idiom abgefaßt, als daß man nicht die einfacheren von Goethe selbst gebrauchten Worte, wie sie zuerst in seiner Morphologie, dann bei Zelter und zuletzt bei Eckermann vorkommen, deutlicher als alle Meta- und Paraphrasen jenes Kommentators finden sollte. Ein völliger Falkianismus aber ist die Apostrophe, die er Goethen bei dieser Gelegenheit an einen auf der Straße bellenden Hund von seinem Zimmer aus halten läßt. Goethe soll diesem zugerufen haben: „Larve, mich kriegst du nicht unter!“ –

Wer Goethen nur einmal gesehen und reden gehört hat,

muß ihn eines so albernen Benehmens wie Ausdrucks ganz unfähig halten. Bestie allenfalls hätte er sagen können, wie er es anderswo braucht; aber nicht Larve, das er nie von einem Tiere sagte; wenn ihm auch die Tiere überhaupt wie vermummte Wesen vorkamen, die ihren Empfindungen keinen angemessenen verständlichen Ausdruck zu geben vermögen und die er darum vielmehr bemitleidete, da freilich ihm, dem Dichter, ein Gott gegeben hatte, wo selbst der Mensch in seiner Qual verstumme, noch sagen zu können wie er leide. Doch wozu diese ihm eigene Naturphilosophie hier auskramen?

Nun aber unterkriegen! Was soll das heißen? Wie kann Goethe fürchten, daß eine Bestie, ein Hund, ihn jemals unterkriege? weder im physischen, noch weniger, wie hier, in einem moralischen Sinne. Das konnte er allenfalls seinen menschenähnlichen Anbellern und Kläffern, den Rezensenten und Kritikern, etwa in einem Xenion zu verstehen geben, gegen ein wirkliches Tier war es verschwendete Charakterstärke. Goethe konnte freilich die Hunde, doch eigentlich nur ihr Gebell, nicht leiden, – und wie wenige können das! – aber jene Anstalten zur Abwehr sind doch lächerlich. Man denke sich nur die ganze Situation: Goethe im Zimmer, im ernsten Gespräch über Tod und Unsterblichkeit, in einer metaphysischen Diskussion über die Monaden mit Falk begriffen, der bellende Hund auf der Straße, doch wohl nahe vor dem Hause; zu diesem soll er, das Gespräch verlassend, durchs Fenster – daran klopfend oder es öffnend? – hinunter gerufen haben, was ihn Falk sagen läßt! Das Fenster aufreißen, einen Stein, allenfalls einen von den im Fensterbrett liegenden Mineralien, nach dem Hunde werfen, das hätte noch eine menschliche Art, einen Goethischen Sinn gehabt, wenn man sich des nächtlichen von Goethe so drollig erzählten Hundeabenteuers in Göttingen [Annalen 1801] erinnert, wobei eine förmliche Kanonade, mit den schönsten Ammonshörnern gegen eine Rotte solcher Beller fruchtlos geliefert, das ärgerlich-lustige Resultat gab: man

habe sich in der Stelle geirrt, indem das fortdauernde Gebell des einen nicht von der Straße, wie man glaubte, sondern aus einem Oberfenster des Wohnhauses herkam, wo die eingesperrte Hundebestie, wahrscheinlich den Mond anbellend, die verscheuchten Kameraden zu erneutem Akkompagnement herbeirief.

Wer Falken persönlich kannte, der sieht und hört ihm hier die Operation an, die sein Geist soeben vornimmt, um das Fremde mit dem Eigenen, die Monaden mit dem Hunde, zu amalgamieren; er sieht und hört ihn mit zurückgeworfenem Haupte, feurigen Blicks und schnaubenden Mundes alle diese Orakelsprüche von sich geben, die gleich denen der Pythia, nur zufällig und teilweis der Wahrheit sich nähern.

Ganz in derselben Falkischen Manier ist auch der Diskurs, den Goethe im Garten sitzend, mit einer Schlange, die er in einem Glase vor sich gehabt, solle geführt haben.

Erstlich hat Goethe nie eine wirkliche lebendige Schlange, was man Schlange nennt – die ihm zuwider war – in seinem Hause gehabt; es kann nur eine kleine oder junge Blindschleiche gewesen sein, und diese erinnere ich mich in einem Glasgefäße in einer Fensterecke seines Schreibzimmers stehend, kurze Zeit gesehen zu haben.

Dann aber kommt der ganze Diskurs mehr Falkisch als Goethisch heraus. Es ist darin eine gewisse Unmündigkeit (Infantia), daß man das Ganze für ein apokryphisches Märchen aus dem Evangelium infantiae nicht Goethes, sondern Falks, ausgeben möchte.

Ebenso hat die Goethen in den Mund gelegte Diatribe gegen die neuesten Dichter, das heißt damals neuesten, gar zu viel von dem Falkischen Spiritus. In Goethes Mund lautete sie nur gutmütig ironisch, gerade wie die ähnliche Stelle bei Zelter, daß ihn Novalis auch wollte „deliert" haben. Man kann dergleichen Ton freilich nicht auf Noten setzen, aber wenn man die Person kennt, so hört man ihn schon im Geist. Gleich die ewige Wiederholung des „Imperator"

– ein Wort, das Goethe gar nicht brauchen konnte, eher Dictator – erinnert nur an das Abdreschen eines Witzes, bon mots, und sonst eines eigenen oder fremden Einfalls, das man an Falk gewohnt war.

Hat er uns doch mit seinen drei Ideen, welche seiner Wahrnahme nach Napoleon damals aufstecken wolle, fast tot gemacht. Auf allen Wegen und Stegen begegnete man diesem Drehkreuz (tourniquet) und man mußte nolens volens sie von ihm herumhaspeln hören.

Nach diesen im allgemeinen wie im besondern geäußerten Zweifeln und Bedenken muß ich wiederholt bemerken, daß seine Relationen nur aus dem Zeitraume von etwa 1806 bis 1813 genommen sind, da er, obschon seit 1798 in Weimar, dennoch bis zum 14. Oktober 1806 in der Obskurität eines Privatgelehrten lebte, und also, was er aus einer frühern Epoche über Goethe mitteilt, nur aus den Traditionen anderer aufgegriffen haben kann.

Späterhin, also nach 1813, sah man ihn wenig bei Goethe und mit ganz anderen Interessen beschäftigt.

Auch kann ich nicht unberührt lassen, daß, obschon ein sorgfältig geführtes Tagebuch seinen Berichten zum Grunde liegen soll, dennoch große Irrungen im Datum obwalten; daß, wenn er auch die Hauptsumme der Unterhaltung mit Goethe sogleich zu Papier gebracht, er dennoch die daraus konzinnierten Aufsätze später erst verfaßt, mit nachher sich ergebenden Gedanken elargiert, und mit Ausdrücken und Wendungen seiner Art und Weise ausgeschmückt habe. Denn sehr vieles darin ist stilistischer, korrekter, in studierteren Phrasen ausgedrückt, als es bei solchen Expektorationen des Augenblicks, zumal in Goethes Konversation, zu sein pflegte. Doch was mehr als alles gegen die Unmittelbarkeit spricht: das Ganze ist schon durchdrungen von jenem frommen gottseligen Sinne, der in dem Verfasser, nach 1813, durch häusliche Schicksale und Leiden geweckt wurde.

Er hielt nunmehr Bet- und Singstunden, erklärte seinen Knaben die Bibel, verachtete den gelehrten Schulunterricht und äußerte ganz laut, allen Professoren und Gymnasiallehrern zum Angehör: „die gelehrten Schulen zögen und bildeten nur griechische und lateinische Spitzbuben." Sein Wort in Ehren! so waren sie doch immer noch als Pflanz- und Vorschulen für sein Institut anzusehen, das unter andern solche Subjekte verlangte und aufnahm, um seine Besserungskünste daran spielen zu lassen.

Im übrigen ahmte er dabei nur den barmherzigen Schuster in Rom nach, wie ihn Goethe beschreibt, und wahrscheinlich nach dessen mündlicher Tradition: denn Goethe erzählte öfters die Geschichte dieses eben so weltklugen als frommen Waisenvaters lange zuvor ehe er sie weiter ausgeführt seiner italienischen Reise einverleibte.

Alle Jahre am 30. Januar zog Falk mit seinen Eleven in Prozession auf den Schloßhof, stellte sich und sie, unter Absingung geistlicher Lieder, den fürstlichen Personen und deren Umgebung dar, und erreichte, gerade wie jener römische Altreiß, durch den Anblick der ungleich ausgestatteten Schar, daß für die minder gut bekleideten reichliche Kollekten zusammenflossen. Auf diese Weise, durch praktisch-christliche Gesinnung sich das Menschen- und Bürgerverdienst eines Wohltäters der Waisen und Verlassenen erwerbend, konnte und mochte er auf schriftstellerischen Ruhm leichter verzichten; und so finden wir ihn wenigstens nicht mehr im Fache der Ästhetik beschäftigt, und darum auch in geringer Konnexion mit Goethe.

Aus dem anfangs schalkhaften Satiriker, der sogar über seine Haustür eine große komische Maske hatte anbringen lassen, damit man sehen sollte, „was für Seife hier gesotten werde", war zuletzt, currente rota, ein frommer Christ geworden; welches hiermit nur zu seinen Ehren, ohne weiteres Präjudiz, gesagt sein soll.

Hatte das Buch von Falk durch sein gleich dem Verfasser zudringliches Erscheinen, indem es Goethens Hingang auf den Fersen folgte [März 1832], bereits eine gewisse Präokkupation ausgeübt, eines jeden eigenes unbefangenes Urteil über ihn in Beschlag genommen, und dafür nur seine einseitige Ansicht des großen Mannes, aus einem früheren und kurzen Zeitraume herrührend, zu einer abschließlichen Bilanz und Totalsumme dem Publikum vorgelegt, und somit dasselbe gegen nachfolgende zuverlässigere Relationen wo nicht ganz verblendet, doch gleichgültiger gemacht: so hat wiederum ein anderes Werk demjenigen, den es verherrlichen sollte, in den Augen der Unkundigen mehr geschadet, indem es ihm nicht allein ungegründete Vorwürfe der Kälte und Lieblosigkeit des Herzens zuzog, sondern auch das Verdienst des Genies, die Originalität seiner schönsten Dichtungen aus der spätern Zeit, der Sonette und des Divan, zu schmälern, ja zu rauben drohte. Es ist der Briefwechsel Goethes mit einem Kinde.

Wenn Goethe seiner Biographie den Titel „Dichtung und Wahrheit" gab, so wollte er damit sagen: „es sei der Dichtung Schleier nur aus der Hand der Wahrheit." Die Wahrheit sei der Körper, die Dichtung nur das Kleid, der Rahmen, der ein wirkliches Bild abgrenzend umschloß; hier aber ist die Fiktion die Hauptsache, der hin und wieder ein Wahres umgehängt ist.

Das Ganze ist mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehnt, dessen Heldin aber Bettine, in eingebildeter, mehr mystisch phantastischer als in wirklicher Liebe zu Goethe, wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persifliert, bald Liebesspuk mit ihm treibt, und sich nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelszenen mit ihm ausdenkt. Goethe erscheint daher auch nicht als ein Liebender, sondern als ein Angeliebter, der sich diese Anliebe mit guter Art gefallen läßt, völlig wie jene

Marmorbüste, welche die Liebende so lange küßt, bis es ihr gelinge das lebendige Original eifersüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt sie, wie ein Kind, gewähren, so lange, bis sie ihm lästig wird und ihn kompromittiert; „da es in seiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältnis abzubrechen."

Die Dame beklagte sich schon 1807, im zweiten Stadium ihres zwischen Mignon und Philine einschillernden, übrigens noch durch ein eigen Brentanosches Ingrediens nüanzierten Attachements, an einem schönen Morgen, gegen mich, der damals in Goethes Hause lebend, von manchem Augen- und Ohrenzeuge war, daß Goethe so wunderlich und sonderbar sich gegen sie zeige, das heißt in seiner Sprache: nur eben passiv verhielt. Wie ist nun zu glauben, daß nachher, in der Entfernung, eine größere poetisierende Zuneigung auf seiner Seite sich eingefunden habe, wenn sie sich gleichwohl noch über seine kalten steifen Briefe so bitter beschweren kann? Wie stimmen jene leidenschaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an sie gerichtet haben soll, zu den gleichzeitigen steifen und kalten Briefen? Kann man den einen Fuß im Kothurn, den andern im Soccus, oder deutscher zu reden, mit einem Fuß im Steigbügel, den andern auf der platten Erde, den Liebesritter spielen?

Die Sonette und Lieder, die an sie gerichtet sein sollen, sind aber nur so ad vocem oder à propos, wie sie solche eben brauchen konnte, von ihr provoziert und eingefugt, und darum ist das Ganze – eine einseitige phantastisch-spekulative Liebesflamme, die mit keiner wirklichen erwidert, sondern mit einem Spiegelbilde abgespeiset wird, und es auch von einem sechzigjährigen Manne nicht anders werden konnte noch durfte.

Bereits seit 1811 Gattin eines andern, und nach dem entschiedenen Bruch mit Goethe (den 13. September 1811), dessen

Bettina Brentano

Radierung von Emil Ludwig Grimm

später gedacht werden soll, wie hätten ferner noch, erst von 1813—1819 gedichtete leidenschaftliche Lieder, dergleichen die an Suleika sind, von deren überschwenglichen Schönheit der Dichter ganz überschwengliche Ausdrücke braucht, und nach seinen eigenen Worten „eine Welt von Putz und Pracht" zusammenhäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen, auf Bettinen sich beziehen können? Ihre Bescheidenheit würde sie entweder gar nicht auf sich gedeutet, oder im Gegenteil nicht über Kaltsinn und Mangel an Gegenliebe geklagt haben, als womit sie in geradem Widerspruch stehen. Freilich! wenn die Briefe Goethes an sie wirkliche Erlasse sind, hingegen die Gedichte nur eingebildeter Weise auf sich bezogene oder akkomodierte, so ist der Kontrast erklärlich, aber die Anmaßung unbegreiflich, und eine bisher unerhörte Art, sich einem, der auf dem Wege zur Unsterblichkeit ist, als Begleiter an den Arm zu hängen.

Was nun zuvörderst die Sonette betrifft, die Bettine sich bona fide als an sie gedichtet und gerichtet aneignet, so hat Goethe solche weder an sie noch auf sie gedichtet; an sie gesendet eins oder das andere, das ist möglich, sogar gewiß, da er einmal gern das Neueste seinen Freunden und Freundinnen mitteilte, entweder vorlesend, oder bei intimerem Verhältnis auch wohl abschriftlich. Weil etwas ins Allgemeine erhoben war, konnte eine jede es zu ihr gesagt sich schmeicheln oder glauben. Schreibt er doch an Bettine, sie sollte sich beifolgendes Gedicht aneignen, und als an sie gesagt, aufnehmen, weil er ihr nichts Besseres zu sagen wisse. Aber den Stoff hat er nicht von ihr empfangen, oder entlehnt, und etwa nur in poetische Formen gestaltet, ihr wieder zugestellt. So arm konnte Goethes Phantasie und Herz auch im sechzigsten Jahre nicht sein, daß er Empfindungen von Bettinen erst entlehnen mußte, um sie nur, wie ein griechischer Hypophetes die begeisterten Naturlaute der somnambülen Pythia, in Verse zu bringen. Der Stoff ist ganz wo anders her, und eine Menge

in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden.

Die nähere Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden; nur so viel ist zu sagen, daß ein Dutzend dieser Sonette schon 1807, vom 29. November Adventus domini an bis 16. Dezember, in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letztern Datum verheißen wurden, und ihm auch den 22. Juni 1808 von Karlsbad aus wirklich zukamen. Bettine war diesmal mit Schwestern und Bruder vom 1.—10. November in Weimar gewesen, und am 10., wo sie jene Klage gegen mich führte, wieder abgereist. Den folgenden Tag fuhr Goethe mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. Dezember incl. blieben, und erklärte sich im Gespräch mit mir über Bettine nicht eben als leidenschaftlicher Liebhaber, sondern nur als Bewunderer ihres geistreichen aber auch barocken Wesens. Während dieses Aufenthalts wurden in den abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel u. a. besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries, und zuletzt von Z. Werner, der persönlich in diese Kreise eingetreten war, vorgelesen, und im stillen auch von Goethe versucht – wie es seine Art war, sich von berühmten Mustern und Vorbildern anregen zu lassen – und zwar gleich in einer gewissen Anzahl. In dieser kurzen Zeit also, mit wahrer „Sonettenwut" gedichtet, können sie, auch wenn der Inhalt und sonst ein Umstand der Zeit oder des Orts nicht widerspräche, gar nicht auf Bettine gemeint oder gemünzt sein. Bettine eignet auch wohlweislich nicht alle sich zu, und lehnt einige sogar entschieden ab, die freilich auf eine andere zu sichtlich deuten, als daß die Unwahrheit oder die Dichtung nicht sogleich in die Augen fallen sollte.

Von einigen ihrer Briefe kann man dreist sagen, sie seien nur das in Prosa aufgedröselte, meta- und paraphrasierte Poem Goethes: – denn man hört noch das Silbenmaß hindurch mit

der Wort- und Satzfolge – und also nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantasien, Visionen und Träumen zusammengesponnen, und zu diesem „fatalen Strumpf" gewirkt, da das ziemlich bejahrte Kind bekanntlich noch nach Goethes Tode, und nachdem längst aller persönliche und briefliche Verkehr mit ihr aufgehört hatte, an dieser Korrespondenz fortgestrickt hat.

Das alles würde, wenn einmal wahrheitliebende Chorizonten quibus amica Bettina, sed magis amica veritas, – also keine Alexis, Daumer, Görres usw. – über diesen Briefwechsel gerieten, vor allen Dingen die schwankende, ja von Jahr in Jahr herumtaumelnde Chronologie fixierten, womöglich die eigene Goethische Handschrift, und vorzüglich die der Verfasserin kollationierten, das Wahre, Wirkliche, Mögliche von dem Falschen, Widersprechenden, Unmöglichen, Absurden, ja Verrückten und Wahnsinnigen gehörig sonderten und sortierten, auch einige noch lebende Zeugen über die Stellung Goethes zu Bettinen und die Ursachen des bis jetzt noch unenthüllten Bruches abhörten, – Differenz nennt Goethe, mit sehr diplomatischem Euphemismus, was eine vorgefallene Zwistigkeit mit seiner Frau, wegen einer ihn mitbetreffenden Beleidigung seines Freundes H. Meyer war – sich nicht bloß zur moralischen Wahrscheinlichkeit, sondern zur historischen Gewißheit herausstellen. Damit aber wäre nun freilich die Poesie des Werks wie eine Phantasmagorie durch hellen Tagesblick aufgehoben, und wenn nicht ganz zerstört, doch verkümmert; allein um des frommen Zwecks willen, dem geliebten Gegenstande damit ein Denkmal zu ersammeln, mag das Apokryphische daran immerhin bei Ehren verbleiben, ja für um soviel erbaulicher gelten, als das Kanonische sein würde und sein könnte.

Das Ganze ist ein großes musivisches Gedicht, eingelegte Arbeit (Lavor di comesso) in poetischer Prosa, eine Art Heroide, worin die Heldin die Rolle einer Sulamith, Sappho,

Suleika, Heloise und Mignon in abwechselndem Durcheinander zu spielen für gut befunden hat; zwar ein höchst originelles Kunstwerk, das seinesgleichen vergeblich sucht, aber kein authentisches Evangelium.

Wenn alle diejenigen Frauen und Fräulein, denen Goethe seine Gedichte vorlas, sie als unmittelbar an sie gerichtet hätten glauben sollen; so würde es eine hübsche Menge nachzuweisen geben. Ja selbst im engern Kreise ließ sich doch keine beikommen, er habe bei einem solchen Gedicht gerade nur an sie gedacht. Sonst könnte die, welche die Stanzen dictando schrieb [Caroline Ulrich]:

„Hände meiner Augenweide,
O, wie drück' und küß' ich sie."

oder:

„Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts."

mit eben dem Rechte glauben, er habe die ihrigen dabei im Auge und im Sinne gehabt, zumal wenn er Actu diese Hände wirklich drückt und küßt, diese Locken so apostrophiert.

Die zahlreichen Bewunderer, Verehrer, Anbeter dieses unsterblichen Kindes werden freilich an meinen Konfessionen nur Blasphemien zu sehen glauben; allein, eingedenk jenes Titelmottos, konnte ich nur schreiben, was und wie ich es weiß. Mögen andere davon halten was sie wollen, ich sage nur: dixi et salvavi animam!

Übrigens würde Goethe von der Veröffentlichung dieses Briefwechsels, wenn er etwas davon erfahren könnte, so wenig erbaut sein, als von der aushorchenden Korrespondenz jener Frauenzimmer mit Rousseau, die auf Mystifikation desselben hinauslief. Da Frau von Staël Goethen ein gleiches mit ihr befürchten ließ, so verschloß er sich und ging nicht aus sich heraus. „Er wollte sich selbst und das fratzenhafte Weiberbestreben nicht im diamantenen – adamantinen Spiegel sehen."

Noch einmal auf das Obige zurückzukommen, und Goethe

zu rechtfertigen: so war Goethe durchaus dankbar! Aus Dankbarkeit für Bettinens Anhänglichkeit an seine Mutter, für ihre von derselben erhaltenen Mitteilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können, für so manche Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Besorgungen, gewiß aber auch in Erinnerung an Bettinens schöne Mutter, mit der er im Hause der Frau von la Roche die glücklichsten Stunden verlebt hatte, – aus allen diesen Motiven ließ er sie in bald natürlicher, bald studierter Laune sich ergehen, erfreute sich an ihrem genial-barocken, bald geistreichen bald phantastischen Wesen, ertrug ihre Liebkosungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmut, und da von einer nur väterlichen nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede sein konnte, was blieb ihm übrig, als ihr für so viel Artigkeit und Spaß wie einem Kinde, mit irgendeiner poetischen Konfitüre, wie er sie eben zur Hand hatte, einer frischen Blume, einem saftigen Stück Obst aus seinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen seiner Kunst, als wären sie für sie gewachsen und gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu gewähren. Dabei aber sollte und mußte es sein Bewenden haben. Wenn sie mehr verlangte, oder sich gar herausnehmen wollte, so daß sie ihm lästig wurde, mußte er nach seinem obigen Geständnis ein solches Verhältnis abbrechen, und daß sie ihm durch ihre Leidenschaftlichkeit lästig wurde, ist sie selbst an ihn eingeständig.

Es gereichte aber zu ihrem Glück, ja zu ihrem Dichterruhm, daß eine solche Katastrophe eintrat: denn ohne diese fände kein Dekurs ihrer Liebe in das Tragische statt, als wodurch dieser zweite Teil ihres Romans ein romantisch-sentimentales Interesse gewinnt, das einen jeden, der alles ohne Unterschied für Wahrheit und nicht auch für Einbildung und Dichtung aufnimmt, der nicht mit den geschichtlichen Verhältnissen und mit der Persönlichkeit der Heldin bekannt ist, nur allein für

sie besticht, auf Goethe hingegen ein falsches, ihm nachteiliges Licht wirft.

Insofern der große Mann sowohl als Dichter wie als Mensch dadurch kompromittiert erscheint, ist es nicht mehr als billig, dem Mißurteil einer leichtgläubigen Mit- und Nachwelt möglichst entgegenzuarbeiten.

„Mich dünkt immer: die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.“ Stella. Diese kostbare Bemerkung läßt sich auf Goethe selbst anwenden. Seine Persönlichkeit, lebendig angeschaut, war ein unerschöpflicher Text an sich und zugleich ein Kommentar seiner Werke. Diejenigen entbehren unsäglich, die ihn nicht persönlich kannten, um seine Werke, prosaische wie poetische, ganz zu verstehen, und ihn darin wieder zu finden. Mensch und Autor waren bei ihm nicht getrennt, wie bei andern, denen die Schriftstellerei nur als eine Art von Amtskleidung überhangt. Bei Goethe dachte man nicht, daß man das auch geschrieben und gedruckt würde haben können, was man von ihm hörte und sah, und war erfreut, es dann als Buch wieder zu finden und durch Autopsie die Erklärung und das Verständnis vorausgewonnen zu haben: denn „der ganze Mensch enthielt auch den ganzen Schriftsteller“.

Wirklich erklärt Goethes Persönlichkeit alles was man in seinen Schriften und in seinem Leben Eigentümliches und Besonderes wahrnimmt. Man muß ihn gesehen und gehört haben, um sowohl den Adel seiner Seele, die Tiefe und Innigkeit seines Gemüts, die Liebe, Güte, Milde, Sanftmut, Schonung und Duldsamkeit seiner Natur zu empfinden, als den guten Humor, den heitern Scherz, die feine Ironie und das gutmütige sich selbst zum besten haben darin wieder zu erkennen; und sogar Tadel und Rüge, wenn auch zuweilen heftig, nur gerecht, nicht grämlich zu finden.

Man mußte ihn sehen, um gleich die mächtige aber zusammengefaßte sich selbst beherrschende Natur zu ahnden, die einen unendlichen Schatz, einen unerschöpflichen Reichtum von Gedanken und Gefühlen, Wahrnehmungen und Lebenserfahrungen bescheiden und anspruchslos verwahrte, einen Schatz, der in hundertfacher Gestalt und Weise durch die Zeit offenbart werden sollte, und den achtzig Jahre des Lebens nicht

erschöpften, weil er immer neuen Zuwachs aus sich selbst erhielt.

Waren es auch nicht jederzeit duftende Blumen und glänzende Früchte, die das Füllhorn seines Geistes ausschüttete, so waren es doch gereifte Samenkörner, edle Pfropfreiser, tüchtige Senker, die es bis zum letzten Moment spendete.

Man mußte die Augen sehen, aus deren sanftem, mildem Ernst die Liebe, die Gunst, das Wohlwollen hervorleuchtete, mit der er Natur und Menschen aufzufassen und darzustellen vermochte; man mußte die treuherzige Gutmütigkeit wahrnehmen, womit er ein solches Vertrauen einflößte, daß man ihm Schwächen und Eigenheiten des Herzens sowohl als Bedrängnisse des Lebens gern bekennen mochte; man mußte die teilnehmende Beruhigung erfahren, die aus dem lieblichsten Munde hervorging, der sich nur öffnete, um mit weisem Zuspruch jeden auf die eigenen Heilkräfte aufmerksam zu machen und dadurch Trost, Erquickung, Heiterkeit und Freude einem jeden an sich selbst zu verschaffen, nie aber in harten Vorwurf, bittren Spott und herben Tadel sich ausließ; aus einem Munde, sage ich, den nichts entstellte, kein Lachen, kein Weinen, kein Verdruß und Ärger, und den sogar Schelten und Zorn nicht verunstaltete: einem so wundersam geformten Organ, daß es einen bildenden Künstler zur Verzweiflung bringen konnte, wenn er es darstellen sollte, und das an sich schon den Beruf die Sprache der Musen und Grazien zu reden beurkundete.

Man mußte ferner ihn sehen, wie er strack und fest auf seinen Füßen stand, wie er einherging ernsten und sichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Eine frühe Gymnastik: Tanzen, Fechten, Schlittschuhlaufen, Reiten, sogar Kurier- und Parforceritte, hatten ihm diese Beweglichkeit und Gewandtheit mitgeteilt; die ihm auf den schlimmsten Pfaden keinen Fehltritt tun ließ, nicht in Gefahr des Ausgleitens, des Fallens brachte, daß er über Glatteis, schmale Stege,

Goethe auf der Straße

Bleistiftzeichnung von Friedrich Wilhelm Riemer

schroffe Fels- und Fußsteige leicht und sicher hinauskam. Wie er als Jüngling in Felsklüften und Steingeröllen mit seinem fürstlichen Freunde herumklettert, Turmhöhen und Alpenklippen mit Gemsenfreche erklimmt, so ist ihm, bereits ein Mann, bei seinen geologischen Forschungen fünfzig Jahre hindurch „kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig, und keine Höhle labyrinthisch genug."

Mit eben so unverdrossener, unermüdlicher Beweglichkeit sehen wir ihn bei den häufigen Feuersbrünsten jener Zeit in Stadt und Land, und ebenso bei Überschwemmungen, zu jeder Tageszeit und Stunde, zu Roß und zu Fuß dahin eilen, wo die Gefahr am größten ist und durch kluge Anordnungen und selbsttätige Mithülfe möglichst retten und abwehren, mit so wenig Schonung seiner selbst, daß er sich einmal die Augenwimpern versengt, und in den Stiefeln das Wasser bis zum Sieden erhitzt fühlt. – Diese und andere spätere Strapazen im Felde sind wohl die besten Beweise einer körperlichen Askese, die nicht ohne sichtbaren Ausdruck bleiben konnte.

Wenn er in den letztern Jahren seines langen Lebens nicht mehr die Raschheit eines jugendlichen Ganges zeigte, so trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; sie fällt auch zum Teil auf den mindern Gebrauch von mannigfacher Bewegung, zum Teil aber auf die Mittel, welche zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Übels angewendet, seine Füße fesselten, und ihm unwillkürlich einen mehr schiebenden als gehobenen Schritt abnötigten.

Gleichwohl hielt er sich immer strack und gerade, mit zurückgezogenen Schultern, eine Haltung, die ihm von früh an habituell geworden, und die er auch jungen Leuten, zumal Schauspielern, anempfahl, und welche sich bei keinem mit besserem sichtlichern Erfolg bewährte, als bei seinem eignen Sohn, der durch fortgesetzte Übung und Aufmerksamkeit auf sich zu einer solchen Repräsentation gelangte, daß seine Brust, ohne die Surrogate der Kunst, eine Breite und Ausbildung

gewann, welche sie den antiken Musterbildern eines Antinous oder Meleager nicht ungleich erscheinen ließ, und der sonoren Stimme des jungen Mannes eine solche Resonanz gab, daß sie den größten gefüllten Raum noch allvernehmbar durchdringen konnte.

Daß dazu die Haltung der Hände auf den Rücken sehr vieles beitrage, ist eine zu bekannte Erfahrung, als daß ich sie erwähnen würde, wenn ich nicht hinzuzusetzen hätte, daß Goethe diese Stellung in Momenten ruhiger Unterhaltung, wenn sie stehend geführt wurde, sehr gern annahm; welche jedoch, nach seiner bescheidenen Erklärung, eigentlich nur den Fürsten am besten kleide, weil sie ein vollkommenes Sicherheitsgefühl ausspreche, und ebenso Vertrauen bezeige als hervorrufe, indem sie den sich Nähernden ebenfalls ruhigen, unbefangenen Zutritt gestatte.

In dieser charakteristischen Angewohnheit, die wie gesagt zum Habitus geworden, hat ihn Rauch vortrefflich dargestellt, in einem kleinen Standbilde, welches, wenn auch nicht die vollkommenste schärfste Ähnlichkeit in den Gesichtszügen, doch die vollendetste Naturwahrheit in der ganzen Haltung und Stellung vergegenwärtigt.

Ebenso hätte einer meiner Vorgänger [Dr. Karl Vogel], indem er die Statur Goethes beschreibt, sich anschaulicher ausdrücken können, wenn er, eingedenk der homerischen Andeutung von des Odysseus und Menelaos Leibesgestalten und ihrem Verhalten zueinander im Stehen und Sitzen, gesagt hätte, daß Goethe sich im Sitzen imposanter ausgenommen, wodurch sein Oberleib als länger bezeichnet wird.

Dafür läßt er ihn zu Pferde nicht gut schließen, wodurch er als Reiter in einem Nachteil erscheint, der nach den eben erwähnten Kurier- und Parforceritten nicht wohl gedenkbar ist, auch nicht durch Zeugnisse zu konstatieren, da ihn die letzten 20 Jahre niemand zu Pferde gesehen hat, und der Bemerker am wenigsten, ich noch zuletzt in Dux 1811, wie früher vor 1806.*

Goethe zu Pferde [um 1810]
Getuschter Schattenriß

Eine Persönlichkeit wie Goethes ist mir zum wenigsten unter deutschen Gelehrten und Dichtern noch nicht vorgekommen. Ihre Anziehungskraft lag nicht allein in der Ahndung von seinem geistigen Vermögen, seinem Wissen und Können, nicht nur in der Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Sitten, sondern darin, daß man hier einen vollkommenen Menschen, einen nach allen Seiten hin selbstbewußten und gebildeten, mit einem Worte emanzipierten Menschen vor sich sah, dem man vertrauensvoll sich hingeben mochte, weil ihm kein menschliches Gefühl und Geschick fremd sein konnte, und dessen geistiges Übergewicht niemanden beschämte noch kränkte, weil es mit Milde und Menschenfreundlichkeit gepaart sich zum Gleichgewicht neigte.

Wie viele haben ihm nicht die geheimsten Konfessionen gemacht! Er pflegte sich auch wohl im Scherz den Großpönitentiarius zu nennen. Und er war es auch in mehr als einem Sinne: denn man konnte ihm nichts offenbaren, was er nicht schon a priori gekannt und gewußt hätte; auch war er verschwiegener als der Beichtstuhl, zum großen Ärger aller Ubiquisten, die gern etwas aus ihm herausgelockt hätten.

Die ihn für stolz und steif ausgeben, haben ihn selbst schlecht gekannt, und nur obenhin nach zufälligen Äußerlichkeiten beurteilt.

Daß Goethe auch in späteren Jahren nach etwas ausgesehen haben müsse – denn über die frühern ist kein Zweifel, da von seiner Schönheit, Lebendigkeit und Genialität aller Orten zu lesen ist – zeigt schon dies, daß Napoleon bei seinem Anblick ausrief: c'est un homme!

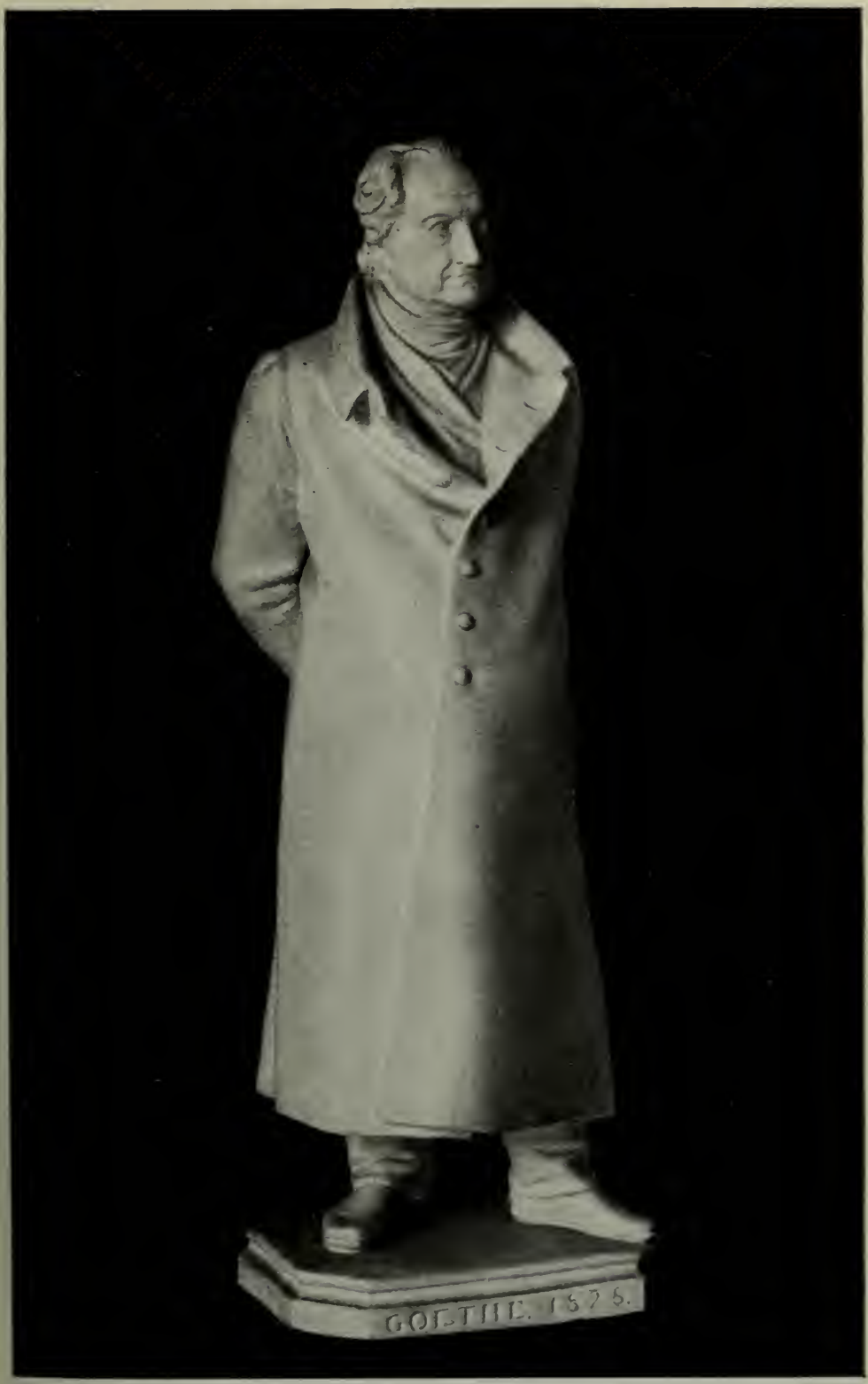
Ein an sich schon ebenmäßig und schön gebildeter Mensch, der bis in sein männliches Alter alle edlen Leibesübungen getrieben hat, ein vortrefflicher Schlittschuhläufer, ein leidenschaftlicher Tänzer, ein verwegener Reiter, ein kühner Kletterer, kann niemals steif und eckig gewesen sein, und selbst in hohen Jahren mußte man ihm diese mannigfache Dressur und

Schule noch ansehen, wie einer, der früher Militär war, noch die Auszeichnung bewahrt, die ihm sein ehemaliger Stand als einen Character indelebilis aufprägt.

Selbststeife Philister, unbeholfene linkische Gelehrte, wie sie sonst in Deutschland häufiger zu sehen und gleich zu erkennen waren, kriechende Bücklingmacher und Scharrfüßer, wie „der Meister einer ländlichen Schule", vor denen Goethe nicht so wie sie den Rücken krümmte, – weil er nichts zu erschleichen, nichts zu sollizitieren hatte, und auch außerdem sich nur seinem Stande und seiner Würde gemäß betrug, sich stets aufrecht und gerade hielt, sich nirgends anlehnte, keine mehr als nachlässige Stellung und Sitzung sich erlaubte, so daß man überall nicht etwa nur den Hofmann, sondern den Mann von guter Erziehung und Lebensart sogleich in ihm erkannte – nur solche Mannequins konnten ihm dergleichen aus Rache nachsagen, wenn etwa der Minister den Poeten in Schutz nehmen mußte, gegen die zudringliche Konfraternität gleich umhalsender und handdrückender biderber Söhne Tuiskons.

Doch war es keineswegs der Minister allein; es war auch der weltkluge Menschenkenner, der gegen solchen Enthusiasmus einige Apprehension hegte, weil er aus Erfahrung wußte, an was für leichtzerreißenden Fäden ein so improvisierter Enthusiasmus zu hangen pflegt.

Mit dieser Steifheit und Eckigkeit wäre es also nichts, oder sie wäre wenigstens nicht weit her, nur erst aus den letzten zehn Jahren, indem ein siebzigjähriger Mann unmöglich die Gewandtheit eines Jünglings haben, noch anstandshalber überall zeigen kann. Alle Würde hat etwas Gehaltenes, Langsames. Heftigkeit und fahriges Wesen sind unverträglich mit der Gravität. Alles Feierliche, Ernste, Traurige ist langsam; will man das Steifheit nennen, so herrscht sie freilich auch in der Kirche wie auf dem Gottesacker, bei Hofe wie auf dem Paradeplatz, und ist dann ein unvermeidliches Übel, mit dem man



Goethe-Statuette

Von Christian Daniel Rauch

sich durch die Betrachtung abfinden muß, daß die Welt aus Gegensätzen besteht, die zwar einander negieren, aber nicht aufheben können.

Ebenso problematisch sieht es mit dem vorgeworfenen Stolze aus, den man ihm ab- oder angesehen haben will, mögen nun damit die äußern sichtbaren Zeichen, worin er sich kundzugeben pflegt, als Gang, Stand, Haltung, Gebärde und Manier gemeint sein, oder andre mehr aus Worten, geäußerten Meinungen und Betragen in Gesellschaft zu entnehmende Merkmale; in beiden Fällen ist man weit von der Wahrheit entfernt. Daß das Bewußtsein einer innern geistigen und sittlichen Würde, daß insonders die Festigkeit eines Charakters sich auch äußerlich ausprage, ist wohl keine Frage und dürfte keine Rüge verdienen.

Gesundheit

Obgleich von starkem und kräftigem Knochenbau wie auch fleischiger Muskulatur war Goethes Organisation doch übrigens sehr zart und reizbar. Er blieb daher physischen Einflüssen der Witterung und Temperatur sowohl, als auch moralischen Influenzen leicht ausgesetzt und schnell unterworfen. Auch hatten früher leidenschaftliches Stürmen in seine physische Natur, sowie späterhin Strapazen im Felde, den Grund zu den körperlichen Übeln gelegt, wodurch er einige der besten Jahre seines Lebens verlor. Klima und Jahreszeit übten einen gewissen regelmäßigen Einfluß auf sein körperliches und geistiges Befinden, und er nannte sich selbst ein bestimmtes Barometer. Der meist rauhen, mit Wind und Regen abwechselnd unfreundlichen Thüringischen Atmosphäre mußte er in den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Weimar den gewöhnlichen Tribut der Fremden zollen. Zahnreißen und andere rheumatische Übel befielen ihn; und das Ende des Jahres oder die Abnahme der Tage war, wenn nicht immer mit körperlichen Unpäßlichkeiten, doch meist von einer Niedergedrücktheit des Geistes begleitet.

Aber nicht bloß leicht vorübergehende körperliche Leiden hatte er zu bestehen, auch schwere und gefährliche Krankheiten, unter welchen die angreifendsten, das Leben bedrohendsten in die Jahre 1801, 1805, 1823 und 1831 fielen, und meistens unmittelbare Folgen zurückgedrängten und verhaltenen Seelenschmerzes waren.

Zu diesen psychischen Leiden, die ein langes Leben hindurch ihn treffen und prüfen sollten, gehören alle die Trauerfälle, die ihn näher oder entfernter berührend nie ohne Teilnahme, Mitgefühl, moralischer oder physischer Einwirkung blieben, und wenn nicht gerade in eine förmliche Krankheit, doch in körperliche Indisposition ausliefen, die nur durch eine schnell, ja hastig ergriffene Tätigkeit zu überwinden und zu beseitigen war.

Charakter

Goethe war nicht nur ein Talent, er war auch, ohne welches ein Talent selbst nichts ist, ein Charakter.

Ein Charakter ist ohne Selbstliebe, ohne ein Bestehen auf sich, und Durchführen sein Selbst nicht gedenkbar.

„Jedes Wesen, sagt Goethe, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eignen Zustande ungetrennt und unverrückt erhalten."

„Dies ist eine ewige notwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen: jedes Einzelne habe Charakter, bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt, wenn er getreten wird."

„In diesem Sinne dürften wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er gibt auf, was andre Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte."

„Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihre Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt."

„Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt, und seine Eigentümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht." — Daher ist ein gewisser Eigensinn, eine gewisse Beschränktheit nicht von ihm zu trennen: denn er ist ja selbst eine Begrenzung, ein Umriß.

Nicht allein in seinen Schriften, auch im persönlichen, häuslichen und öffentlichen Leben erscheint Goethe — wie wär es anders möglich — als ein vollkommen sittlicher Mensch, da niemand ein guter Dichter, ein guter Autor sein kann, ohne zugleich ein guter Mensch zu sein.

Er liebt die Reinlichkeit an seiner Person, an seiner Umgebung, das ist sittlich. Die äußere Reinheit ist der Spiegel der innern.

Er liebt die Ordnung, das ist auch Reinlichkeit, ist Nettigkeit, Akkuratesse, Folgerichtigkeit in Geschäft, Verkehr und Vorhaben.

Er liebt Zucht und Anstand, das ist abermals Reinlichkeit des innern und äußern Daseins, des Verhaltens gegen sich und andre, ist Ordnung, ist Fügung unter Gesetz und Sitte, ist Mäßigung, Fassung, Ruhe, Geduld und Friedfertigkeit.

Und so haßt er im Gegenteil alles Unreine, physisches wie moralisches, alle Unordnung im Hause wie im Staate, und was nur unter dem Namen Anarchie sich begreifen läßt, letztere in dem Grade, daß er in einem eminenten Falle sogar erklärte: „er wolle lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen."

Aber auch in dem gewöhnlichen Sinne des Worts besaß Goethe Charakter, d. h. Festigkeit und Beharrlichkeit des Willens in dem, wofür er sich einmal erklärt hatte, mochte es Grundsätze gelten oder Betragen.

Wie er von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abwich, auch nicht ein Haar; so auch nicht in seiner Gesinnung, in Treue und Dankbarkeit gegen Freunde und Lebensgenossen, und nicht nur solche, die sich um ihn verdient gemacht hatten, auch die, an welche er selbst etwas gewendet, die er in Affektion genommen. Er ließ niemanden, wie man sagt, fallen; und selbst wenn sie seiner Teilnahme, seiner Protektion sich nicht immer ganz wert und würdig erzeigten, so behielten sie doch noch immer so viel bei ihm zu gut, daß er gegen ihr Talent oder ihre Geschicklichkeit, und sonst eine Eigenschaft, die sie auszeichnete, gerecht blieb und sie anerkannte.

Gesinnung

Ein allgemeines Wohlwollen, eine unbefangene Menschenliebe machte die Grundlage seiner Gesinnungen, aus welcher sie wie aus einem fruchtbaren Boden hervorsproßten und bei angemessener günstiger Witterung auch zu schönen Blüten und reifer Frucht gediehen.

Jung, schön, wohlhabend, mit allen Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattet, hatte er schon in sich den meisten und besten Vorschub einer edlen Natur, um die Menschen mit Wohlwollen anzusehen – wie man, innerlich reich begabt, und nun noch äußerlich dazu, die Welt fröhlicher erblickt und freundlicher ansieht, da sie einem mehr zu gehören scheint – auch wenn sie ihm nicht mit Liebe und Enthusiasmus entgegengekommen wären. Nun zog er sie aber durch Schönheit, Geist, Witz und Lebenslust vielseitig an, und diese günstige Wirkung von ihm nach außen mußte rückwärts in ihm das Gefühl, geliebt zu sein, zu einer Liebenswürdigkeit – wie Beifall den Künstler zu immer höherer Leistung – steigern; wovon uns die gleichzeitigen brieflichen Nachrichten der Freunde, sogar der Gegner, das vollgültigste Zeugnis geben. Auch wußte er sie durch unausgesetztes Streben, „den Menschen etwas zu Liebe zu tun", – „ihnen die Welt zugute zu machen", – „sie leben zu lehren", so durch Kunstgebilde wie durch Weisheitssprüche, bis in sein spätestes Alter zu erhalten und zu vermehren: denn obgleich „die Jahre ihm so vieles nahmen", so blieb ihm doch Besonderes genug: Idee und Liebe. Und nicht etwa bloß die Liebe zur Natur, welche sich auch nicht einmal denken läßt, ohne daß sie den Menschen mit einbegriffe, auch ganz eigentlich die Liebe zu den Menschen. Denn trotz hypochondrischer Verstimmung durch körperliche Leiden, oder durch Unbilden von eben den „ihn so schmählich verkennenden Menschen" verursacht, ward er, obschon manchmal Einsiedler, doch kein Menschenfeind, sondern: „kaum sieht er ein Menschengesicht, so hat er's wieder lieb."

Von Goethes Zartgefühl, seiner leichten Erregbarkeit – nicht unähnlich der durch die geringste Berührung zu erweckenden Elektrizität – hat der keinen Begriff, der ihn nach seiner ruhigen Außenseite beurteilen wollte.

Ein so fühlsames, empfindseliges Herz hatte wohl Ursache sich zu panzern und dreifach Erz um seine Brust zu legen, wenn es nicht zu oft der Raub eigner wie fremder Leiden und Schmerzen werden sollte.

Wie er an dem Feuer seiner Jugend nur die wilde Lebhaftigkeit mäßigte und ihren auflodernden Enthusiasmus dämpfte, oder vielmehr ihn nur in sich zurückdrängte und an sich hielt, gewitzigt durch die Erfahrung, wohin er führe: so ließ er auch der Empfindsamkeit, die ihm sonst den Ausdruck des Sehnsüchtigen gab, nur die Miene stillen Ernstes und ruhiger Gelassenheit, die dem Unkundigen als Kälte, Unteilnahme und Stolz erschien. Im Innern aber war und blieb er das weiche, gefühlvolle Herz, ohne welches er nicht der Dichter hätte sein können, der er war.

Wie oft habe ich ihm Tränen ins Auge kommen sehn, bei großen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geschichte, aus der Kunst, aus dem Leben der Menschen, mochte er nun sie selbst erzählen, oder von andern vortragen hören.

„Das Schöne, das Wahre (und folglich auch das Gute) sei es, was ihn oft bis zu Tränen rühre," sagt Schiller von ihm, und so führe ich nur ein Beispiel an: Als wir in den letzten Jahren auf häusliche Dinge zu reden kamen, namentlich auf elterliche Gefühle, bemerkte er mit Tränen der Rührung: „ein Franzose habe gesagt: das Zarteste, was die Natur erschaffen habe, sei ein – Vaterherz". Wie sehr er dieses aus seinem eigenen mitempfunden, zeigt nicht nur die ganze Charakteristik seines Herzogs in der Eugenie, sondern schon der eine Vers in seiner Pandora, wo er die um Hülfe rufende Epimeleia sagen läßt:

„O Vater du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!"

Wer denkt nicht dabei an den Vater des verlornen Sohnes, und wieder von dem hinauf an sein Vorbild?

Und so hat er väterlich es an Mitgefühl, Trost, Rat, Hülfe niemals fehlen lassen bei dem, der dessen bedürftig und wert war. Ich selbst bin dankbarer Zeuge, wie er aus Verwickelungen, in welche uns Leidenschaft, Leichtsinn und Weltunkunde hinreißen, ohne Vorwürfe, Tadel und Umstände auf das leiseste herauszuhelfen und für die Folge zu witzigen wußte.

Heinrich Voß, der Sohn, obgleich er manches Unrichtige und Einseitige von Goethe schreibt, ist doch darin der Wahrheit treu, wenn er aussagt: „Goethe wisse sich in alle Lagen eines Menschen zu versetzen, an allen Gemütszuständen teilzunehmen, einen jeden über sich aufzuklären und in allen guten und löblichen Vorsätzen zu bestärken. Wenn er Schillern als einen Menschen liebe, so müsse er Goethen als einen Vater verehren."

Dieses Zartgefühl offenbarte sich unter anderm in der Teilnahme an den Mißgeschicken, Leiden und Trauerfällen seiner Freunde. Mitleid, Zuspruch, Trost und Hülfe waren jederzeit rege für sie, von der ersten Jugend an, bis in sein spätestes Alter.

Er selbst war und erschien daher als der beste Trost, wenn man ihn nur ansah und bedachte, aus was für Betrübnissen er sich gerettet, worüber alles er sich zufriedengegeben und fortwährend zu geben hatte und gab: denn auf Entsagung war er früh schon gefaßt und lernte sie täglich mehr ein. Daher sein paradox scheinendes: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben", d. h. verzichten, entbehren muß einer können und zufrieden sein, wenn er leben will: denn darin liegt „der Spaß des Lebens, daß man lustig sei, wo nicht – vergnügt!"

Diese Fassung und Gefaßtheit, diese Ruhe bei Verlust und Schmerzen hat man Goethe sehr übelgenommen, und ich habe ihn aus vornehmem wie gemeinem Munde darüber tadeln

gehört. Als wüßte man, was in seiner Seele vorgegangen, als empfände nicht der äußerlich geduldig Leidende nur um so größern Schmerz nach innen, als hätte nicht „die Natur den höchsten Schmerz nur kurze Zeit, die Trauer aber immer zu dauern bestimmt!"

Ruhe

„Der Ruhe heiliges unerschöpftes Gut" lag ursprünglich nicht in seinem ungeduldig-lebhaften, für alles empfänglichen, leidenschaftlichen Wesen; aber das dunkelgefühlte Bedürfnis nach ihr stand wie ein letztes Ziel all dieser Bewegungen in seiner Seele. Er mußte sie erst sich anerwerben oder durch Erfahrung, Vernunft und Studium dahin gelangen. Einiges geschah schon dafür durch die Erziehung, die ihm der Vater gab, der die bei Kindern gewöhnliche Ungeduld zu bändigen, d. h. nur ihren Ausbruch zu hemmen wußte.

Nachdem er sich lange vergebens um ein Bildungsmittel seines wunderlichen, leidenschaftlichen Wesens umgesehen, fand er es in dem Studium der Ethik des Spinoza.

Die alles ausgleichende Ruhe dieses Mannes kontrastierte mit seinem alles aufregenden Streben. Dessen mathematische Methode war das Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise; und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte ihn zu einem leidenschaftlichen Schüler, zu dessen entschiedenstem Verehrer.

Noch war aber alles zu sehr in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, als daß sich sogleich die Folgen dieser Selbstbearbeitung in Leben und Schriften hätten gleichförmig und folgerichtig zeigen können. Lebenserfahrungen herber und kastigierender Art mußten hinzukommen, ehe die erkannten und eingesehenen Maximen tatkräftig werden und nachhaltig sich erweisen konnten.

Die italienische, inkognito unternommene Alleinreise, die seine gespannteste Aufmerksamkeit sowohl auf die Gegenstände

als auf sich selbst verlangte, nötigte ihm Geduld, Ruhe und Gelassenheit auf und regulierte sein ganzes geselliges Betragen und Benehmen. Die Betrachtung der Kunstgegenstände, besonders der Antiken, die göttlich-menschliche Ruhe in den Werken der heidnischen Plastik, die fromme heilige in denen der christlichen Malerei, in den Bildern eines Raphael, Guido, Guercino u. a., stimmte seine empfängliche Seele in den gleichen Ton. Hier sah er geleistet vor Augen, wonach er sich früh schon gesehnt hatte; er suchte die göttliche Ruhe in sich herzustellen, und so ging sie aus seinem Herzen in die Schöpfungen seines Geistes über.

Wie sehr sie gleichwohl nur in der dichterischen Stimmung den reinen, unbewegten Spiegel bildete, in welchen die Welt mit ihren Objekten sich einstrahlte, in dem Treiben und Toben des Lebens aber zu schwanken und ihr Gleichgewicht zu verlieren drohte, und daher der Sicherstellung bedurfte, zeigte die ihm fast zur Gewohnheit gewordene Ermahnung: „Ruhig, ruhig! nur Ruhe!“ die er andern zurief, oft wenn sie noch oder schon ruhig waren, so daß sie zugleich die lautgewordene innerliche Selbstaufforderung zu gelassenem und besonnenem Verfahren zu sein schien.

Aus dem Wert, den er auf die Ruhe des Geistes und Gemüts legte, aus der Anpreisung derselben, als dem Höchsten, wonach der Mensch streben könne und müsse, erhellet, daß ihr Besitz kein ihm angeborener, sondern schwer erworbener und darum zu schonender war.

Es mußte auch ruhig um ihn her sein, sollte er beobachten, bedenken, entscheiden, einen Entschluß fassen, eine Auskunft treffen. Er suchte darum allein zu sein, entließ entweder die Umstehenden oder entfernte sich selbst auf kurze Zeit.

So, hier, in der Einsamkeit, stellte sein Gemüt, sein Geist sich augenblicklich oder nach geringer Frist wieder her, wenn er durch etwas Unerwartetes betroffen nicht sogleich imstande war, das Gehörige zu entgegnen.

Man hat ihm dergleichen Retiraden übelgenommen und sie für Furchtsamkeit, wenn nicht gar für Feigheit ausgelegt. Als wenn es ein Vergnügen sein könnte, sich dem lauernden Auge böswilliger Schadenfroher bloßzustellen, die ihn mehr als andere umgaben und denen nichts erwünschter ist, als einen großen Mann, den sie doch sonst nicht umhinkönnen hochzuachten, auf einer Verlegenheit, einem Mangel, einer Schwäche zu betreffen, die sie für jenen unfreiwilligen Respekt entschädigen soll.

„Es hat aber niemand Geistesgegenwart als in dem, was er versteht", von Grund aus versteht; und wer kann sagen, daß er alles so verstehe, um nie und nirgends in Verlegenheit zu geraten?

Ihn konnte es allerdings, wo nicht aus der Fassung, doch aus dem Humor bringen, wenn die Umgebung ihn nicht anmutete. Denn wie ihn schon in seiner Jugend, beim gemütlichen Vortrag seiner Gedichte, die Gegenwart gewisser Personen hinderte und er mitten im Rezitieren irre ward und sich nicht wieder zurechtfinden konnte: so erging es ihm noch in spätern Jahren, daß er in der Mitte heiterer Gesellschaft, eben im Begriff sich gemütlich zu ergehen, durch die Anwesenheit gewisser impassibeler oder impassibel scheinender Personen, die den Verdacht heimlichen Aufpassens durch ihr schweigsames Benehmen rechtfertigten, aus dem Konzept, wie man zu sagen pflegt, gebracht wurde, und das, was humoristisch und geistreich herausgekommen wäre, nur ernst, trocken und einsilbig ablief. Wenn ein solches, manchmal vielleicht unabsichtliches, Beobachten ihn schon verstimmte, so mußte ein absichtliches, wenn man sich dessen hinterher berühmte, ihn heimlich erbittern.

„Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise, und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt; aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es tut und sich gegen mich berühmt, daß man mich

auf meine Schnurre gebracht habe, sobald ich mit Gutmütigkeit mich geäußert und gehen gelassen; weil es eine falsche Superiorität des andern und eine Gemütlosigkeit desselben verrät."

Aus dieser gegen mich geäußerten Bemerkung wird sich manches in seinem Benehmen gegen Besucher, einheimische wie fremde, erklären lassen, wenn man es kalt, schroff, zugeknöpft und wie sonst noch schelten und verschreien mag.

Er war der kommunikabelste aller Menschen, und wie Schiller ihm ins Gesicht sagt: „recht dazu geeignet, um von andern bei Lebzeiten beerbt und geplündert zu werden, wie ihm schon mehrmal widerfahren sei, und noch mehr widerfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vorteil besser verständen".

Mit bereitem Wohlmeinen, mit immer freundlicher Teilnahme kam er gleich im Leben, beim ersten Bekanntwerden, im Gespräch, in der Gesellschaft einem jeden entgegen und erleichterte Rede und Anbringen, wenn zumal deren Empfehlung schon in Miene und Gebärde lag.

Lauernder Blick, unverhehltes Aufpassen, karglautes oder apodiktisches Erwidern konnten sich freilich keiner großen Offenheit von seiner Seite getrösten; und wie es kerngesunde Naturen gibt, die gleichsam mit ärztlichem Blick den pathologischen Zustand, die örtlichen Übel und Leiden eines andern aus der normalen Beschaffenheit ihres eigenen Wesens herausahnden: so hatte er, mit seinem physiognomischen Auge, sogleich den moralischen Schaden weg, woran der Unterredner leiden mußte, so daß er sich nicht weiter mit ihm befreunden konnte. An dergleichen anrüchigen Figuren, die bei dem Überlaufen, dem er eine gewisse Zeit hindurch von Fremden aller Art ausgesetzt war, nicht fehlen konnten, erlebte er freilich keine Freude. Denn mit Aushorchen, mit Ausforschen, mit auf den Zahn fühlen war es nicht getan. Man mußte auch etwas bringen, wenn man etwas mitnehmen wollte.

Und dennoch mußte er noch im hohen Alter dergleichen

Besucher empfangen, und er tat es nicht ganz unzufrieden, insofern sie ihm das Reisen ersetzten und ihm die entfernte Welt, die er nicht mehr in Augenschein nehmen konnte, wenigstens stückweis in die Nähe und vor Augen brachten. Öfters an einem Tage, in einer Woche wenigstens gewiß, sah er zu manchen Zeiten Personen aus allen Weltgegenden, und mehr die Belehrung, die er selber ihnen zu entnehmen wußte, als die sie ihm geben konnten, ließ ihn auch in diesem Falle das Schlimme über dem Guten, den Nachteil durch Zeitverlust, über dem Vorteil neuer Belehrung und Anregung, vergessen.

Wohltätigkeit

Da es nicht genug bekannt und noch weniger hervorgehoben ist, wie Goethe auf eine nicht gemeine Weise mannigfaltige Wohltaten ausübte; da ferner der böse Wille sogar in den offenkundigen Belegen nur einen Akt des Eigennutzes oder eines feinern Egoismus hat sehen wollen: so müssen jetzt Tatsachen ans Licht gezogen werden, die Goethes Bescheidenheit zwar verborgen hat, unsere Pietät und Dankbarkeit aber nicht verschweigen darf.

Schon in seinen Jünglingsjahren konnten sich mehrere junge Gesellen seiner Unterstützung erfreuen; und wie gastfrei es in seinem väterlichen Hause durch ihn zuging, hat er unwillkürlich selbst uns verraten.

Nun aber treten entschiedenere Beispiele auf, die aktenmäßig belegt werden könnten.

Er unterstützte Klingern auf eine sehr edle Weise bei seinem Studieren, ohne daß die Mitwelt jemals etwas davon erfährt.

Er zieht Herdern nach Weimar und sichert späterhin seinem Gesuch beim Fürsten, um eine bedeutende Zulage, den kräftigen Erfolg auf eine für Herders Zartgefühl so schonende Weise, daß diesem Goethes Mitwirkung nicht bekannt wird.

Er unterstützt den Maler Müller in Rom durch eigene und fremde Beiträge.

Er bringt eine Subskription für Bürgers Homer zustande, mit ansehnlicher Selbstunterzeichnung.

Er bietet dem Musikus Kayser Reise- und Unterhaltungsgelder an, wenn er nach Wien gehen wolle, um bei Ritter Gluck noch in seiner Kunst zu profitieren.

Er verbessert Tischbeins und Knieps Umstände; Moritz wird von ihm in Rom persönlich gepflegt und ein Aufenthalt in Weimar ihm annehmlich gemacht, der zu seiner weitern Beförderung nicht wenig beiträgt.

Meyern verschafft er eine ansehnliche Pension, um in Rom ferner zu studieren. Er bringt ihn nach Weimar, nimmt ihn für mehrere Jahre in sein Haus und an seinen Tisch und bleibt ihm mit zärtlicher Vorsorge, Liebe, Hochschätzung, ja Verehrung bis an sein Ende zugetan.

Seinen ersten und ältesten Weimarischen Freund Knebel fördert er durch ermittelte Zulage, erleichtert ihm in der Entfernung das Beziehen seines Gehalts und zeigt sich überhaupt in allen Lebensfällen als tätig teilnehmenden Freund, auch bei der eigenen Not und Gefahr in den Oktobertagen von 1806.

Wie er Schillern nach Weimar überzusiedeln veranlaßt, so verbessert er auch seine Lage durch eine erwirkte Pension von seinem Fürsten.

Die allgemeine Almosensteuer hielt ihn nicht ab, auch seinem menschlichen Gefühl zu folgen und im „Selbstgeben den Nächsten zu lieben, wie sich selbst".

Wie er am liebsten wandernden Handwerksburschen darzureichen pflegte, erzählt er selbst, und ich kann es als oftmaliger Reisebegleiter nur bestätigen, sowie daß er gern tätige Armut unterstützte, indem er zugleich ihre Kräfte mit anregte. Wie Lessing spornte er den Fleiß an und „ließ verdienen, was er gab". Auch sogenannte Hausarme erhielten Wohltaten, ohne daß es andern als den Teilnehmern bekannt war; denn der alte Heide, der Gutes tat „rein aus

des Guten Liebe", ließ christlich die Linke nicht wissen, was die Rechte tat.

Aberglaube

Kein großer Mann, heißt es, sei ohne Aberglauben, fast wie man sagt: es gebe kein Genie ohne einen gewissen Wahnsinn. „Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens," sagt Goethe. Wie also sollte der Poet ohne Aberglauben sein? wie sollte er ihn nicht wenigstens für seine Poesien nutzen und zugute machen, „da er ihm, wie jeder andern Phantasie, bloß mentale Gültigkeit verleiht"? „Ihm ist er deswegen nicht schädlich"; und auch andern nicht, sobald sie sich mit ihm zur geistigen Freiheit des Gedankens zu erheben wissen, um ihn als ein ästhetisches Spiel zu traktieren.

Goethe hat daher nicht nur den religiösen und mythischen Aberglauben verschiedener Völker zu den schönsten, bedeutsamsten Poesien selbst verarbeitet, sondern auch den von andern Dichtern, z. B. Calderon und Shakespeare, benutzten durch Anerkennung und Gültigung zu Ehren und Würde gebracht; desgleichen den physikalischen, wie er in Naturlehre und Chemie als Magie sonst galt; den psychologischen, wie er noch im häuslichen und geselligen Leben, als Sympathie, Ahnung, Vorbedeutung, Omen, Prophezeiung u. dgl. bereits seit Jahrtausenden vorkommt und sich immer wieder erzeugt; er hat ihn als symbolische Andeutung für sonst unaussprechbare metaphysische oder moralische Beziehungen anzuwenden gewußt.

Religiosität

Für eine so mannigfaltig und hochgebildete Zeit, wie die unsere zu sein sich rühmen läßt und selbst rühmt, ist es eine befremdende Erscheinung, wenn man sich gleichwohl veranlaßt sieht, irgendeinen berühmten Mann von wegen seiner religiösen Meinung und Überzeugung zu vertreten und ihn in Schutz zu nehmen gegen Zumutungen, die vor zwanzig bis

dreißig Jahren an ihn und seinesgleichen zu machen niemand eingefallen wäre.

Wie hätte man Lessing, Wieland, Jacobi, Heinse, Thümmel, ja Schiller noch über ihren religiösen Glauben zu konstituieren, und ihnen die Abweichungen von dem allgemeinen Credo als Irreligiosität und Ketzerei anzurechnen, ja noch mehr, sie zu verdammen und der ewigen Seligkeit für verlustig zu erklären die Intoleranz und Liebllosigkeit gehabt.

Gleichwohl ist dieses Goethe begegnet, und begegnet ihm noch: er muß sich als Atheisten, ja als unsittlichen Menschen, als einen Heliogabal verschreien lassen; wonach es aussieht, als seien die angeblichen Fortschritte in wissenschaftlicher Kultur und sozialer Bildung nur Rückschritte in dem, was man sonst Aufklärung, Humanität und Toleranz nannte, als sei die geistige Freiheit des Menschen jetzt mehr denn jemals gefährdet, wenn niemand in den wichtigsten Angelegenheiten des Herzens seiner eigenen, durch Vernunftgebrauch gewonnenen Überzeugung zu folgen und sie unbefangen und ohne Aufdringlichkeit zu äußern das natürliche und zeither von Staats wegen eingeräumte Recht haben soll.

Möge denn die gegenwärtige Zeit tun, was sie für recht und gut hält; Goethe gehört ihr nicht an, und es wäre nur seine Zeit mit seinesgleichen, die über ihn zu richten hätte, wie ein Peer nur von Peers gerichtet werden kann: eines der größten Menschenrechte, dessen leider das Alter entbehrt: denn nicht Ebenbürtige an Geist und Jahren, sondern Jugend und Unerfahrenheit, Dünkel und Übermut sitzen zu Gericht, und so hat und behält nur der Lebende recht: „ein niederträchtiges Recht" – wie es einmal Goethe gegen mich nannte – „schlechter zu sein, als die vor uns lebten": – freilich auch nur provisorisch: denn er hat die Aussicht, wiederum von seinem nächsten Nachfolger auch abgetan zu werden.

Demnach könnte es überflüssig scheinen, jetzt noch und hier gegenwärtig ein Wort über eine Angelegenheit zu verlieren,

die bereits für erledigt angesehen wird, um so mehr jedem unbefangenen Leser und Beobachter der ganze religiöse Bildungsgang Goethes mit all seinen Resultaten in dessen Lebensbekenntnissen und sonst in Versen und Prosa vor Augen liegt.

Wes Glaubens also Goethe eigentlich gewesen sei? diese Frage setzt schon voraus, daß es nicht der gewöhnliche, überlieferte, auf Auktorität hin, ohne Prüfung und Durcharbeitung angenommene kirchliche Christenglaube gewesen sein könne, bei einem so selbsttätigen Geiste und einem 82jährigen, in steter Ausbildung nach allen Seiten geführten Leben; sie läßt sich daher nicht sogleich und kürzlich beantworten.

Er selbst sagt es auch nicht und würde auf eine solche Frage, wer sie auch an ihn täte, nicht geradezu antworten, da einmal sein erstes Gesetz ist „die Frager zu vermeiden", sodann nach der Maxime:

„Soll man dich nicht aufs schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben",

deren Notwendigkeit, hinsichtlich unserer Überzeugungen, er gründlich auseinandersetzt.

Ihm ist der Glaube „ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe"; „ein häuslich geheim Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskassen gebe, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht. Hier nehme der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst".

Ob er nun gerade dem jüdisch-christlichen und somit kirchlichen Glauben und zwar in allen Stücken zugetan gewesen, darauf würde es vorderhand nicht ankommen, wenn er nur überhaupt das besaß, was nach seiner eigenen Erklärung die Grundlage einer jeden Religion ausmacht: Ehrfurcht, oder mit einem umfassenderen, auch die Liebe und Dankbarkeit einschließenden Ausdruck: Pietät.

„Die allgemeine, die natürliche Religion, sagt er, bedürfe eigentlich keines (historischen) Glaubens: denn die Überzeu-

gung, daß ein großes hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen – denn das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande –, dringe sich einem jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so würd er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können."

Ganz anders verhalte sichs mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme: diese Religion sei auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein müsse, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden solle.

Nun hatte jener Glaube an ein Wesen, wie das Alte Testament Gott schildert, durch ein schreckliches Weltereignis, das Erdbeben von Lissabon, und durch andere gleichzeitige Kalamitäten, in dem sittlichen Gemüt des Knaben eine solche Erschütterung erlitten, gegen die es sich vergebens herzustellen strebte und daher auf verschiedenen Wegen sich dem Übersinnlichen zu nähern suchte.

Er verehrte Christum, „den Stern von Osten her", „den Helden und Heiligen auf Golgatha"; aber seinen Christum, jedoch ohne, wie Lavater, ihm sich selbst zu substituieren, d. h. sich mit ihm zu identifizieren.

Wie er sonst noch über Christum dachte und welche würdige Vorstellungen er von ihm hatte, lehren außer den Wanderjahren ein Gedicht aus seiner frühesten Jugend: die Höllenfahrt Christi, das ihm selbst noch einige Jahre gefiel; Ahasverus oder der ewige Jude; Bekenntnisse einer schönen Seele; nächstdem die Geheimnisse und deren Erklärung, welche, außerdem daß sie einen schönen Beweis seiner wahren Religiosität liefern, schon so früh auf den Schluß des zweiten Teils von Faust hindeuten, wo der Dichter uns jenen ideellen Montserrat schildert, „auf dem, in der ihm eigenen (d. h.

rationellen, aus Vernunft und Weltanschauung entwickelten) Gottesverehrung, der Mensch allein Glück und Ruhe finden könne".

Vor allem aber würde höchst bedeutsam sein, jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt werden.

Die Evangelien waren auch ihm Evangelien, die er nicht anders als mit Gefühl und Enthusiasmus lesen konnte. „Ihre Verschiedenheit hat nichts zu bedeuten, sie reichen für die Christen hin bis ans Ende der Tage."

Er liebte die erste christliche Kirche oder die ersten christlichen Gemeinden zu der Zeit der Apostel; wie er denn jede Religion in ihrem Werden reizend findet. Daher hatte er auch Neigung zu den Brüdergemeinden, die jenen ursprünglichen Zustand wieder herzustellen und fortzusetzen scheinen.

Nun war er auch Lutheraner, er wußte Luthers Charakter und Verdienste als Reformator und Bibelübersetzer zu erkennen, zu schätzen und von dessen Errungenschaft – Emanzipation des Geistes – den gehörigen Nutzen zu ziehen.

Er ist also Protestant und spricht es aus, daß er protestiere gegen „Papsttum und Pfafftum", und es immer tun werde, d. h. nach seiner Erklärung vorwärtsschreiten. Denn alles Retardierende in der Fortbildung der Menschheit war und hieß ihm Pfafftum, es sei in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst. Der Protestant stehe niemand besser

als dem Deutschen, ja der Deutsche wäre nichts ohne den Protestantismus. Doch ist er deswegen gegen andere Konfessionen nicht intolerant. Er hält jede Religion und ihren Kultus in Ehren und gesteht einer jeden einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht zu. Obgleich es ihm nur zwei wahre Religionen gibt, „die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet; und alles, was dazwischen liegt, Götzendienst ist".

Wie glücklich ist er daher am Ende seiner Tage, von einer Sekte der Hypsistarier zu erfahren, daß diese das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis gelangte, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit in nahem Verhältnis stehen müsse, anzubeten sich erklärten. Er fühlte, daß er zeitlebens getrachtet habe, sich zum Hypsistarier zu qualifizieren.

Er weiß auch dem Katholizismus sowohl als Kultus wie als Glaubenslehre günstige, ja anmutige Seiten abzugewinnen. Er erkennt die Würde, Bedeutsamkeit und Feierlichkeit seines Ritus in gewissen Fällen; er wiederholt dessen sittlich erbauliche Legenden, ohne deshalb zu verschweigen, was er an dem Ganzen auszustellen hat. Er findet „alle Spur vom ursprünglichen Christentum in ihm erloschen. Auf den gemütlichen Anfängen laste ein unförmliches, ja barockes Heidentum"; und so nennt er es auch wohl „ein heidnisches Judentum".

„Von dem jüdischen Volke – das zwar niemals viel getaugt" – will er weder Gutes noch Böses sprechen; aber die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher weiß er zu rühmen. Ihm ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, nicht nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, im Ganzen ehrwürdig, im Einzelnen anwendbar; ihre Verbreitung schade nur dogmatisch und phantastisch gebraucht, sie nutze, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen: wie er denn selbst ihr herr-

lich Bild so an sich genommen, wie Veronika des Herrn Bildnis. Sie wird ihm immer schöner, je mehr man sie zeit- und ortgemäß versteht und ihren eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug einsieht."

Und so hat er die Bibel nicht nur fleißig gelesen; er hat sie wirklich studiert und sich mit der etwas problematischen Urgeschichte der ungeratenen Zöglinge Jehovas, vielleicht mehr, als mancher für den Dichter nötig und billig finden wird, abgegeben.

Die gleich uranfängliche, durch alle Zeitalter nur fortgesetzte Unduldsamkeit jenes Volks ist ihm verhaßt, und er läßt sie daher in seiner erdichteten symbolisch-pädagogischen Provinz nicht an den Vorteilen der höchsten Kultur Anteil nehmen, weil sie durch Verleugnung von deren Quelle (Christus) sich ihrer unwürdig machen.

Aber das Kreuz, wird man einwenden, war doch Goethen zuwider: er sagt es ja selbst in den Venetianischen Epigrammen und noch stärker in einem Briefe an Zelter.

Daß es nicht die christliche Religion war, die im Kreuz ihm widerstand, sondern der Mißbrauch dieses Symbols, sieht man schon daraus, daß er selbst in den Geheimnissen eine Kreuzerhöhung feiert, die an Lieblichkeit und Anmut wohl alles übertrifft, was von einem protestantischen Dichter jemals der Art gesungen worden, und deren Sinn er so schön andeutet in der über dieses Gedicht gegebenen Erklärung.

Aber auch die Dichtungen anderer ließ er sich gefallen. Zacharias Werner durfte ihm „das Kreuz an der Ostsee" mehrere Abende hintereinander vortragen und wurde veranlaßt, beide Teile in ein Stück zusammenzuarbeiten, damit es auf dem Weimarischen Theater aufgeführt werden könne, wozu auch die nötige Einleitung getroffen wurde. Goethe selbst hatte früher schon eine altdeutsche Tragödie schematisiert, teilweise auch schon zu arbeiten angefangen, welche dasselbe Motiv: den Konflikt des Heidentums mit dem Christianismus und den Sieg des letztern, behandeln sollte.

Auch echtkatholische Stücke, wie Calderons Drama: die Andacht zum Kreuz, lobte und bewunderte er über die Maßen, und war auf dem Wege, es, gleich dem Standhaften Prinzen, dem Leben ein Traum, auf die Bühne zu bringen, wenn nicht andere Hindernisse eintraten. So entzückte ihn die geniale Behandlung des ihm übrigens „detestabeln" Gegenstandes der Aurora von Copacavannah, von demselben Dichter; und mit Recht, da nur dem Poeten, von alter Zeit her, das Vorrecht verliehen ist und von den besonnensten Schriftstellern des Altertums willig eingeräumt wird: durch die Kunst dem Menschen das Unglaublichste glaubhaft zu machen.

Aber auch in bildlicher Darstellung, graphischer oder plastischer, war ihm der Gegenstand nicht zuwider, sobald er Ursache hatte, durch die Macht der Kunst und des Genies das Abstoßende desselben überwunden zu sehen. Ein Kruzifix oder eine Kreuzabnehmung von einem Michelangelo oder ähnlich großen Künstler war ihm kein widerwärtiger Anblick; nur gegen die modisch-andächtig-tändelnde Spielerei, dergleichen Abraxas am Halse zu tragen, spricht er sehr schicklich als Muselmann seinen durch den Koran gründlich motivierten Abscheu ernst-sarkastisch und doch mit heiterer Schlußwendung an Suleika aus.

Aristokratismus

Je gebildeter einer ist, je mehr Vernunftkultur er besitzt, um so mehreres wird er an Goethe loben, d. h. anzuerkennen wissen. Bisher hat sich meist die Roheit, die Ungebildetheit, die Leidenschaftlichkeit gegen ihn vernehmen lassen, und somit weniger ein Urteil über ihn als über sich selbst abgegeben. Da, wo Goethe Ideen erkennt, Ideen respektiert, sieht sie nur das Konkrete, und zwar im schlechtesten Exemplar; daher verübelt sie ihm die Anerkennung des Besten. Obrigkeit, Fürst, Vorgesetzter, Meister usw. ist ihm eine Idee, und

er muß jeder solchen Autorität das Wort reden, wenn auch die besondere einzelne seinen Tadel erwerben sollte.

Ebenso der Aristeia, dem Adel, er finde sich wo er wolle: denn er ist ebensogut in der physischen wie in der moralischen und politischen Welt vorhanden.

Er ehrt daher das Altertum, insofern es mannigfaltige Aristeien bekundet. Er ehrt alles, dem eine Idee zugrunde liegt, und da nichts Dauerndes in der Welt ohne diese Grundlage ist und sein kann: so wird er alles und jedes, doch nach seinem Maße, zu schätzen und zurechtzulegen wissen. Warum sollte er also der Aristokratie nicht das Wort reden?

Goethes Aristokratismus hängt mit seiner poetischen Natur zusammen. Als Poet mußte er aristokratisch gesinnt sein, da der Poet das Edelste und Beste zu feiern die natürliche Anmutung hat. Er nahm den Adel und die Vornehmern, wie sie der Idee nach sein sollen. Als Schriftsteller, der vor einer gebildeten Gesellschaft redet, wird er sich immer des Adels annehmen und, was sich zu dessen Gunsten sagen läßt, herausstellen.

Etwas anders ist, wenn er privatim die Mängel und Gebrechen desselben zu gestehen veranlaßt wird. Hier äußert er sich gegen Vertraute freimütig genug, sowohl im Ganzen als im Einzelnen.

Dasselbe gilt von den Fürsten. „Die Wahrheit – lehrt er – müsse diesen immer insgeheim gesagt werden, dem Volke hingegen immer öffentlich." Beides hat er redlich beobachtet. Mögen andere Völker Anlaß und Gründe gehabt haben, von einigen ihrer Regenten gering zu denken und diese Gesinnungen präjudizierlich auch auf die anderer Nationen, ja auf die Klasse der Herrscher überhaupt auszudehnen und diese Verstimmung allgemein zu machen; die Deutschen, als Gesamtheit nie von einem Fürsten beherrscht, sondern mehrern Dynastien untergeben, waren nicht in dem Falle, durch drei Sukzessionen oder Thronfolgen über die schlechte Verwaltung

in ihrem ganzen Territorium zu klagen und auf Remeduren zu denken.

Daß Goethe nicht Ursache hatte, persönlich gegen die Fürsten und ihren Stand, die Aristokratie, eingenommen zu sein, vielmehr mit geziemender Ehrerbietung ihnen zugetan zu bleiben, ist begreiflich, da sie ihn schätzten und vorzogen und durch Anerkennung seiner auch den Stand der Dichter in Deutschland erhoben und aus der Zunft der armen Poeten, wo nicht gar der Bänkelsänger, entrückten. Wie sehr sich andere Dichter über eine solche erste Anerkennung, die Klopstocken geworden, freuen mochten, sieht man aus Ramlers und Boies Briefen an Knebel; daher denn auch sogleich andere Talente Goethen als glücklichem Bahnbrecher nachzogen und Weimar als das Eldorado hoffnungsvoll begrüßten.

Unnatürlich war es und daher unmöglich, wenn er jemals seine Stimme gegen den von allen Dichtern seit Homer gepriesenen Stand der Könige und Herren erhoben und seine Harfe in die widerlichen, kreischenden Töne der Fürsten- und Adelsverachtung gestimmt, wenn er dem Adel wegen Sünden der Väter gegrollt und ihre Missetat den Söhnen und Enkeln nachgetragen hätte: ein Verfahren, das ja die gegenwärtige Humanität sogar an den Juden auszuüben verbietet.

Wie sollte ferner Goethe, in einer zurzeit geltenden Aristokratie geboren und erzogen, seine erste Jugend darin verlebend, von einer Aristokratie zu Ehren und Ansehn erhoben, in ihr selbst bedeutend einwirkend, schaffend und organisierend, nicht für sie gestimmt sein? da er noch dazu von der Natur innerlich aristokratisiert, d. h. mit dem Privilegium des Genies, des Talents, der Glücksumstände bevorzugt, mit ihren höchsten und vornehmsten Gaben ausgerüstet, nur als solcher Geistesaristokrat etwas wirken und Bedeutung gewinnen konnte? Und hat er denn nicht in dieser Lage, Stellung, ins allgemeine gelinder und dadurch nachhaltiger gewirkt, als es durch demokratische Opposition und Befehdung hätte geschehen können?

Bei alledem ist Goethe keineswegs blind gegen die Mängel der Aristokratie im Ganzen wie im Einzelnen.

Er ist – wie gesagt – nicht unbedingt für eine oder die andere Regierungsform und findet jede zu ihrer Zeit und unter gewissen Umständen zulässig und angemessen. Die beste ist ihm die, welche lehrt, uns selbst zu regieren, und insofern der Despotismus die Autokratie eines jeden befördert, lobt er sich sogar den Despoten oder den unbeschränkten Herrscher, aber im Krieg; liebt jedoch gleich hinter dem Sieg den verständigen Monarchen und wünscht nur, daß der Adel sich nicht gleich mit und unter ihm anbaute, Lehne, Pfründen, Pensionen usw. wegschnappte, welches er so plastisch-dramatisch im Faust zu versinnlichen weiß.

Da man aber sich die Fürsten nicht machen könne, wie man sie wünscht und braucht, so ist er zufrieden, wenn nur kluge Minister regieren.

Er findet es ironischerweise sehr natürlich, daß, wenn in konstitutioneller Verfassung Ritter- und Bauerstand sich verbinden, es über den Bürger hergehen werde.

Er schreibt dem Bürgerstande die schöne ruhige Bildung zu, die in Krieg und Frieden ihn ausdauern läßt.

Junker und Fräulein bekommen ihr Teil, jene schon im Götz wegen ihres unerhörten Fleißes; diese zugleich mit jenen in der Aufforderung, zu dem in Leipzigs Ebene zu errichtenden Siegesdenkmal ihre respektiven Narrheiten als Steine zu kontribuieren, wodurch eine himmelhohe Pyramide sich erheben würde.

In Fausts zweitem Teil sehen sich einige Hofdamen und Hofherren nach dem Leben geschildert; und in mancher Parabel, in mehr als einer Xenie ist ihnen eine anonyme Erinnerung gewidmet, die der herausfindet, dem Welt und Leben nicht fremd sind.

Dieses alles geschieht ohne Animosität, ohne Fingerzeig auf diesen und jenen, mit der dem Satiriker zugestandenen Freiheit, die „Fehler des Geschlechts zu rügen".

So wenig nun Goethe den öffentlich noch den geheim Unzufriedenen spielte, so wenig machte er auch den vorlauten unveranlaßten Lobredner.

Direkt spricht er als Dichter nur einigemal zum Preise seines Fürsten als seines Wohltäters und eines Musters von einem Regenten, in den Venetianischen Epigrammen und einigen kleinern Gedichten, sonst aber, als Geschichtschreiber und Erzähler, in einer Menge Stellen, überall mit dem ungesuchten Ausdruck einer wahren aufrichtigen Verehrung und wirklich empfundenen Dankbarkeit.

Das Bedeutendste aber, was er jemals über seinen Herrn und Freund, mit ebenso viel Gemüt und Seele als mit Geist und feiner Wendung ausgesprochen, ist das Gedicht zu dessen Geburtstag, überschrieben: Ilmenau den 3. September 1783, das wohl von wenigen dafür erkannt und noch weniger in allen seinen Beziehungen verstanden worden.

In einer poetischen Vision, worin sich Gegenwart und Vergangenheit in traumähnlicher Vermischung abspiegeln, erscheint das frühere Leben des jungen Fürsten, anfangs wie ein gärender Most ungestüm brausend, allgemach zur Beruhigung gekommen und, zum edlen, genießbaren und stärkenden Trank sich abklärend, bereits von dem segensreichsten Einflusse auf sein Land, und läßt für die Zukunft seinen höchsten Ruhm sowohl als das Glück der Seinigen erhoffen: eine Weissagung, die auf das bestimmteste und schönste in Erfüllung gegangen.

Zugleich zeigt sich, in welchem Verhältnis der Dichter damals zu dem jungen Prinzen stand, das man nicht unfüglich mit dem eines weisen Mentors bezeichnen dürfte, und das ihn gegen damalige, wie vielleicht noch jetzt nachhallende Beschuldigungen, als verführe oder wenigstens veranlasse er den fürstlichen Jüngling zu Ungewöhnlichkeiten, die in jener philisterhaft-bedenklichen Zeit ernster angesehen werden mochten als heutzutage, auf das gründlichste zu rechtfertigen geeignet sein möchte.

Goethe war demnach niemals weder Frondeur noch Serviler, weder öffentlich noch heimlich: ein Beweis schon von seiner Weltklugheit wenigstens, wenn nicht mehr noch von seinem sittlichen Zartgefühl.

Unzählige Briefe an seine vertrautesten Freunde, die ich entweder geschrieben oder durchgesehen, zeigen keine Spur von Unzufriedenheit, Mißvergnügen mit und über seine amtlichen Verhältnisse, noch weniger Tadel und Kritik der Regierung. Ohne alles gut zu heißen, weiß er doch das Inkongruente ohne Bitterkeit aufzudecken und es mehr einer falschen Ansicht als einer unlöblichen Gesinnung zuzuschreiben.

Daß er in Beziehung auf seinen Fürsten vielleicht anfangs nicht immer mit der Maßnahme desselben übereinstimmen mochte, wäre wohl natürlich, bei der Verschiedenheit beider Naturen und ihrer Standpunkte; wie es ja auch mit Schiller und ihm der Fall war. Etwaige Bemerkungen darüber in seinen geheimen Tagebüchern sind jedoch so fein und schonend, daß sie der Fürst selbst hätte lesen können, ohne sich beleidigt zu fühlen. Auch ist des anfangs Desiderierten wenig, und dagegen der Freude und Zufriedenheit über die fortschreitende Entwicklung seiner Regententugenden desto mehr.

Daher konnte Goethe seinem Fürsten auch nicht übelnehmen, wenn dieser in der Absolutheit seines Wesens einmal seine Herrscherlaune gegen die Überzeugung Goethes geltend machte.

Deutschheit

Goethe war ein Deutscher wie nur einer, d. h. er besaß die meisten Tugenden dieses Volkes und die wenigsten seiner Fehler. Gemüt, das Charakteristische des wahren, echten Deutschen, ist wohl dem nicht abzusprechen, der die Welt – Natur und Menschen – mit Liebe und Wohlwollen umfaßt und Freude und Teilnahme an ihrem Wesen und Tun hat.

Das Gemüt, der Vernunft am nächsten verwandt, oder vielmehr eins mit ihr, als praktische Seite, übt daher sowohl

Billigkeit als Gerechtigkeit; und diese Tugenden, die besonders andern Völkern fast mehr als uns selbst an uns zugute kommen, waren ihm zumal in einem so hohen Grade eigen, daß er strengen Verstandesmenschen darin zu weit zu gehen schien, die ihm vorwarfen: er habe auch das Mittelmäßige, wo nicht gar das Schlechte protegiert, eine Beschuldigung, die man mit Grund der Wahrheit von ihm abwehren muß.

Aus dem Gefallenfinden an der Welt, aus dem Gutheißen und Loben dessen, was andere Eigenes besitzen und leisten, entspringt die Nachahmung, die den Deutschen vor andern Völkern eigen ist; und auch Goethe übte sie, aber nicht als pedantischer Nachäffer, sondern als rivalisierender Nachbildner des Vorzüglichen.

Daher sein Nachbilden der Alten, der Modernen, ja der eignen Nationalschriftsteller, die durch irgendein Schönes, Neues, Preiswürdiges Aufsehen und Epoche machten, wenn sie seinem Naturell und Talent zusagten. Wofür er sich nicht geeignet fühlte, das ließ er dagegen unversucht wie unbeneidet.

Scheint er nun einer zwar gemeinen, aber falschen Vorstellungsart von Originalität insofern weniger originell, als er sich nicht durch ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes auszeichnet, sondern mehr in dem glücklichen kongenialen Ergreifen des Wahren, Guten und Schönen, wo es nur anzutreffen, und in dessen lebendiger Reproduktion durch den eigenen Geist, den nationalen Charakter, die persönliche Anmut seines Individuums: so ist dieses, statt ein Mangel zu sein, vielmehr ein Vorzug, den er gemein hat mit allen Meistern, die, auf dem Gipfel der Kunst angelangt, den Geschmack konstituieren, indem sie eine harmonische Auswahl aus dem Mannigfaltigen treffend diesen durch ihr besonderes Wesen zu individualisieren wissen.

Nun ist es das Schöne, aus dem Gesichtspunkt der Nation, der sie angehören, betrachtet und festgehalten; es ist die Idee desselben, wie sie, in unterschiedenen Erscheinungen sich ge-

staltend, ein Allgemeines in die Spitze eines Besonderen zusammendrängt, gleichwie die Idee Mensch sich ja auch in jedem Individuo ausspricht, wenn auch nur erst die ganze Menschheit der Mensch ist.

Man hat schon öfters Goethen mit Hans Sachs verglichen und den deutschesten Dichter seit jener Zeit in ihm zu finden geglaubt.

Ein solcher ist er gewiß, dem Charakter wie der Gesinnung nach, woraus erst die Gedanken hervorgehen, und insofern deutscher sogar als der für patriotisch ausgerühmte Schiller, der auch aus jedem andern kultivierten Lande sein könnte, um noch gerade so philosophisch und so rhetorisch zu sein, wie er ist, wenn die Mundart ihn nicht zum Deutschen machte. Denn von eigentlich deutsch-gemütlicher Anschauungsweise, von deutschem Humor und deutscher Ironie ist bei Schiller wenig oder nichts anzutreffen. Da er vom Allgemeinen zum Individuellen geht, d. h. zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder das Ideale zu realisieren strebt, so ist er eher ein philosophischer Dichter, ein Dichter des Universellen mehr als des Konkreten und Individuellen, worauf er sich zwar nicht wenig zugute tut, was er denn immerhin mag, „da jedem nur sein eigener Zustand zu gefallen braucht", andre aber nicht damit zufriedenstellt, die im Besondern auch wohl das Allgemeine zu finden wissen. „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert."

Daß aber Goethe auch deutscher als die meisten andern seiner Reimkollegen ist, leidet keinen Zweifel: denn die meisten drücken wenig National-Eigenes aus, wenn es nicht eben dieses Nachahmen des Fremden selbst sein soll, wenige den Gehalt des eigenen Busens, keine Form des eigenen Geistes, indem sie nicht einmal ihre eigene Sprache reden, nicht eigene Tropen, Bilder, Gleichnisse, Symbole usw. gebrauchen, sondern fremde, von ihren Vorgängern überlieferte oder aus andern Literaturen entlehnte.

Goethe selbst findet in seinem Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung seine eigenen Personalien und Parentation ausgesprochen, so daß obige Bemerkung nach vielen und langen Jahren ihm auch nichts Neues sagen konnte, nichts, dessen er sich nicht bereits 1786 bewußt gewesen wäre. Die dortige ganze Schilderung Hans Sachsens ist aus Goethes eigenem Dichtergemüt genommen, das sich ebenso mannigfach von der Welt angeregt fühlte und ebenso treulich-ernst und charakteristisch sich auszusprechen strebte, wie das des alten Meisters.

Die äußere Form aber, insofern sie nicht schon durch die Beziehung des Gedichts auf des Altmeisters Ton und Weise gegeben war, ist nur ihrer kräftigen Naivetät und ausdrucksvollen Kürze wegen nachgebraucht, aus Ursachen, die in dem Geiste der damaligen Epoche, in welche Goethes Jugend fällt, und in der Fazilität der Behandlung liegen. Denn freilich muß das Element oder das Medium, das der Dichter zu seinen Offenbarungen brauchen soll, leicht zu traktieren sein und nicht erst in der Arbeit selbst noch lange durchgeknetet zu werden nötig haben.

Leichtigkeit ist eine der ersten Erfordernisse poetischer Produktionen, sowohl ihrem Aussehen nach als in ihrer Wirkung. Und merkwürdigerweise liegen in jener altdeutschen Rhythmik alle Töne, deren ein Dichter bedarf, um Naives wie Komisches, Satirisches wie Didaktisches in leisen oder schnellen Übergängen auszudrücken, und insofern ist sie recht für den Humor geeignet.

Und so ist es die Gleichheit der Naturanlagen, nächst der Ähnlichkeit der bürgerlichen Verhältnisse einer altdeutschen Reichsstadt, die Goethe zu einer Gleichheit der Produktionen hintreibt und, was vorsätzliche Nachahmung scheinen möchte, nur als freie Selbstbestimmung auf ein Vorbild und Beispiel hin zu erkennen gibt.

Eine andere Ähnlichkeit mit Hans Sachs, ebenfalls aus

dem deutschen Wesen hervorgehend, ist die Derbheit. Diese zeigt sich zunächst in der Ausdrucksart. Deutsch mit einem reden, auf deutsch sagen heißt bekanntlich aufrichtig, ohne Umschweife, geradeheraus; und so muß ein Charakter, der von Hause aus aufs Natur-Wahre, aufs Wirkliche gerichtet ist, da kein Blatt vor den Mund nehmen, wo es eben darauf ankommt, die Dinge mit ihrem wahren Namen zu nennen.

Tätigkeit

„Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben."

Was er hier, im Jahre 1781, an Knebel schreibt, wiederholt er 1786 aus dem Lande, wo das dolce far niente zu Hause ist, an einen andern Freund: „Er möchte nicht dort sein, wenn er nicht tätig sein könnte."

Und in der Zwischenzeit an Merck: „Außer dem gewöhnlichen Tagewerk, das ich nach und nach mit der größten Geschwindigkeit, Ordnung, Genauigkeit von Moment zu Moment abzutun mich gewöhne, habe ich immerfort eine Menge Einfälle, Erfindungen und Kunstwerke vor." – Und in dieser mannigfaltigen Tätigkeit sah ich ihn von 1803 bis an sein Ende beschäftigt.

Denn so ging er vom morgendlichen Dichten und Sinnen zu den laufenden Geschäften des Tages, von diesen zu wissenschaftlichen oder Kunstbetrachtungen, zu Lektüre oder Gespräch mit Einheimischen und Fremden über; kurz die Grenzen des Tages umschlossen die mannigfaltigsten, abwechselndsten Beschäftigungen, obschon er nicht immer sich an dieselbe Ordnung band, sondern auch wohl von seiner körperlichen oder geistigen Stimmung oder von unmittelbaren Veranlassungen seine Richtung hernahm. Er nennt diesen Kreis seiner Beschäftigungen seinen Zodiac, in spätern Jahren das Quodlibet seines Lebens.

So hatte er sich schon in ganz früher Zeit einen erfindenden, einen ordnenden, einen aufräumenden Tag und dergleichen abgemerkt und suchte nur den Zyklus derselben herauszubekommen. Da er nun nie zu lange bei einer Sache aushielt, noch über Gebühr sich anstrengte, so ermüdete sein Geist niemals, und jedes Neue fand ihn wiederum frisch und rein.

„Ich weiß recht gut, daß die sammelnde Aufmerksamkeit

bei mir auf äußere Gegenstände nur eine gewisse Zeit lang dauert, und daß die verbindende und wenn man will poetische Tendenz alsdann desto lebhafter und unaufhaltsamer sich in Bewegung setzt." Daher schreibt er an Schiller: „Die theoretischen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen" usw.

Gewiß aber brachten diese Spaziergänge durch alles Sicht- und Denkbare ihm die herrlichsten Ideenassoziationen und Kombinationen: da durch Wissenschaften wie Künste nicht nur ein gemeinsames Band hindurchgeht und sie umschlingt, sondern alle sich auch zuletzt auf ein und dasselbe beziehen, welches sich in so tausend und abertausend Phänomenen auszubreiten beliebt, und das besser im Herzen als „ein unaussprechliches Seufzen" gefühlt denn durch Worte beschrieben wird, die es doch nicht genügend aussprechen und kaum bezeichnen.

Gegenständlichkeit des Denkens

Wie Goethen das Wort nichts war als ein hohler, leerer Schall und er immer gleich der Anschauung begehrte; wenn er Städte und Länder nicht aus Reisebeschreibungen glaubte kennen zu lernen, sondern durch Selbstansicht: so erwarb er sich seine wissenschaftlichen und Kunstkenntnisse nicht aus Kompendien und Theorien, vielmehr durch handanlegende Praxis mit den bezüglichen Gegenständen. Botanik, Mineralogie und Geologie wurden in der Natur selbst vorgenommen und erschaut; Anatomie und Osteologie auf dem Theater, sogar auf dem Anger; zeichnende und bildende Kunst an der Natur, an Modellen, an Antiken; Baukunst überhaupt durch nachbildendes Studium der Säulenordnung und unmittelbare Betrachtung vorzüglicher Bauwerke, alter wie neuer.

Das Historische einer jeden Wissenschaft und Kunst, das Gelehrte, das Technische mußte freilich aus Büchern genommen werden; mündliche Belehrung von Sachverständigen aber

war ihm jederzeit willkommner, weil es ihn im Augenblick förderte und er immer nur annahm, was er soeben brauchte und wissen wollte.

Selbst in seinem nächsten und eigenen Element, in Sprache und Rhythmik, halfen ihm nicht abstrakte und schwerfällige Bücher, sondern mündliche Auslegung, Beispielgabe und unmittelbar versuchte Praxis.

Und so ward er in wenigen Tagen, ja Stunden durch Humboldt, Voß, Vater und Sohn, auch wohl von dem Verfasser, mehr gefördert, als durch einsames Studium von abstrakten Regeln, trocknen Schematismen, ohne treffende Belege.

Auch in der Sprache, die er nicht nach bewußten Regeln, sondern mehr aus Nachgebrauch, Instinkt, Takt und Geschmack handhabte, half ihm gelegentliche Unterhaltung mit dem Verfasser über Anstöße, Dunkelheiten und Zweifel mehr hinaus, als wenn er, wie Wieland, seinen Adelung auf dem Tisch zur Hand habend, nur darauf gedacht hätte, es diesem recht zu machen, um alle übrigen Erfordernisse seiner Diktion unbekümmert.

So gegenständlich also in seinem Denken verfährt Goethe auch als Dichter. Er denkt nicht in und mit Worten, sondern mit den Gegenständen, mit den sinnlichen Objekten selber drückt er geistige Verstandes- und Reflexionsverhältnisse aus. Wie der Maler gleich mit Formen und Farben, der Musiker mit Tönen und Rhythmen sein Gedachtes und Empfundenes für Aug und Ohr und dadurch für den innern Sinn hinstellt, dem Verstand es überlassend, sich's in seine Wort- und Begriffssprache zu übersetzen, um mit sich und andern darüber reden und verhandeln zu können – wobei aber freilich alles Individuelle und Besondere, was doch eigentlich das sein soll, was sie auszudrücken und darzustellen sich bemühen, verloren geht –: so ist auch in Goethes Dichtungen Trope, Gleichnis, Parabel, Symbol, Allegorie, Mythus das nahrhaft-genießbare Fleisch, das die Ossatur des Begriffs, das saftig-

reife Parenchym, das den trockenen Fruchtkern des Gedankens bekleidet, ihm den sinnlichen Reiz und den geistigen Wohlgeschmack verleiht; es ist das Medium, wodurch nicht des Dichters Person, sondern die Welt selbst mit uns redet, was sag ich redet? – das ja sukzessiv und analytisch geschähe – nein, simultan und synthetisch mit der ganzen Sphäre ihrer Wirksamkeit auf uns eindringt, Sinne und Geist zugleich umfängt und ersättigt.

Benutzung zufälliger Ereignisse

Daß Goethe zufällige Ereignisse des Tags, Stimmungen und was sich uns Angenehmes und Unangenehmes aufdringen mag, benutzte und sie in seinen Dichtungen anbrachte, wie er selbst gesteht, scheint man zu mißbilligen oder doch nicht zu loben, wenigstens nicht, was die Anspielung auf Byron als Euphorion betrifft.

Vermutlich weil der Fall zu neu, zu frisch, zu sehr an der nächsten Wirklichkeit liege. Als könnte ein gegenwärtig Wirkliches nicht ebensogut symbolisch benutzt werden, wie die einmal hergebrachten Traditionen.

Ist ja doch alle Symbolik nur Verbrauch des Wirklichen in einem höheren Sinne, in einer allgemeinen Bedeutung.

„Alle poetischen Personen sind symbolische Wesen und haben als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen."

Ich könnte in Goethes Poesien und seinen Romanen an mehreren Charakteren diese Züge aus der Wirklichkeit, die auch mir bewußt waren, nachweisen; aber wozu? und was wäre damit gewonnen? Daß unter den Gesichtern, die ein Maler malt, eins auch eine Nase, wie der und der, ein Auge wie die und die usw. hat, das versteht sich, wie daß die Natur sich selber nachahmt und da und dort wiederholt.

Nein, was ich sagen wollte ist dies:

Wie jeder Maler darauf rechnet, die Zeit werde in seinem

Bilde mitmalen, das eine dämpfen, ein anderes hervorheben, kurz ihm diejenige Harmonie, den übereinstimmenden Ton geben, die jedesmal das ältere Urbild vor der frischen Kopie voraus hat, so rechnete auch Goethe darauf, wenn er es auch nirgends sagt, indem er etwas fürs Künftige erbaute, daß die Zeit dem Ganzen jenes Atramentum des Zeuxis, diesen übereinstimmenden magischen Ton geben werde, den er ihm selbst noch nicht geben konnte, und der ein Vorrecht der Zeit bleibt, das sie an allen Kunstwerken auch an den poetischen, von Homer an bis auf Shakespeare, ausgeübt hat.

Es ist begreiflich, daß Goethe es nicht liebte, wenn man nachforschte, wo er den Stoff seiner Gedichte hergenommen habe; einmal schon weil es einen desobligeanten Mangel an Interesse für den Dichter und sein Werk verrät und eine kindisch-alberne Neugier nach etwas ganz Unwesentlichem beurkundet: denn was liegt überhaupt am Stoff? auf die Zutaten (Gehalt) aus dem eigenen Busen und die Behandlung (Form) kommt alles an, „die aber den meisten ein Geheimnis ist, indem sie nicht über das Silbenmaß hinauskommen".

Goethe hat diese verkehrte Neigung (gout pervers) des Deutschen, sich nicht mit dem zu begnügen, was der Dichter bereits angerichtet ihm vorsetzt, sondern sich auch noch in Küche und Speisekammer umzusehen, wo und woher die Gerichte bereitet und genommen worden, in einer höchst anmutigen Parabel zu Nutz und Frommen dem, der sich darnach richten kann, zu Gemüte geführt, die Neureuther in seiner geist- und gemütvollen Arabeskenweise durch eine kolorierte Zeichnung vor Augen stellt.

Allerdings benutzte Goethe gelegentlich Ereignisse, wenn und wie sie ihm zupasse kamen; ja er wartete öfters, wie ein römischer Augur auf Vogelflug und Omen, daß sich etwas ereignen, ihm aufgehen, ins Haus kommen werde, welches zum Abschluß seiner Arbeit dienen könne, und hatte seine

Tage, wo er aufs Erfinden ausging. Meistens glückte es ihm, und wenn einigen seiner Arbeiten der gehörige Schluß zu fehlen scheint, so ist es deswegen, weil ihm im Augenblick, wo er endigen mußte und sollte, das noch abging, was ihm das völlig Rechte gewesen wäre.

So wartete er lange Zeit auf das Ende des Paria, so auf den Schluß der Ballade vom Grafen, der jedoch noch früher ankam; und in dem Vorspiel „Was wir bringen" gedachte er noch ein letztes Motiv auszuarbeiten, konnte aber auch nicht damit fertig werden aus Mangel an Muße und Sammlung, und so schloß er es ab, so gut es gehen wollte, das Bessere sich vorbehaltend auf bessere Zeit, die aber auch nicht kommen konnte bei seinem zerstreuten Leben und in Verhältnissen, „die seine Existenz machten und zugleich raubten". Noch schlimmer erging es der Fortsetzung jenes Vorspiels, die ihr eigentliches Thema verläßt, ja gänzlich aufgibt, obschon ein bedeutender Teil nach seiner Angabe von mir ausgearbeitet war, und die Goethe abbrach, aus Furcht, in eine Parodie seines Epimenides, an dem er gleichzeitig arbeitete, zu geraten oder doch den Gedanken daran zu erwecken.

Er nannte eine solche Nötigung von außen ein Kompelle und wünschte sich manchmal auf eine Festung, z. B. die Wartburg, um die angefangenen Sachen zu vollenden.

Dies alles ist begreiflich, da die Poesie in ihm als Instinkt wirkte, nicht als Kalkül, und folglich Stimmung, äußre Muße und gelegener Fund zusammenkommen mußten, um dem Naturprodukt seines Geistes zu Entstehung, Fortwuchs und Reife zu verhelfen.

Mögen andre die Poesie kommandierende Dichter ihn darum gering ansehen, daß er sein Ei selbst ausbrüten mußte und nicht auf ägyptische Weise durch Ofenwärme zeitigen konnte; es hat mit seinen Gedichten dieselbe Bewandtnis wie mit den natürlichen und künstlichen Mineralwassern. Die Bestandteile mögen in beiden dieselben sein, nur fehlt letztern

die lebendige Encheiresis. Die Natur nimmt sich zu ihren Produktionen Zeit und Stille, und wie sie Weltkörper nach und nach bildet und ihre Berge nicht eben wie aus der Pistole geschossen auf einmal hinstellt, so hat es auch bei Goethe mitunter viel Zeit gebraucht, ehe ein Werk zu der Gestalt gelangte, in der es zuletzt erscheint und einstweilen als fertig angesprochen wird.

Um sich zu trösten, muß man denken, daß er des Schönen noch vielmehr in petto hatte, das jedoch auch, wenn es zum Vorschein gekommen wäre, kein ander Schicksal gehabt haben würde als sein gegenwärtig Bestes. Die Menschen sind nie zufrieden mit dem Vorhandenen, sie wollen immer was anderes, das doch im Grunde wieder dasselbe sein soll: „dieselbe Couleur in einer andern Farbe"!

Hier gilt sein Wort, das er einst zu mir sagte: „Wenn das Publikum ein gutes Stück zwanzigmal sehen wollte, so brauchte der Autor nicht zwanzig neue zu schreiben, um sich in den zwanzigen zu wiederholen."

Benutzung anderer

Wenn Goethe andre benutzt hat – wie man ihm vorwirft –, hat er daran mehr getan oder etwas anderes als die, welche ihr Wissen aus Büchern oder mündlichen Vorträgen schöpfen, also anderer Kenntnisse sich aneignen? Ob dies durch persönlichen Umgang geschah oder durch Lektüre, ist für den Zweck und die Folge ganz einerlei. Ihm diente das Fremde meist nur zur Anregung, denn er mußte es erst mit dem eigenen verarbeiten, um es für sich und andere nützlich zu machen; oder wie er sich ausdrückt: „Fremdes konnte ich wohl in meinem Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen": denn „Alles was ihn bloß belehrte, ohne seine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben, war ihm verhaßt"; so wie er auch „nicht geschulmeistert sein wollte, sondern durch freies Wohlwollen aufgeschlossen und durch wahre Teilnahme zur Hingebung angeregt".

Und wen hat Goethe benutzt, ohne daß es gegenseitig war? Er hat Schillern ebenso viel, ja wohl mehr genutzt als dieser ihm.

Er hat Meyern und seine vielseitige Kunstdetailkenntnis benutzt, aber er hat ihm zuerst die Möglichkeit verschafft, sich nutzbar zu machen; er hat dessen kunstbetrachtenden Aufsätzen Geschick und Form gegeben, ohne welche sie der Welt wenig gefallen würden.

Er hat mich bei seinen literarischen Arbeiten zur Hand gehabt, aber auf eine ehrenvolle Art; er hat meine Bildung befördert, er hat mir Ideen gegeben, meine geistige Existenz erhöht und mir in der Erinnerung an ihn einen Schatz von Empfindungen, Gefühlen und Gedanken zurückgelassen, der bis an das Ende meines Lebens auszureichen und es zu erheitern verspricht. Quanto minus est cum reliquis versari quam Tui meminisse, kann auch ich sagen: denn ihn so gekannt zu haben, wie ich es mir gestehen darf, ist allein schon ein Glück, und um so mehr ein reines, weil ich es als An- und Eingebinde des Geschicks – als „eine dämonische Intervention", nicht ganz unähnlich der, welche Goethen vom Gipfel des Gotthard nach Weimar versetzte –, keineswegs als Verdienst und Würdigkeit anzusehen und also mit Dank anzuerkennen habe.

Goethen haben seine Kenntnisse etwas gekostet, nicht bloß an Geld, sondern an Leben; und von seinen Dichtungen kann man doppelt sagen: sie seien kostbar; denn sie sind der Extrakt, die Quintessenz eines ganzen Lebens, das niemand umsonst hat.

Nachahmer

Ungeachtet man Goethen nicht eben für sehr original halten will, so hat er doch merkwürdigerweise in allem, was er produzierte, eine Menge Nachahmer gefunden, so daß er wenigstens in Beziehung auf diese für original wird gelten dürfen.

Wenn Goethe seinen lehrreichen Briefwechsel mit Schiller erscheinen läßt, so tut er es in der Absicht, die Welt über das Verhältnis beider Dichter zueinander, ihr Leben, ihre Studien, ihr Verfahren, ihr Gelingen und Mißlingen aufzuklären; das Entstehen einer Literaturepoche, welcher Deutschland seinen neusten Ruhm verdankt, vor Augen zu führen und gewissermaßen seine Lebensbeschreibung durch eine aktenmäßige Darlegung des in jener Epoche Geschehenen zu ergänzen, und so den Leser selbst das entnehmen zu lassen, was er nicht füglich in fortlaufender Erzählung berichten konnte.

Nun aber treten sogleich Briefsammlungen über Briefsammlungen auch von ganz unbedeutenden Personagen ans Tageslicht, nichts enthaltend, nicht einmal – was die Deutschen doch immer zuerst verlangen – Literarnotizen, nichts als die Armseligkeiten ihrer Naturen: kleinliche Interessen, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, Geringschätzung anderer, Mißwollen, üble Nachrede, Klatsch und was sonst noch die Untugenden der kultivierten Sozietät sein mögen, so daß uns nur der widerwärtige Anblick einer innerlichen moralischen Unterschworenheit, ja teilweiser Fäulnis und Verwesung einer für gebildet geltenden Menschenklasse geboten wird.

Totalität

Mensch und Autor eins

Zur Beurteilung des Faust

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hausen.
Immer hab ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Er schrieb dies für diesen, und jenes für jenen, wohl wissend, daß nicht alle alles goutieren würden und könnten, dennoch aber jeder sein bescheidenes Teil hinnehme, indem er sich etwas dabei, dazu, heraus und hinein dächte. Denn ist schon die Persönlichkeit oder der ganze Mensch, der innere wie der äußere, geistig und leiblich, wie ihn die Natur hinstellt, den andern nicht völlig recht, so können es seine Produkte noch weniger sein, weil sie nicht einmal der ganze Mensch, sondern nur Teile, Bruchstücke von ihm sind, zwar in ihm unsichtbar organisch-zusammenhangend und motiviert, aber von den andern nicht in diesem Zusammenhang erfaßt und nachkonstruiert, obschon sie so gut wie er selbst ein Naturprodukt sind, nur aus der zweiten Hand, oder in zweiter Potenz: denn was die Natur durch den Menschen schafft, ist ja so gut Natur als die erste, die ihn schafft. Daher aller Tadel nur die Unwissenheit und Unfähigkeit den Zusammenhang zu entdecken und einzusehen beurkundet, wie Jean Paul gegen seine Rezensenten ganz richtig bemerkt.

Wenn nun, wie gesagt, schon der lebendige leibhafte Mensch dem Beurteiler außer ihm unzusammenhängend, inkonsequent und willkürlich erscheint, indem jeder am andern, insofern er ihn lobt, nur sich selbst gelten läßt, insofern er ihn tadelt,

nur sich selbst an ihm vermißt: wieviel mehr muß es der Fall sein bei künstlerischen Produktionen, deren jede in der Art des Windes ist, dessen Sausen man wohl vernimmt, aber nicht weiß, woher er kommt und wohin er fährt, von denen der Künstler selbst sich nicht völlig Rechenschaft geben kann.

Oder sollte wirklich einer der Pro- oder Antifaustianer, welche den Rumor, den Goethes Faust macht, wohl vernehmen, auch wissen, von wannen das Gedicht seinen Ursprung genommen hat und wohin es deutet?

Ehe sie das nicht wissen, möchten sie wohl sehr subjektiv und relativ über ihn absprechen und ihm quaestionem status machen. Aber auch das Unzulängliche hat ein Recht zu existieren, wenn es einmal da ist, oder wir dürften samt und sonders nicht da sein: denn wer möchte sich für zulänglich in allen Stücken halten?

Man poche nicht darauf, daß ein Kunstwerk nach den Regeln und Forderungen der Kunst beurteilt werden müsse ohne weitere Rücksicht auf die Person und die Umstände des Autors. Das möchte sein, wenn nur erst das Genus, wozu es gehören kann, bestimmt wäre!

Es ist ohnehin vorauszusetzen, daß kein Menschenwerk vollkommen sei, mithin ist die Forderung eines Vollkommenen bei einem Werke sui generis, das ohne Vorbild und Beispiel als ein primäres und primitives auftritt und von dem der Dichter sagen kann, exemplo mihi sum primus qui talia gessi, schon unschicklich und ungerecht. Es müssen Idee, Wille, Wollen und Vermögen des Dichters, seine Zeit, ihre Gesinnung, Umstände und andere Bedingungen seiner Entstehung erfaßt und berücksichtigt werden, wenn das Urteil angemessen, d. h. billig ausfallen soll. Ansichten des Geistes sind so verschieden, wie die des Auges. Nachdem dieses scharf oder stumpfsichtig, hangen Dinge miteinander zusammen, die für andere getrennt sind.

Daher hangt ein Kunstwerk im Kopfe und Herzen des wahren Dichters wohl zusammen, aber nicht immer für die Beurteiler.

Der Poet weiß, was er will, der Kunstrichter muß es ihm erst ablernen, und dem Künstler kann niemand leicht raten noch Beistand leisten. Ja, das Verschwiegene gehört mit zum Ganzen, wie die Pause zur Musik, und mitbestimmt öfters den Wert des Buches, wie Goethe gegen Lavater vortrefflich bemerkt.

Es ist wunderbar, daß diejenigen, die vorher noch nicht wußten, was aus der Fabel des Faust zu machen wäre, ihn jetzt, da er gemacht ist, als verfehlt ansehen, als nicht nur ihren Erwartungen nicht entsprechend, sondern sogar gegen Genie und Talent des Dichters aussagend. Vor allen Dingen wäre doch zu fragen, was hat der Autor gewollt, und das kann er allein am besten sagen.

Höre man also zuvörderst seine Selbstbekenntnisse in den Briefen an seine Freunde und in seiner Lebensbeschreibung.

Sollte man alsdann mit seiner Idee, seinen Ansichten und seiner Behandlung nicht zufrieden sein, so hat das weiter nichts auf sich: wie ein jeder zunächst um sein selbst willen da ist, und sein eigenes τέλος, so ist auch das Kunstwerk zunächst nur um des Künstlers willen da, denn es ist nur sein herausgekehrtes Selbst. Ob es andern gefalle, ob sie es gelten lassen, ist eine andere, ist ihre Sache, beweist aber gar nichts gegen den Dichter: denn er könnte ihren Ansichten vorauf sein, und dann hätten sie von ihm zu lernen; bliebe er aber hinter ihren Ansichten, so haben sie ihn historisch zu betrachten, wie jedes Kunstwerk aus früheren Zeiten, wo sie Stoff und Behandlung zugeben müssen, wenn der Gehalt sie auch nicht anmutet. Wer glaubt noch an die griechischen Götter und ihre Einwirkungen auf menschliche Taten und Handlungen? und doch ist Homer ein vortrefflicher Dichter, den man nicht damit beseitigt, daß man sagt: „er spricht mich nicht an.“ Wer mag sich mit Dantes Ansichten befreunden, sie zu seinem Glaubensbekenntnisse machen, und doch ist Dante ein außerordentlicher Dichter. Die hundert und aber hundert Feen- und Zaubermärchen, die

aller Wirklichkeit, Möglichkeit und Vernunft widersprechen, hören nicht auf, das Interesse der Jugend wie des Alters zu sein, und die Dichter derselben werden weder ihres künstlerischen Talents noch ihres moralischen Wertes bar und ledig erklärt: denn eben das Unglaubliche den Leuten weiszumachen, d. h. für einen Augenblick glaubhaft, ist eben der Vorzug und das eigentümliche Geschäft des Dichters, wie die Alten längst einsahen, aussprachen, und nichtsdestoweniger mit Aufmerksamkeit an dem Munde des Dichters hingen, der sie wissentlich und geflissentlich täuschte.

Bei keiner Nation ist ein Dichter so übel daran, wie ein Deutscher bei der seinigen. Nicht genug, daß jeder zwar ein Auch- und Selbstpoet ist, wenngleich meist nur fürs Haus, er kommt immer mit der Zumutung an den andern, daß dieser hätte machen sollen, was er doch selbst nicht konnte. Was der Dichter bringt, davon ist nicht die Rede, sondern was er hätte bringen sollen, obschon man dies nicht recht deutlich machen kann, nach Art großer Herren, deren Gusto man erraten und treffen soll, ohne daß sie selbst dazu die gehörige Andeutung zu geben wissen.

Daher ist alle Welt beim Faust desapointiert, und trotz der unzufriedenen Vielmeinerei darüber weiß niemand zu sagen, wie er eigentlich hätte werden müssen, um zu gleicher Zeit dem hausbacknen Verstande der Menge zu genügen wie dem Haut-gout der ästhetischen Gourmands, „die nur das ganz Vortreffliche befriedigt", d. h. für die das Beste nur eben gut genug ist. Läßt sich denn ein solches Gedicht bestellen, wie beim Handwerker ein Hausrat, ein Kleidstück, eine Eßware und dergleichen, und muß man es nicht wie bei Naturprodukten darauf ankommen lassen, ob und wie es geraten und ausfallen werde? „Vom eigentlichen Produktiven ist niemand Herr, und sie müssen es alle nur so gewähren lassen."

Möchten doch diese überscharfen Kritiker wenigstens das

magnis excidit ausis zum Schlußkompliment ihrer Zensuren machen, damit, nach vielbelobter deutscher Gerechtigkeit, doch auch der gute Wille, trotz verfehlten Erfolgs, einigermaßen Anerkennung fände.

Mehr und besser wäre freilich, wenn sie selbst das zustande brächten, was der Natur und der Zeit durch Goethes Medium hervorzubringen nicht gelingen wollte, das vollkommene Poem.

Daß ein großer Mann seiner Zeit vorauf ist und sein muß, wie auf den Berggipfeln der Tag eher erscheint als unten im Tal, auch noch länger dort verweilt, wenn es unten schon wieder Nacht ist, fällt ihnen nicht ein, obschon sie die Erfahrung in weltlichen und geistlichen Dingen zur Seite haben. Nur eins zu berühren: Friedrich der Große und Napoleon, der nicht kleinere, waren ihrer Zeit in einem gewissen Sinne zuvorgeeilt; nach ihrem Tode hatte jenen der jüngste Fähndrich eingeholt, wird diesen bald der letzte Sergeant eingeholt haben.

Unsere Enkel werden hoffentlich, vor allem in Religion und Philosophie, so weit sein, den Faust nicht vom Teufel geholt sehen zu wollen, aus dem übrigen aber behaglich zu entnehmen, wie es in Literatur und Leben vor ihrer Zeit ausgesehen hat und sie dagegen es so unendlich weiter gebracht haben. Sie werden die Fabel nicht als ein historisches Faktum, sondern – mit dem Patriarchen zu reden – als ein Problema ansehen, das der Dichter auf seine Weise und nach seinem Sinne, nicht nach dem millionenfachen der Millionen Köpfe zu lösen versucht hat, da ein Poet von Gott und göttlichen Dingen nicht so apodiktisch-dogmatisch, sondern nur durch Gleichnis und Symbol andeutungsweise zu reden imstande ist; es müßte denn ein Hegelianer sein, dem von Gott etwas mehr bewußt sein muß, da sich Gott erst in ihm bewußt wird; freilich etwas spät, nach Art der Schwaben.

So viel ist vor der Hand gewiß: die Totalität Goethes, als

Mensch und Autor, spricht sich in keinem seiner Werke so entschieden und vollständig aus wie im Faust: sein Innen und sein Außen; sein Jünglings-Streben, sein Mannes-Vermögen, seine Greises-Weisheit; sein Empfundenes und Erlittenes, sein Erfahrenes und Gedachtes; es ist sein Selbststoff und seine Selbstform, oder:

„Der Gehalt in seinem Busen,
Und die Form in seinem Geist."

Eigenheiten

Jeder Mensch hat Eigenheiten, ohne die er kein eigener Mensch, kein sich von andern unterscheidendes Individuum sein würde.

„Sie sind irrtümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Das Allgemeine wird dadurch spezifiziert, und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt."

Von dieser Art war diejenige, welche Goethe seinen realistischen Tik nannte, und wovon unter ‚Inkognito' bald die Rede sein soll. Der Mensch wird sie nicht los und wenn er sie wegwürfe, und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zugrunde.

Freilich versteht man insgemein solche Eigenheiten, die andern widerwärtig oder wenigstens sonderbar vorkommen; aber auch diese sind durch die physische und sittliche Natur des Menschen motiviert, und es fragt sich, ob der Gegner sich nicht durch die Rüge derselben eine Blöße (démenti) des Verstandes oder der Sitte zuschulden kommen lasse.

Goethe hatte keine Eigenheiten, welche unartig oder närrisch gewesen wären, wie dergleichen wohl unter seinen Freunden vorkamen; im Gegenteil war das meiste, was man in der Art an ihm gemerkt zu haben glaubte, nur in seiner schönen, reinlichen, sittlichen Natur oder in dem, was man Lebensart nennt, begründet.

Mit der Brille auf der Nase vom ersten besten Fremden, der sich ihm näherte, betrachtet zu werden, konnte ihm nicht angenehm sein, weil es unschicklich ist, so wenig es auch jetzt dafür gehalten wird. Denn wenn ihm schon das genaue Betrachten aller Gesichtsteile mit unbewaffnetem Blick, wie es Lavater trieb, als eine Tücke, als ein Spionieren vorkam, wieviel mehr mußte ihm ein durch Augengläser geschärftes

Betrachten apprehensiv sein. Diese Eigenheit, wenn es eine ist, teilt er mit vielen Menschen.

Er bediente sich zwar einer Lorgnette, aber nur im Theater in seiner etwas entfernten Loge; ebenso in einer Bildergalerie, und außerdem in seinem Zimmer, um von weitem etwas auf der Straße zu erkennen.

Daß ein Besucher beim Eintritt in das Zimmer nicht sogleich Hut und Stock unaufgefordert ablege, auf den ersten besten Tisch oder Stuhl, ist eine Regel der guten Lebensart, und der Verstoß dagegen wurde nur an ganz untergeordneten Personen von ihm gegen seine nächste Umgebung laut gerügt. Daß aber ein großer Philosoph sich dieses bei dem ersten Besuch herausnahm oder auch nur bewußtlos tat, haben vielleicht sehr wenige von Goethe selbst erzählen gehört, und wenn, gewiß nur mit gutmütiger Laune und Ironie.

Er gab ja überhaupt eine gewisse Roheit, d. h. Unbewußtheit, an jedem Menschen zu und meinte: „der Mensch könne nicht lange im bewußten Zustande verharren, er müsse sich zuweilen wieder in das Unbewußte flüchten: denn darin lebe seine Wurzel". Desgleichen: „es sei eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde, ohne zu schlafen; daher der Genuß im Tabakrauchen". Die Beispiele, die er mir an gewissen Personen gab, oder an die er seine Bemerkungen knüpfte, rechtfertigten vollkommen jenes Bild.

Goethe hatte durchaus keine Eigenheiten an sich, die man Unarten oder Unschicklichkeiten hätte nennen können, wie sie wohl unter seinen Freunden und Bekannten vorkamen. Will man es als eine besondere Eigenheit ansehen, daß er zuweilen im Gespräch mit uns, d. h. seinen Familiaren, ein Papierstreifchen drehte oder einen Bindfaden knüpfte, wenn er dergleichen zufällig in der Hand hatte, so ist das eine viel unschuldigere Beschäftigung der Hände, als fortwährend mit den Fingern in der Tabaksdose zu rühren, wie F. A. Wolf, oder andere Manipulationen vorzunehmen, z. B. mit allen

fünf Fingern so zu schnicken, daß die Gelenke knacken, wie Adam Oehlenschläger, oder gar im Sitzen mit dem einen Fuße beständig zu zittern, wie Heinrich Voß. Ich schweige von noch übleren Angewohnheiten anderer.

In dreißig Jahren, zu allen Tageszeiten, im Zimmer wie im Freien, im Negligé wie in der Parüre, hätte man doch Gelegenheit gehabt, dergleichen an Goethe zu bemerken, wenn er irgendeine gehabt hätte.

Ja, er hatte sogar keine Gewohnheit, wie er sagt: „viele Gewohnheiten dürfe man haben, aber keine Gewohnheit", d. h. man dürfe sich an nichts so gewöhnen, daß es zur andern Natur würde. Daher wechselte er zuweilen z. B. in seiner Diät mit Speisen und Getränken, um sie nicht zu einem unerläßlichen Bedürfnis und sich nicht davon abhängig zu machen.

Außer physischen Aversionen und Antipathien gegen gewisse Speisen, die ihn sogar krankhaft affizierten, wie Knoblauch, oder auch bloßen Apprehensionen gegen einige doldentragende Pflanzen, wie Petersilie, Kümmel und dergleichen, und manchmal organischer Disposition zu gewaltigem, fortwährendem Niesen wüßte ich mich keiner besondern Eigenheit seiner Natur zu erinnern.

Doch nicht, daß Goethe Idiosynkrasien oder Idiopathien hatte, muß man herausheben, sondern daß er sie möglichst überwand. Seine Empfindlichkeit gegen Tabakrauch ist eine naturgemäße Beschaffenheit des Körpers und zeigt nur eine feine, reizbare Organisation.

Einem andern Befremden ist auch noch zu begegnen: wie Goethe die Hunde nicht habe leiden können.

Da der Hund eine solche allgemeine Protektion des Menschen genießt, daß gegen die Vermehrung und das Halten derselben von Zeit zu Zeit sogar polizeiliche Verordnungen erlassen werden müssen, so will es vielen nicht eingehen, daß ein Naturforscher wie Goethe, der über komparierte Anatomie

gedacht und geschrieben, eine solche Aversion vor den Hunden könne gehabt haben, wie andere kaum vor Spinnen und Kröten, wogegen die Natur selbst dem Menschen einen Abscheu eingeflößt zu haben scheine; daß er also einen gleichsam aristokratischen Haß auf sie, als auf die mit Recht sogenannte Kanaille, geworfen und darüber fast mit einem Mächtigern zerfallen.

Zuvörderst ist der subçonnierte und zur Tradition, besonders durch Falks fabelhafte Anekdote, gewordene Hundeabscheu nicht von der Ausdehnung, die man annimmt, noch von irgendeiner andern Bedeutung, als daß Goethe eben kein besonderes Vergnügen an dieser Tiergattung finden konnte.

Er mußte Hunde genug um sich sehen und ihr Gebell und Gekläffe hören, als er in früherer Zeit seinen Fürsten auf die Jagd begleitete und in späterer noch immer deren genug im Kabinett und Vorzimmer antraf. War doch der schwarze Pudel des herzoglichen Kämmerers ein „vieljähriger Lebensgesell" und sogar sein Reisegefährte im Schlafwagen. Da ihr Herr ihm gewogen war, so läßt sich denken, daß diese, gleich Kindern, die Zuneigung des Hausherrn gegen Fremde merkenden Geschöpfe auch Goethe nicht unfreundlich entgegengekommen sein werden. Aber er ließ den Hund sich noch näher gefallen. In spätern Jahren hatte sein eigener Sohn einen so schönen, man könnte sagen „der Ehre des Standbildes", wie nur immer der des Lord Dudley, gleich würdigen Hund oder englische Dogge von der Universität mitgebracht, den Goethe nicht nur sehr gut leiden mochte, sondern auch, als das Tier aus andern Ursachen beseitigt werden mußte, sogar bedauerte, daß er es nicht zuvor habe modellieren oder abformen lassen, weil es einen so anständigen und würdigen Türhüter, dergleichen König Admet in seinem Palast an seinen molossischen Hunden gehabt, hätte abgeben können.

Dann aber – und das ist die Hauptsache – Goethe war

ein Mensch im vollsten Sinne des Wortes, und als solcher konnte ihm nur der Mensch behagen, sein Studium und seine Neigung sein. Die Tiere waren ihm nur interessant als mehr oder mindere Approximationen in der Organisation und vorläufige Ankündigungen des endlich erscheinenden Herrn der Schöpfung. Er verachtete sie nicht, er studierte sie sogar, aber er bemitleidete sie eher als Wesen, die in solcher Vermummung und Maske ihren Gefühlen nicht den verständlichsten und geeignetsten Ausdruck zu geben vermochten. Und dahin gehörte ihm auch der Hund, über den er in graziöser Beweglichkeit des Körpers und Selbständigkeit des Charakters sogar die Katze zu setzen pflegte und sie wohl einmal im Scherz eine heruntergekommene Prinzessin aus dem Löwengeschlechte zu betiteln liebte. Sie spazierte daher auch frank und frei in seinem Garten und brauchte keineswegs seine Annäherung zu scheuen.

Inkognito

Was man an Goethe Liebe zum Geheimnis genannt hat, er selbst seinen realistischen Tik nennt, möchte ich lieber Lust am Inkognito bezeichnen; denn es ist im Grunde doch ein Edleres, es ist eine Schamhaftigkeit und Keuschheit der Seele, die Bedenken trägt, sich vor aller Welt in Situationen sehen zu lassen, die zwar an sich vorwurfs- und tadelsfrei, doch von der Böswilligkeit der Menschen leicht gemißdeutet, zum Schaden des andern benutzt werden möchten. Auch fühlt der Mensch, daß er nicht allem gewachsen ist, daß er mit dem Fonds, den er in sich hat, doch nicht überall ausreichen werde, daß er Ursache habe, sowohl seine Stärke als seine Schwäche zu verbergen – ein Instinkt, den die Natur sogar in die Tiere gelegt hat, die nicht immer mit offener Gewalt, sondern auch mit List zu Werke gehen, wieviel mehr der sich bewußte Mensch, der klug sein soll wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Sich in die Karte sehen zu lassen, wie ein gemeines, aber treffendes Sprichwort sagt, tut schon niemand, der klug genug ist, sich seinem Gegenpart nicht selbst in die Hände zu liefern. Wieviel weniger wird es geraten sein bei dem feindseligen Aufpassen der Menschen gegeneinander, sich mit seinen Neigungen, Absichten, Vorsätzen, löblichen nicht minder als unlöblichen, mit seinem Bewußtsein von, mit seinem Vertrauen in sich, vor aller Welt sehen zu lassen? Ja, wer nur eine unschuldige Überraschung vor hat, wird sie doch nicht vorher ausplaudern und so die Wirkung im voraus aufheben wollen. Und solche beabsichtigte Überraschung mit seiner persönlichen Gegenwart oder mit einer neuen Frucht seines Geistes war es gewöhnlich, welche ihm jenes mysteriöse Stillschweigen und Verheimlichung auflegte, selbst gegen seine Freunde und gerade gegen diese, weil sie gewöhnlich ihm aus- oder einzureden suchten, wie bei seinem Jagdgedicht und seinem Tell. Nimmt man dazu die allgemeine Neigung der Menschen, den andern zu benutzen, das besonders deutsche Vergnügen der Präokkupation, Schriftstellern ihre Vorsätze abzulauschen, sie zu präokkupieren und zu postokkupieren, das Lied, das der Autor angefangen hat, nun beliebig fortzusetzen: so wird man es Goethe nicht verargen, daß er aus seinen literarischen Vorsätzen sowohl als aus der eben stattfindenden Beschäftigung ein Geheimnis machte. Dazu kommt noch ein Hauptumstand, daß Goethe nichts fertigmachen konnte, sobald er den Plan zu einer Arbeit irgend jemand vertraut und offenbart hatte.

Bei seinen poetischen Konzeptionen war eine solche Heimlichkeit für ein Gemüt wie das seinige, das die poetische Gabe als ein Geschenk Gottes und der Natur ansah, so folgerichtig als schicklich. Es liegt eine Art von Verwegenheit, ja Frechheit darin, zu sagen: das und das will ich hervorbringen, und so und so will ich dabei zu Werke gehen! wobei wenigstens, um den Neid der Dämonen abzuwehren, ein altes frommes ἀγαθῇ τύχῃ oder ein σὺν θεῷ als Stoßgebet an der Stelle

sein würde. Ob es gelingt, was man vor hat, ist immer eine Frage, da man nicht Herr der Umstände, Stimmung usw. ist. Ohne Superstition pflegte Goethe bei solchen poetischen Problemen immer zu sagen: „Wenn es glückt, gerät, wenn es gelingt, wenn es einer trifft"; und er selbst sah seine herrlichsten Sachen nur als etwas ihm Gelungenes an; also wie einen Glückswurf, nicht wie andere stolzere Dichter als einen eingetroffenen Kalkül, dem eine arithmetische Notwendigkeit zugrunde läge. Da seine Gedichte ihn machten, nicht er sie, wie er gesteht, so war das Resultat kein logisches oder mathematisches Quod erat demonstrandum.

„Die größten Menschen sind immer demütig gewesen," sagt er an Lavater, und niemand war im Betreff seiner poetischen Leistungen anmaßungsloser, bescheidener und gotthaftdemütiger als eben er.

Sich freuend und eine aufrichtige Belobung mit mäßigem Behagen hinnehmend, wenn ihm etwas gelungen war, ließ er doch der Möglichkeit des Gegenteils Raum, schon zufrieden, wenn nur das meiste und Wichtigste gekommen war. Das Mangelhafte erkannte niemand früher als er, aber er scheute sich, bedeutende Änderungen und Verbesserungen vorzunehmen, solange es noch warm vor ihm dalag. Es mußte erst verkühlt sein und ihn gewissermaßen als ein Entwohntes, Fremdes ansprechen, ehe er zu Veränderungen oder Umarbeitung schritt; ja, in manchen Fällen fand er es geratener, lieber ein neues Werk zu beginnen, das als verfehlt wahrgenommene zu vermeiden und, obgleich neuen Fehlern ausgesetzt, es wenigstens von diesen erkannten zu befreien. So war er in einer steten Fortbildung begriffen, und wer könnte sagen oder nur ahnden, was aus seinen Konzeptionen geworden wäre, wenn sie eine stete Metamorphose hätten durchwandeln können; wie es, außer dem bereits erwähnten zur Novelle gewordenen Jagdgedicht, auch mit einem Drama der Fall war, das in eine Ballade sich umgestaltete.

Doch rief er sich in Zeiten das manum de tabula zu, und so können wir froh sein, daß er, unter Freunden zu sein glaubend, seine eigenen Worte im Tasso stillschweigend auf sich anwendete:

„Hie bin ich!
Daß Freunde meiner schonend sich erfreun."

Wenn also Goethe das Geheimnis liebte, so geschah es nur se defendendo, nicht offendendo, wie er sich auszudrücken pflegte; und er hatte das vollste Recht, einer zudringlichen, vorwitzigen Neugier, die ihn nur aushorchen wollte, aus dem Wege zu gehen und sich wie ein Proteus hinter alle die wechselnden Verschanzungen zurückzuziehen, welche Knebel ihm vorwirft, „weil er noch etwas Eitelkeit habe, seine Schwächen nicht zu zeigen" – als wenn man auch diese aller Welt zeigen müßte! Übrigens hatte dieser am wenigsten Fug und Recht, den Inquisitor zu machen: denn Goethe war aufrichtig genug gegen ihn; Knebel aber nicht immer diskret.

Wo es darauf ankam, sich ganz zu geben wie er war, hat Goethe niemals hinter dem Berge gehalten, und so ist jenes ganze Manöver nur gewöhnliche Weltklugheit, die an ihm nicht besonders zu relevieren noch weniger zu tadeln war.

Wie nun Goethe in betreff seiner Gesinnungen, Vorsätze, Arbeiten ein Inkognito liebt, so auch früher in bezug auf seine Person. Er gefiel sich, zumal in früherer Zeit, verkleidet oder unter einem andern Namen aufzutreten. Diese Lust, sich zu verkleiden, gesteht er, sei ihm von seinem Vater gekommen, sie lag aber bereits in seinem Dichtertalent und erhielt nur durch das Beispiel Ermunterung und Autorität.

Wie er früher seine Person versteckt unter einen andern Namen, so läßt er auch seine Gedichte zuweilen rätselhaft, nach seiner Maxime: „ein Gedicht müsse etwas Rätselhaftes haben", und vermeidet, Freunden sogar die Aufklärung zu geben, ohne welche das Gedicht selbst nur halbverständlich und daher nur halbgenossen bleibt. Damit wollte er den Scharf-

sinn und die Erfindungskraft der andern aufregen und ihnen die Freude bereiten, durch selbstgefundenes Verständnis des Ganzen sich selbst produktiv zu erscheinen; obschon er übrigens zugab, daß nicht bloß die Alten Erklärung und Noten bedürften, auch die Neuern. Dahin gehören:

Bakis Weissagungen; das Märchen in den Erzählungen der deutschen Ausgewanderten; so manches im Faust, wie das Hexen-Einmaleins, worüber er jedoch sich nicht den Kopf zu zerbrechen anrät.

Alle diese Erscheinungen lassen sich nicht als bloße Willkürakte auffassen, es liegt in den meisten Fällen Psychologisches zum Grunde.

Er wußte, daß einmal seiner Persönlichkeit und seinem Namen Huldigungen gebracht wurden, die nicht immer absichtslos aus den lautersten Quellen entsprangen.

Er wollte erfahren, was er als Unbekannter für einen Eindruck mache; was sein Gedicht, wenn es als ein fremdes, nicht als das seinige betrachtet würde, für Urteile hervorlockte; was ein im allgemeinen ohne näheren Bezug ausgesprochenes Gedicht in dem Hörer oder Leser für ein Verständnis finden, was dieser sich dabei denken und davon würde aneignen können.

Daher wurden die bei dem konkretesten Anlaß entstandenen Gedichte und Gedichtchen, als wahre und eigentliche Gelegenheitsgedichte, durch Verbergung jener Veranlassung oder der Personen, auf die sie sich beziehen, so ins Allgemeine gespielt, daß sie ein jeder für seine Erfahrung nutzen und darauf anwenden könne. So das herzliche Gedicht „Einschränkung" überschrieben, welches in seiner ursprünglichen Gestalt das traute Verhältnis zu seinem fürstlichen Jugendfreunde aussprach.

Außer den bereits erwähnten Beweggründen lag auch oft Furcht vor der Indiskretion der andern Menschen zugrunde. Er hatte diese in seinem Leben genug erfahren, zu seinem Schaden; man erinnere sich der Plagiate von Wagner, Lenz u. a. m.

Auch in späteren Jahren, wo er noch verschlossener war und nicht leicht über seine Lippen kommen ließ, was ihn kompromittieren konnte, half ihm diese Schweigsamkeit nicht das, was er hoffte; denn nun schob man ihm diese oder jene falsche Absicht unter, an die er nie gedacht hatte, die er nach seiner Art und Weise gar nicht haben konnte.

Ich erwähne nur seine unerwartete Verheiratung, der man die lächerlichsten und gehässigsten Absichten unterlegte, wovon zu seiner Zeit das Wahre berichtet werden soll.

So das Gespräch mit Napoleon, über welches abweichende und mitunter abgeschmackte Gerüchte umliefen.

Er kannte die Menschen zu gut, „um sein Herz in der Hand zu tragen". Er verschwieg, was sie nicht zu wissen brauchten, was von ihnen gewußt, doch nur falsch und verkehrt beurteilt worden wäre.

So blieben die Motive seiner Handlungen, der Sinn seiner Dichtungen doch immer rätselhaft und ließen, da kein Positives ausgesprochen war, auch die Möglichkeit einer andern Erklärung und Deutung zu. Die rechten und wahren konnte indes finden, wer ihn näher kannte und mit Neigung und Liebe ihn aufzufassen verstand. Auch war und ist nicht alles so versteckt, daß ein unbefangener, leidenschaftloser Verstand, ein ruhiges Nachdenken, besonders Welterfahrung und Selbstbeobachtung nicht zu entdecken vermöchte, was und wie er etwas gemeint habe.

Es ist zu bedauern, daß ihm alle diese Diskretion, Schonung, Rücksicht usw. nichts geholfen und „gleich nach seinem Tode der Advocatus Diaboli neben dem Leichnam saß und der Engel, der ihm Widerpart halten sollte, eine klägliche Gebärde machte".

So vollkommen ist diese Bemerkung an ihm selbst in Erfüllung gegangen, und es zeigt von einer originell-deutschen Unparteilichkeit, wenn sogar der eigene Verleger seiner Werke einen solchen Advocatus schon bei Leibes Leben des

Autors dazu hielt oder duldete, um solchen recht von allen Seiten anzuklagen und zu verschwärzen, wenn es nicht etwa ein Kunstgriff sein sollte, nach dem Verrufenen desto lüsterner zu machen, wie es bei verbotenen Büchern der Fall ist.

Wie dem sei: Goethe rührte sich auch nicht mit einem Worte weder gegen den Widersacher, noch gegen dessen Brotherrn, und jener mußte erst von andern seinesgleichen, wo nicht völlig abgetan, doch kleinlauter gemacht werden.

Diskretion

Der Mensch hat von seinen Tugenden nicht immer Nutzen, von seinen Fehlern nicht immer Schaden; es ereignet sich auch wohl, daß jene ihm Nachteil, diese ihm Vorteil bringen.

So erging es Goethen im ersten Falle, besonders in Beziehung auf eine seiner ausgebildetsten Tugenden, die Diskretion.

Wie weit Goethes Diskretion und Geduld gegangen ist, kann niemand sagen; aber ahnen kann sie derjenige, der seinen Charakter kennt und die Verhältnisse, in denen er lebte.

Wenn man bedenkt, um wieviel Dinge Goethe schon seiner hohen amtlichen Stellung, seines beobachtenden penetranten Geistes wegen wissen mußte, wieviel ihm das gesellige und freundschaftliche Leben zuführte, wieviel er bei der sittlichen Ausbildung, die er anstrebte, von den Untugenden und Unarten der Menschen zu leiden hatte, und wie er bei alledem weder Geheimnisse offenbarte, noch Unarten und Unvollkommenheiten rügte: so wird man gestehen, daß er Selbstbeherrschung und Resignation in einem ungewöhnlichen Grade besaß, die um so höher anzuschlagen waren, als er sie gegen die Hindernisse eines lebhaften Naturells sich erworben und angeübt hatte.

Seine Verschwiegenheit brachte ihm den Nachteil, daß er der Welt nicht stets in seiner wahren Gestalt erschien, daß noch jetzt Urteile über ihn im Schwange gehen, die es schwer

hält durch eine Kontrolle zu rektifizieren. Sie wären längst niedergeschlagen und verstummt, wenn es ihm gefallen hätte, noch bei Lebzeiten selbst sich über die Dinge zu vernehmen zu geben oder in seinem literarischen Nachlaß letztwillig darüber auszusprechen.

Statt seiner authentischen Berichterstattung, die man von seiner Wahrheitsliebe erwarten konnte, schleichen nunmehr Sagen und Märchen gespenstisch umher, gehen über von Vater auf Sohn und drohen, wenn auch unvermögend, ihm wesentlich ferner zu schaden, doch den reinen Stahl seines Charakterbildes stellenweis korrosiv anhauchend mit Rostflecken zu trüben, welche zu beseitigen und die ursprüngliche Politur wieder herzustellen dem guten Willen und der Pietät seiner Verehrer schwer, ja unmöglich wird. Es gehören dazu Aktenstücke, welche, wenn schon noch zu haben, doch zurzeit nicht ans Licht gezogen werden dürfen, indem noch zu viele der dabei Beteiligten am Leben sind oder der Bloßstellung durch Rang und Namen entrückt bleiben.

Dahin gehört namentlich die aktenmäßige Geschichte der Verpflanzung der Jenaischen Literaturzeitung nach Halle, von Goethe selbst nur in der Kürze berührt; welche keineswegs zum diesseitigen Nachteil ausfallen dürfte, wie man an der Goethischen Versicherung sowohl an jener Stelle, wie in den Briefen an Zelter zum Trotz, uns vorspiegeln will. Goethes gleichzeitige mündliche Relation ist mir nach dreißig Jahren nicht mehr in allen Stücken erinnerlich; so viel aber habe ich davon behalten, daß das Pivot ein Mysterium Iniquitatis war, worin die gehässigsten Leidenschaften von Personen, die man bereits kennt, nur zu sehr integrierten.

Goethe konnte sich um so glaubwürdiger darüber erklären, als seine künstlerischen und sozialen Lebensbekenntnisse eine solche Wahrheitsliebe und Rücksichtslosigkeit bekunden, daß man auch in Kollisionsfällen mit den Zumutungen, Ansprüchen, Interessen der andern Partei kein Mißtrauen in seine Auf-

richtigkeit gesetzt und das gute Recht auf seiner Seite würde gefunden haben.

Hieher gehören auch die Theaterhändel; des Wolffischen Ehepaars Abgang nach Berlin; die Entstehung von Goethes Bearbeitung von Romeo und Julia, sämtlich von den Ubiquisten nicht richtig erhorcht, obschon in zwei Sprachen durch die Welt posaunt; der Hund des Aubry; die Wartburgsgeschichte; sein Votum über Preßfreiheit und andres mehr, das einer unbeteiligtern Folgezeit überlassen bleibe.

Zu seiner Entschuldigung aber muß man wiederholt sagen: Er hätte Personen, Verhältnisse und Heimlichkeiten aufdecken müssen, die nicht nur seine Stellung überhaupt zu schonen heischte; auch in seiner gutmütigen, von den Gegnern sogar anerkannten Natur lag es, dergleichen Unbilden von Menschen ihm angetan ebenso zu übertragen – oder zu übernuppen, wie er zu sagen liebte – wie die Unbilden der Witterung, wie andere Kalamitäten, welche Natur und Schicksal über uns verhängen – eine nicht bloß christliche, sondern echt heidnische Ansicht, die schon Cicero bei Gelegenheit politischer Amnestien geltend machte; – doch nicht bloß Herzensgüte war es, die ihn dergleichen Dinge nicht weiter zu relevieren erlaubte, es war auch Charakterstärke. Wußte er über schwerere Fälle mit Fassung und Ruhe hinauszukommen, so konnte er noch weniger bekümmert sein über den Klatsch der Welt, aus dem er sich mit einem Worte „nichts machte", so wenig wie aus dem „Schimpflied, das ein böser Feind erdacht".

Wenn andere sich erlaubten, die Rolle der Frondeurs ganz laut in der Gesellschaft oder in Briefen, die doch dereinstiger Veröffentlichung entgegenwarteten, zu übernehmen, so wird man von Goethe keinen Fall anführen können, wo er auf eine namentliche und direkte Weise seine Unzufriedenheit kundgegeben. Und doch ist es so gewiß, als es natürlich ist, daß er seinem Wesen, seiner Ansicht und Einsicht nach nicht alles billigen konnte, was er mußte geschehen lassen, ja sogar dazu

behülflich sein. Er scherzte vielmehr darüber, indem er sagte: „es ginge ihm wie dem lieben Gott, der auch vieles müsse geschehen lassen, was er nicht wolle".

Selbst im vertrauten Gespräch und in Briefen an die intimsten Freunde weiß er sein Andersdenken so zu mäßigen und durch den Ausdruck so zu verallgemeinern, daß der direkte Bezug von keinem andern zu machen ist als von dem, der mit der Sache selbst vertraut ist und darum weiß.

Goethe hat daher keine Veröffentlichung seiner Briefe und Manuskripte zu scheuen. Denn was er von den Leuten sagt, sind keine moralischen, sondern ästhetische Urteile; wahre, nicht witzige; kein Aufhalten, keine Moquerie, kein Klatsch, kein Neid, keine Mißgunst, kein Verdenken, Besserwissen und dergl.

So wie er in bezug auf sich geheim war und sein Vorhaben, Arbeiten, Reisen und dergl. aus gründlicher Kenntnis der Menschen und ihrer Klatschhaftigkeit verheimlichte und verschwieg, ebenso war er es auch in bezug auf andere, auf ihre Geheimnisse, die er natürlich so wenig propagierte, als er sie zu erforschen suchte.

Daher seine Bedenklichkeit und Anstandnehmen, irgend etwas verlauten zu lassen, was ihn oder sie kompromittieren könnte. Er verschweigt daher in seinen Briefen oftmals Namen, Büchertitel, übersendete oder besprochene Sachen, wovon der Korrespondent oder Empfänger zwar unterrichtet ist, die aber einem fremden Leser verborgen bleiben müssen. Oft geschieht es aus Mißtrauen und Verdacht gegen Spionerie, oder aus Besorgnis öffentlicher Bekanntmachung bei etwaigem Verlorengehen eines Briefes.

Wie nun Goethe für seine Person äußerst vorsichtig und zurückhaltend war, so riet er auch andern, auf die er Einfluß hatte, zu gleicher Vorsicht und Zurückhaltung. Witzige Epigramme, satirische Einfälle, deren Bezug zu deutlich sich aussprach, bat er zu sekretieren; nicht aus Ängstlichkeit, sondern

aus Schonung. Er wußte wohl, daß er selbst durch dergleichen unmittelbare Angriffe manchen verletzt und sich zum Feinde gemacht hatte; nun wollte er andere vor ähnlichen Folgen bewahren.

Seine eigenen Invektiven gegen Personen oder Sachen hielt er ebenfalls zurück „um des lieben Friedens willen", oder wenn er sie doch, aber erst nach Jahren, bekanntmachte, „brach er ihnen noch die Spitze ab", um sie weniger empfindlich oder schmerzhaft zu machen.

So geschah es mit den folgenden Gedichten:

„Die Weisen und die Leut"

oder das Gastmahl der Weisen, das er sekretierte, „weil es gewisse Individuen sehr tief verletzen würde, und die Welt denn doch nicht wert sei, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe".

„Die Paulo post futuri",

worin ein ärztliches Gutachten über eine zehnmonatliche Schwangerschaft nach des Mannes Tode auf die feinste Weise persifliert wird.

„Der neue Alcinous",

eine allegorische Parodie auf Kotzebue und sein Kegeln in seinem Garten zu Jena. So auch mit vielen andern, die erst lange nach ihrer Veranlassung, ja erst nach seinem Tode bekanntgemacht worden.

Unter seinen Xenien sind manche nur wie unter vier Augen gesprochen anzusehen. Die andere Person ist verschwiegen und somit der Anlaß und der Bezug nicht immer offenbar und verständlich.

Sind nun aber auch die Personen nicht immer bekannt, an welche dergleichen Apostrophen gerichtet waren, so sind es doch die Tendenzen in Literatur und Kunst, denen sie gelten, wo denn die ganze Partei, die einer derselben anhängt oder sie verfolgt, sich in dem ungenannten mentalen Stellvertreter angegriffen fühlen mag.

Es wäre noch viel von Goethes Diskretion zu sagen, wenn man nicht durch Angabe der Fälle, worin er sie bewiesen, selbst indiskret zu werden fürchten müßte, wie man von seiner eigenen Bescheidenheit nicht reden darf, ohne dadurch unbescheiden zu erscheinen. So bleibt denn bei ihr, wie bei der Geduld, das Verschweigen und Stillsein, worin gerade ihr Verdienstliches liegt, das ewig Unerkannte; und der Mensch kann sich nur damit trösten, daß des unsichtbaren Vortrefflichen mehr als des sichtbaren auch an ihm von Lebenskundigen werde vorausgesetzt werden.

Laune

Goethe besaß eine eigene Laune, nicht in dem Sinne des üblen Humors, noch des überlustigen, sondern die an Schelmerei grenzende, womit er kleine unschuldige Neckereien an denen ausübte, die ihm durch ihre Unarten beschwerlich wurden, wenn er sie auf keine andre Weise mit nachhaltigem Erfolg davon abbringen konnte.

Schon in seiner Jugend spielte er Basedown einen solchen neckischen Streich, und wie viele mag er in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar haben ausgehen lassen, von denen noch dunkle Traditionen kursieren, die ich aber, weil ich sie nicht genau nach ihren Veranlassungen und Umständen erzählen kann, hier nicht berühren mag. In dem französischen Feldzuge verübte er eine harmlose Neckerei an einem Zeltnachbar, der durch unbändiges Schnarchen ihn am Einschlafen verhinderte. Aus der Zeit, worin ich ihn kennen lernte, hat er selbst einen Spaß erzählt, worin er den sogenannten tollen Hagen doch endlich mürbe zu machen und für gewisse Unschicklichkeiten eine kleine Rache zu nehmen wußte.

Hauptsächlich waren es Hast und Ungeduld, die ihm Veranlassung gaben, dieses pädagogische Gegenmittel anzuwenden. Wie er selbst von Jugend auf bemüht gewesen war, diese Fehler sich abzugewöhnen, so durfte er, nachdem er seinen

Zweck erreicht, im höheren Alter sich wohl erlauben, seine nächsten Freunde und jüngere Personen, denen es not tat diese Lehre anzunehmen, auf die schonendste Weise, ohne den Schein von Schulmeisterei zu haben, von so üblen Angewohnheiten abzubringen, indem er gerade das Gegenteil von dem tat, was jene wünschten, ohne sich merken zu lassen, daß er es mit Absicht tue.

So liebte er wohl ein Gespräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen oder wieder darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer sich dabei langweilte, der übrigens nicht Ursache hatte, den bereits Unterrichteten zu spielen oder das Air eines Schnellfassenden anzunehmen.

Auch bediente er sich dieses oder eines ähnlichen Manövers, wenn er nicht Lust hatte auf etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu lassen.

Bettine mußte dieses erfahren, als sie im Herbst des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Besuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was sonst – che so io! – vorgeschwatzt hätte. Er kam ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der damals wunderschön am Abendhimmel stehend in seiner völligen Größe und Pracht zu sehen war, aufmerksam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich des breitern über dieses Meteor erging. Da war nicht anzukommen! Das Meteor mit seinem langen Schweife wehrte diese wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern auf den Schoß gesetzt hätte, dieses alte, damals schon verheiratete Kind wie mit einer Rute ab.

Da er dies alles mit Bewußtsein und zu einem Zwecke tat, so kann niemand sagen, daß er – wie man von manchem Dozenten zu sagen pflegt – zuweilen gekohlt habe oder gar gesalbadert.

F. A. Wolf, dessen Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn er überaus schätzte und bewunderte wie an seinen geistreichen

Friedrich August Wolf

Farbige Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann

Einfällen und eigentümlichen Witzen großes Vergnügen fand, hatte doch besonders zwei Untugenden an sich, die Goethen sehr zuwider sein mußten, obgleich er sie so lange als möglich ohne weiteres ertrug: Widerspruchsgeist, der manchmal so weit ging, daß er sich selbst widersprach; und Ungeduld, die aus Mangel an irgendeinem Sachinteresse herrührte: denn von Natur und bildender Kunst verstand er rein nichts und schien jene nur, insofern sie eß-, trink- und sonst genießbar ist, zu schätzen, letztere aber nur als Haus und Zimmer verzierend und möblierend anzuerkennen.

Daß nun im ersten Falle auch ihm widersprochen, seine Argumente persifliert oder durch Paradoxien übertrumpft wurden, so daß am Ende die Sache durch Übertreibung von beiden Seiten lächerlich wurde und der Streit noch ziemlich gut in Spaß und Scherz sich auflöste, – davon war ich selbst Zeuge, und Goethe erzählt mit großer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Gegenstände ihrer Debatten in seinen Tag- und Jahresheften und in den Briefen an Zelter.

Eine ebenso heitere Geduldsprobe hatte Goethe seinem Freunde bei einem Besuche in Berka bereitet. Goethe arbeitete eben an seinem Epimenides und ließ zum Behuf seines gegenständlichen und anschaulichen Dichtens, das zur Anfertigung eines opernartigen Dramas des musikalischen Elements bedurfte, von dem dortigen ausgezeichneten Pianisten und Organisten, dem Badeinspektor Schütz, sich mehrere Musikstücke, meist Bachische Sonaten, vortragen, die er mit ganz besonderem Ausdruck und ungemeiner Fertigkeit wiederzugeben verstand. Unter denselben war auch eine, die wir nur mit dem Namen ‚das Trompeterstückchen' bezeichneten und deren eigentliche Benennung ich nicht näher anzugeben weiß. Genug, es war eine wunderbare, die Imagination ansprechende einfache Melodie, eine Fanfare, die aber durch Variationen so ins Weite, ja Endlose getrieben wurde, daß man den Trompeter nicht nur bald nah bald fern zu hören, sondern ihn auch

ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden sich wendend und dann wieder umkehrend zu sehen glaubte, und sich wirklich Sinn und Gemüt nicht ersättigen konnte.

Nun war den Mittag über Tische schon viel von antiker und moderner Musik die Rede gewesen, wobei Wolf, wie vorauszusehen, die Partie der Alten nahm, viel von den antiken Silbenmaßen sprach, nach Tische auch die Theorie der Trochäen vortrug und sie durch Beispiele aus dem Äschylus erläuterte. Nun setzte er sich auch ans Klavier und spielte und sang „antike Musik", wie er sagte; mußte aber, da ein neuer Streit entstand, darin nachgeben, „daß er im Takt noch moderniſiere".

Nach dem Abendessen mußte der Organist spielen, und nach mehreren Sonaten kam auch das Trompeterstückchen dran. Der Tag war heiß gewesen, man hatte lange im Freien gesessen, viel und vielerlei gesprochen, das Zimmer war klein und noch dazu im Mansard, und wir Hausgenossen sämtlich zugegen. Das Stück war einmal durchgespielt. Goethe machte seine Bemerkungen darüber; Wolf schien nicht eben sonderlich erbaut und sich vielmehr nach Ruhe umzusehen. Da forderte Goethe den Musiker zu einem da capo auf, und nachdem dieses geleistet war, zu nochmaligem, als gölte es einen musikalischen Schlaftrunk, und wieder zu nochmaligem; ja, er würde nach diesem fortgefahren haben, nun aber riß Wolfen die Geduld, er brach in Verwünschungen des Stücks aus, und Schläfrigkeit vorschützend entfernte er sich eiligst. Da er jedoch in demselben Hause, sogar unter demselben Zimmer logierte und also, weil das Trompeten über ihm noch fortdauerte, sich gewissermaßen noch auf dem Schlachtfelde oder in der Atmosphäre befand, die ihm so heiß zugesetzt hatten: so ist zu glauben, daß er wenigstens diese Nacht einmal werde geträumt haben, wiewohl er stets versicherte, daß er nie träume, ja daß in seinem Hause gar nicht geträumt werden dürfe.

Heinrich Friedrich Schütz, Organist und Badeinspektor zu Berka

Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller

Nicht mindere Schalkheit ließ er gegen seinen Freund Knebel ausgehen, wenn er manche Abende bei ihm mit Erzählen oder Zeichnen zubrachte. Dieser hatte die unüberwindliche Neigung, beständig die Lichter zu putzen, ohne Not, und zwar immer zu kurz, daß sie noch schlechter brannten als zuvor, auch wohl ganz auslöschten. Nun hielt er ihn einen ganzen Abend dadurch ab, daß er ihm die Lichtschere wegnahm, sie auf den Leuchter vor sich hinlegte und ihm unter keiner Bedingung erlaubte selbst zu putzen, dabei aber die Schnuppen so lang werden ließ, daß jener vor Ungeduld hätte vergehen mögen. Alles Bitten, Schmollen und Grollen half nichts; immer wußte er ihm mit andern Gründen und Vorwänden auszureden, bis es ihm selbst gefiel, das Versäumte nunmehr als zeit- und zweckmäßig nachzuholen.

Dieses Küstergeschäft ließ er überhaupt ungern von einem andern verwalten. Auch mir erlaubte er es nur mit Besorgnis, nicht ohne Bevorwortung. Nur in spätern, ja spätesten Jahren, wenn ich bei ihm schrieb oder vorlas, hatte ich die Freiheit, sie ungehindert nach Befinden zu größerer Klarheit aufzureizen. Doch liebte er auch wohl noch ein drittes Licht, meist ein Wachslicht, anzuzünden und es vor mich hinzustellen. Auf diese Weise befriedigte er mein Bedürfnis und reservierte sich noch seinen Anteil an den beiden andern. Übrigens glaubte er gefunden zu haben, daß vier Lichter keinen Unterschied in der Hellung gegen drei machten.

So war denn Ungeduld oder Heftigkeit in seiner Gegenwart zu zeigen nicht das Mittel, sich bei ihm zu empfehlen. Sein gewöhnlicher Zuruf, wenn nichts andres, war dann: „Nur ruhig, Kinder, ruhig!“

Mehrere solcher ihm besonders unleidlicher, aber doch mit Fassung gerügter Unarten im gesellschaftlichen Leben hat er nicht vergessen in seinen Romanen anzubringen, namentlich in den Wahlverwandtschaften, und sie von Personen ausüben zu lassen, deren Jugend, Mangel an

Selbstbeobachtung und Leidenschaftlichkeit sie poetisch-wahrscheinlich machte.

Sein gesetztes Wesen mochte nicht wenig leiden, wenn ein Oehlenschläger einmal über das andre mit allen fünf Fingern schnickte, daß es knackte; wenn H. Voß auf dem Stuhl sitzend beständig mit dem einen Beine schütterte oder ein andermal den Zipfel der mittlern Tischserviette zusammen- und wieder aufrollte; wenn andre andere Unarten entwickelten, die eine gute Erziehung früh beseitigt oder gar nicht erst aufkommen läßt. — Hut und Stock eher ablegen, als man dazu aufgefordert wird, daliegende Bücher aufnehmen, aufschlagen, nach ihren Titeln sehen oder gar von beschriebenen Papieren etwas abgucken, und was dergleichen Ungezogenheiten mehr sind, die aber manchmal von großen sogenannten gebildeten Leuten verübt wurden, machten uns andern, die wir mit Goethes Denkart bekannt waren, innerlich Angst, und wir fürchteten schon eine wenn auch sanfte und mäßige Reprimande. Er ließ es aber, nachdem die Person war, meist unbemerkt oder wenig gehindert vorübergehen, konnte sich aber nicht enthalten, nachher ein Wort darüber gegen uns zu verlauten und je nachdem er gestimmt war darüber zu ironisieren.

Nichts aber regte ihn innerlich stärker auf als die Selbstgefälligkeit, womit eingebildete, obschon übrigens talentvolle Personen bei Betrachtung eines Kunstwerks oder sonst einer vortrefflichen Arbeit diese dadurch zu loben meinten, daß sie ausriefen: das sehe ganz so aus, als wenn *sie* es gemacht hätten; oder das könnten sie wohl *auch* gemacht haben. Da wurde denn hinterher, im Kreise der Vertrauten, eine solche Person mit einem Frankfurter Provinzialismus ein Schnudelputz genannt; und ich erinnere mich, daß ich einmal die einzelnen Züge solcher Charaktere zu einem Theophrastischen Porträt verarbeiten wollte; es unterblieb jedoch, weil die im Geist dazu sitzenden Personen gar zu leicht das Bild, diesmal zwar nicht für ihre eigene Arbeit, aber doch für ihre eigenen

Züge hätten ansprechen müssen. Auch wäre es im Grunde doch nur eine Karikatur geworden: denn die Versammlung solcher Einzelnheiten auf *einer* Figur gibt ihnen doch keinen organischen Zusammenhang, kein wahrhaftes Leben; es entsteht eine Mißgeburt, die nicht existieren kann, obschon sich unsere Zeit an solchen schriftlichen und bildlichen Karikaturen höchlich erfreut.

Nach diesen Beispielen kann man sich schon vorstellen, daß er auch an Schauspielern manches werde zu rügen gefunden haben. Angewöhnungen, aus den Proben mit in die Vorstellungen gebracht, wo ihre Unschicklichkeit doppelt auffallen mußte, wurden ernst und streng mitgenommen und, wenn Spott nicht half, auch wohl bestraft. Einer hatte sich angewöhnt, in der sogenannten Murmelprobe, gegen welche jedoch Goethe immer etwas einzuwenden hatte, seine Hand in den Busen zu stecken und in dieser Attitüde seine Rolle herzusagen. Bei der Vorstellung nun, in ritterlichem Kostüm bis an den Hals geharnischt, suchte er dann vergebens nach einem Unterkommen für seine Rechte und verriet eben dadurch die schlechte Angewöhnung, die ihm schon zur andern Natur geworden war. Das Agieren mit dem Schnupftuch, mit der Dose und ähnlichen Behelfen waren ihm gleichfalls unausstehliche Unarten, die er mit allen Waffen bekämpfte, obschon sie völlig auszurotten, zumal bei älteren Subjekten, nicht vermögend.

Witz

Man sagt, Goethe habe keinen Witz gehabt. Wenn er nur *Mutterwitz* hatte, so wäre das genug gewesen, und mehr als *Schulwitz*, der meist nur ein *Wortwitz* ist. Aber Goethe hatte einen furchtbaren *Sachwitz*, der sich auch wohl mit dem Wortwitz vermählen mochte. Ich könnte einige sehr schlagende Beispiele anführen, worin Wort und Sache in eklatanter Explosion so zusammenbrennen wie ein Namenszug in Brillantfeuer, wenn die Personen nicht noch am Leben wären.

Unzählige solcher Witzfunken, in welchen Stahl und Stein zu kleinen Schrotkügelchen zusammenschmolz, hätte man sammeln können, wenn man Papier zur Hand gehabt hätte, sie im Fallen aufzufangen, um sie etwa als ein neues Mineral oder Fossil für moralisch-ästhetischen Blitzsinter Liebhabern anzubieten.

Doch wer durfte daran denken, um ohne Erlaubnis mit fremdem Gute zu wuchern? Wer mochte daran denken, da man des Guten täglich die Fülle hatte und in der Einbildung stand, das Leben würde immer so fortgehen und nirgend kein Vergang und Ende sein? Zudem läßt man dergleichen auch bei seinem Entstehen und augenblicklicher Erscheinung und Freude darüber bewenden, indem Zeit, Ort, Anlaß, Ton und Geist doch nicht mitfixiert werden können, ohne welche solche Dinge kein rechtes Leben und keine, wenn auch nur relative Wahrheit mehr, also auch keine Bedeutung haben.

Solche getrocknete Scommata kommen mir vor, wie die gemalten Tiere jenem Türken, der den Maler schalt, daß er ihnen keine Seele gegeben habe, weswegen er auch am Jüngsten Tage werde Rechenschaft geben müssen.

Sie aber gelegentlich auf dies und jenes akkommodieren, ihnen sein eignes Gift einblasend sie beleben wollen, hieße alieno libro ingeniosum esse, welches sich Martial mit vollem Rechte verbat.

Dergleichen also, hätte ich sie auch zufällig angemerkt, werde ich nicht mitteilen, sie müßten denn eine sonst in extenso ausgesprochene Meinung konzentriert enthalten und also wie Lemmata am Rande des Textes betrachtet werden können; oder auch das von einer lustigen, also heiteren, unverfänglichen Seite fassen, was anderswo strenger und herber ausgedrückt wird. Denn bei Goethe kommen dieselben Gedanken und Einfälle, nur in andrer Form und Gestalt, wieder vor, so daß man die Wahl hat, sie aus seiner jugendlichen, mittleren oder späteren Epoche zu nehmen.

Überhaupt denkt man sich Goethe auch da, wo man ihn satirisch findet und nennt, weil immer von seinem Ernste, seiner Würde, seinem Stolze usw. die Rede ist, viel zu streng und herb in der Art seiner Äußerungen.

Er sagt das meiste mit trocknem, treuherzigem Munde, wie wenn es nichts wäre und sich von selbst verstände. Dann ist er höchstens ein gutmütiger Polterer, aber niemals ein giftiger Satiriker wie Juvenal und Persius. Er hat es nicht mit Lastern, nur mit Untugenden, d. h. mit Unarten, Ungezogenheiten, Albernheiten, Irrtümern usw. der Menschen zu tun und findet sie nur lächerlich, nicht strafwürdig. Die Bösewichter, die Schurken überläßt er dem Büttel, und die Narren dem Geschlecht.

So sehr er auf das junge Volk, „die Hans Narren des Tags", nur zu schelten und zu schimpfen scheint, so nimmt er sich doch wieder auf der andern Seite ihrer an und verteidigt sie durch seinen eignen Vorgang, indem er auch einmal Freund von Narren gewesen zu sein eingesteht, und verlangt, man solle sie gehen lassen, sich an ihren Gaben ergötzen, weil Großmama Natur manchmal einen närrischen Einfall haben wolle.

Humor

Wie man Goethen den Witz abspricht, so soll er auch keinen Humor gehabt haben. Es kommt freilich auf die Sorte von dieser Nieswurz an, die man gerade verlangt und die er eben nicht führt.

Sonst ist doch der Humor eines der Elemente des Genies, aber er darf nicht vorwalten, dann wird er nur ein Surrogat desselben. Er ist nur eine Art von Poesie, ohne selbst poetisch zu sein, und Goethe, insofern er ein Genie war, oder ihm nur etwas Genie von den Gegnern gelassen wird, mußte auch etwas Humor an und in sich haben.

Wenige haben Sinn für den Goethischen Humor, und so fehlt ihnen auch der Geschmack daran; daher finden sie sich

auch nicht in ihn, wenn er zur Ironie sich erhebt, die man ihm zwar im ganzen nicht abspricht, aber erst zu bemerken glaubt, wenn sie handgreiflicher wird und als indirekter Spott erscheint, nicht in dem Sinn und Verstande, in welchem er selbst sie nimmt und bei Goldsmith und Sterne erkennt, als „die Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt"; also nur diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Übersicht, diese Sanftmut bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel, und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen usw., in denen er sich durch jene Schriftsteller erzogen eingesteht und sie als dasjenige findet, was uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführe.

Wer z. B. diese durch sein „Wahrheit und Dichtung" hindurchwehende Ironie nicht empfindet, wer es nicht merkt, daß Goethe in seinem Lebenslauf zugleich den Lauf der Welt und der Dinge schildert und sich über beides gleich erhebt, dem ist freilich nicht zu helfen, und er hat genug an dem leeren Kaff und Stroh exzerpierter und epitomisierter Biographien, um seine Literaturlücken damit auszufüllen. Dem Geiste ist nur durch Geist beizukommen.

Ironie

Goethes Ironie ist also nicht allen verständlich, manche ahnden sie gar nicht, und andern ist es verdrießlich, wenn sie seine wahre Meinung nicht erraten können, besonders bei Dingen, die für sie vom höchsten Interesse sind. – Es haben mir mehrere Konfession darüber gemacht und dabei die Meinung geäußert, daß Goethe nur dann mit seiner wahren Gesinnung herausginge, wenn man ihn bös machte. Aber er wurde nur bös – oder wie er dann selbst zu sagen pflegte: „er müsse grob werden" –, wenn man aus Geistlosigkeit ihn nicht verstehen konnte, oder zudringlich ihn questionierte zu

sagen, was und wie er eigentlich gemeint habe. Sollte er auch noch sein eigener Ausleger sein und das, was er kunstreich symbolisiert oder in Rätseln versteckt hatte, selbst noch ausdeuten und so dem andern das Vergnügen eigener Entdeckung und Lösung vorwegnehmen?

Ihm war es um desto lieber, je mehr sich einer bei seinen Sachen etwas dachte, wenn es nur nichts Falsches und ganz davon Entfremdetes war. Denn allerdings ist Wort und Bild so ausgibig, daß sie beim Zuhörer oder Beschauer noch viel mehr Nebenvorstellungen erregen und auf manches nebenher deuten, ohne daß es zur Hauptabsicht des Künstlers gehörte, oder er eigens darauf ausgegangen wäre. Die anagogische Auslegung ohnehin hat im Gemüt des Empfangenden ihren Grund und ihre Rechtfertigung, und der Dichter kann sie sich gefallen lassen, wenn sie seiner Absicht nur nichts nimmt oder sie gänzlich verkehrt.

Die seltsamsten Mißverständnisse haben sich freilich auch bei den sonst so weisen deutschen Kritikern gezeigt, wenn sie, aus Mangel eines wahren Kunstbegriffs, sowohl an Meisters Lehr- als Wanderjahren für Fehler und Paradoxie gerügt haben, was bloß ein notwendiger Kunstgriff und Kunstbehelf war. Der Meister durfte keine andere als eine solche lehr- und bildungsfähige Natur sein, die wie ein wißbegieriger Schüler durch diesen Orbis pictus geführt wurde.

Die Lehr- und Bildungsanstalten in den Wanderjahren sind keine Vorschläge zu Einrichtungen ähnlicher Institute; sie zeigen nur, wie Cebes Tafel, in einem landschaftlichen Bilde, die verschiedenen Erziehungsmethoden zu verschiedenen Zwecken und sprechen die Lehre, die Erfahrung aus: daß praktisch und in Masse getrieben und gelernt werden müsse, was zu einer Vollendung und Vollständigkeit seiner Art gedeihen soll.

So haben sich alle Völker erzogen: die Spartaner, die Römer sind zu Kriegern nur durch solche Institute wie die ihrigen geworden, die Athener zu Dichtern, Rednern, Künstlern nur durch ihre Verfassung.

So erziehen wir uns selbst noch: künstlerisch, wissenschaftlich, industriös. Wir senden die Geschichts- und Landschaftsmaler nach Italien, weil nur dort deren Bildung gewonnen und vollendet werden kann; wir senden unsere Hofleute und Diplomaten nach Paris und London, um die Sprache und Sitten der vornehmen Welt, der feinen Gesellschaft praktisch zu ergreifen und sich anzueignen. Wir besuchen Fabrik- und Manufakturorte, um dort mit Aug und Ohr zu lernen, was man bisher aus Büchern zu lernen sich einbildete. Kurz, daß man in allen Stücken vor die rechte Schmiede gehen müsse und da kaufen, wo des Marktes die Fülle ist.

So klar das alles von selbst ist, so hat der durchaus lehrsüchtige Deutsche gewähnt, es sei jene Darstellung ein real und ernstlich gemeinter Vorschlag und Plan zu einer Art Fellenbergischer Institute, die in jedem Lande eingeführt werden sollten, etwa wie jede Provinz z. B. nur ihre eigene Runkelzuckerfabrik haben muß, damit kein Kommerz mit dem Auslande stattfinde und jede einen geschlossenen Handelsstaat formiere, der von den übrigen keine Notiz zu nehmen brauche und so der von Gott und Natur beabsichtigte Länder- und Weltverkehr unterbleibe, wie bei der Cholerasperre.

Daß Goethe gleichwohl auch hier einiger Ironie nachgehangen habe, möchte dem nicht unbegreiflich oder unwahrscheinlich vorkommen, der sowohl, die Kunst überhaupt als ihn näher kennend, der Überzeugung ist, daß die Kunst, insofern sie durch Darstellung nachahmt, über den Gegenstand selbst diejenige Klarheit haben müsse, welche den Reflexionen des Verstandes und der Vernunft einwohnt. Es gibt für sie eine Durchsichtigkeit aller Sachverhältnisse, ein Ein- und Durchdringen der Beziehung zu dem Künstler, die ihn während der Arbeit fähig macht, sich mit heiterem Humor über seine eigene Darstellung zu ergehen. Zu bemerken ist nur noch, daß alle diese Schilderungen der pädagogischen Provinz zugleich Gemälde sind, wie Gemälde wirken, sich in Zeichnungen wie

Neurentherſche oder Retzſchiſche Skizzen bringen laſſen, und Goethe jedenfalls als bildenden Künſtler legitimieren.

Unmut

Eine jeweilige Äußerung des Dichters und ſeiner Gemütsſtimmung iſt nicht für ein feſtſtehendes, immerfortdauerndes Habituelles anzunehmen, und ſelbſt Laune und Mißmut ſind nur wie die Schattenflüge vorübereilender Wolkenzüge anzuſehen.

Wenn daher Goethe hin und wieder Unmut, ja Spott und Satire laut werden läßt und ſich darin zu ergehen ſcheint, ſo darf man dieſes nicht als ſtereotypen Charakterzug anſehen. Es iſt nur eine natürliche augenblickliche Reaktion und Oppoſition gegen ein feindlich Andringendes: denn ſich gegen das Widerſtrebende zu wehren iſt ebenſo naturgemäß und notwendig, als ſich dem Entgegenkommenden aufnehmend und freundlich zu erzeigen.

Dergleichen Schnippchen in der Taſche, wie Goethe es nennt, ſchlug er wirklich. Gleichwohl ließ er ſie nicht laut werden, oder wenn doch, brach er ihnen die Spitze ab, um ihnen die Animoſität zu benehmen.

Die beſten Sachen der Art, in promptu gefunden und erfunden, ſind freilich weder bei ſeinen Lebzeiten noch nach ſeinem Tode bekannt geworden, außer etwa durch eine Hinterpforte.

Wäre durch Druckerei und Buchhandel nicht die Möglichkeit gegeben, daß eben einem jeden, der nur leſen kann, auch zu Geſicht und Händen kommen mag, was am wenigſten für ihn geſchrieben iſt, ſo würden dieſe antik gedachten oder mit antiker Derbheit und Parrheſie ausgeſprochenen Dikterien Goethes ganz beſonderes, nach ihm immer ſeltener erſcheinendes Talent des ſymboliſchen Witzes, auch für das ſonſt Unſagbare, beurkunden.

Es wäre lächerlich, zu behaupten, Goethe habe weder Mängel noch Fehler an sich gehabt. Wenn er ein Mensch war, so verstehen sich beide von selbst. Sie rühren von der Unvollkommenheit des ganzen Geschlechts her; wenn er aber Tugenden besaß, so gehören sie ihm als Individuum an und unterscheiden ihn von andern. Goethe bekannte sich zu beiden, zu Mängeln und Fehlern, nicht allein im allgemeinen sie zugebend, sondern auch namhaft machend im einzelnen, so daß ein ganzer Elenchos derselben aus seinen Schriften sich alphabetisch zusammenstellen ließe. Zwei Kapitalfehler, die ihn sein ganzes früheres Leben verfolgt und gepeinigt hatten, ließ die italienische Reise ihn einsehen und erörtern. Er legte sie ab, soweit es möglich war, wiewohl Rezidive noch in der Folge in der Periode mit Schiller vorkommen.

Seine eingeständlichen, mithin ihm zum Bewußtsein gekommenen Fehler, die sich im Begehen und Unterlassen kundgeben, sind zum Teil unwillkürliche, aus seiner inneren Geistes- und Seelenorganisation hervorgehend, teils von der ihn umgebenden Welt erst erzeugt und hervorgerufen. — Ungeduld und Laune sind künstlerische Affektionen, Begleiter einer lebhaften, reizbaren und daher dem Wechsel und der Veränderung unterworfenen Sinnlichkeit. In ihrem Gefolge finden sich Übereilung und Vergreifen, und als ihr Gegengewicht Zurückhaltung und Stockigkeit oder Versäumnis: „die beiden größesten Fehler, eine Krankheit, deren Heilung vergebens ist".

Alle diese pathologischen Seelenzustände nahmen in den verschiedenen Lebensepochen einen andern Charakter an und äußerten sich in verschiedenen Symptomen bald stärker bald schwächer.

Die Ungeduld stimmte sich auch wohl herab zur leidenden Entsagung, Resignation, oder Verzweiflung wie er es nennt; die üble Laune in verschlossenen Unmut, der sich nur durch

ein Xenion Luft machte; die Übereilung, nicht mehr so leidenschaftlich, erschien als Vorliebe und ging in Parteilichkeit, Zurückhaltung und Stockigkeit in Zaudern und Versäumnis über. Zügelte und hemmte er nun auch auf seinem langen Lebenswege diese unfreiwillige, ihm selbst oft lästige Reisebegleitung durch stete Aufmerksamkeit auf sich und die Welt, so wurde sie doch oft genug durch die Begegnenden und deren gegenüberstehende Unarten in Alarm gebracht.

Sind nun alle diese Ausstellungen, die man an Goethes Natur, Art und Wesen zu machen findet, eigentlich von keinem Belang und meist nur in die erste Lebenshälfte zu verweisen; ja, wenn sie schädlich waren, doch nur für seinen Ruf nachteilig wirkend, insofern die Menschen, gewohnt, nur viel voneinander zu verlangen, aber wenig oder nichts dagegen zu gewähren, sich in ihrer Erwartung von ihm täuschten und ihre vorgefaßten Meinungen zu einem ziemlich allgemeinen Endurteil über seinen moralischen und künstlerischen Charakter konsolidierten. Von seiner zunehmenden innern Ausbildung, von seinem unausgesetzten Bestreben, aus einem dunklen Produkt der Natur ein klares Produkt seiner selbst d. h. der Vernunft zu werden und so des Daseins Beruf und Pflicht zu erfüllen, ist nirgends Rede noch Ahndung.

Als Mensch gänzlich verkannt zu werden und als Talent nur bedingungsweise zu gelten, ist freilich ein hartes Erdenlos, aber doch das Schicksal aller großen Männer, zu deren Verständnis und Beurteilung die Menge nun einmal nicht geeigenschaftet ist.

Wer hingegen Goethes ganzen Lebenslauf verfolgt, wie er sich in seinen frühesten Produktionen, in seinen Briefen und später in seinen eigenen Konfessionen darlegt; wer einen großen Teil seines Lebens und zwar den letzten von seiner geistigen und produktiven Höhe bis in sein Greisenalter begleitend anschauen und beobachten konnte: der wird finden, daß mit dem sich immer mehr erweiternden Bewußtsein auch

sein sittliches Bestreben sich erweitert, daß es ihm im Moralischen ebenso ergeht, wie im Poetischen; daß er aus einem nachtwandlerischen Zustand, worin er unbewußt und halbbewußt oft das Gefährlichste unternommen und bestanden, allmählich erwacht und gewisse Forderungen in ihm rege und wirksam werden, welche ihn dort zum Begriff der Kunst, hier zum Begriff einer vollständigen Humanität gelangen lassen.

Wie sehr die Reise durch Italien, seinem eigenen Geständnis nach, ihn in seinen Ansichten vermenschlicht habe, wie durch sie nicht allein in allem, was die Kunst angeht, ihm ein neues Licht aufgesteckt, sondern auch im geselligen Verkehr und Lebensgenuß größere Freiheit und Leichtigkeit geworden, das würde man schon aus seinen nach dieser Zeit erschienenen Werken abnehmen, und nun bestätigen es die zahllosen Briefe aus dieser Epoche durch gleichlautende Belege. Aber noch ein neuer Fortschritt zu vollendeter Bildung des Herzens wie des Geistes stand ihm bevor.

Seit seiner Reise an den Rhein, in den Jahren 1814 und 1815, bekennt er selbst, eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Er predigte, wie er sagt, das Evangelium Johannis „Kindlein, liebt euch" usw. und ermahnte zu gegenseitiger Verträglichkeit und Schonung, die er denn auch selbst ausübte, indem er sowohl die Menschen, auch ohne Bezug auf sich, wie ihr übriges Tun und Lassen, mit sanftern Blicken betrachtete und milder beurteilte, sich aller strengen und verletzenden Kritik enthielt, indem er nicht mehr geneigt war, um der Welt Spaß zu machen, sich mit der Welt zu überwerfen, sondern lieber zurechtlegte und, was er nicht loben konnte, gelten, d. h. dahingestellt sein ließ.

Eitelkeit

Daß man auch Goethen so gut wie einem Klopstock, Lessing, Wieland, Herder diesen Vorwurf in Bausch und Bogen ge-

macht, ist notorisch und verstünde sich außerdem von der allgemeinen Unart der Menschen von selbst.

Freude und Wohlgefallen an sich, wie überhaupt an den Gaben der Natur und des Glücks wird jeder gesunde Mensch haben, und so hatte auch Goethe seine Freude an sich und seinem Talent, das ihm Vergnügen und Trost gewährte.

Daß zwei Kaiser ihn zuerst mit Orden ausgezeichnet, daß mit der Erhebung des Herzogs zum Großherzog auch ihm Stand und Würde erhöht worden, schreibt er ohne falsche Scham, mit unbefangener Freude an Zelter. Später mehrten sich die Sterne an seiner Brust; er prunkte aber niemals damit, wie andere, auch wohl sonst verständige Männer tun, die sogar ihre Haus- und Schlafröcke damit dekorieren. Von den vielen Ringen, denen antike Kunstgebilde oder kostbare Steine Wert verliehen, steckte er niemals einen an seine Finger; noch kokettierte er mit sonst einem Besitz oder Vorzug, körperlich oder geistig, wie etwa Fr. Jacobi sein schöngeformtes Bein zu präsentieren wußte: sonst hätte er wohl auch Mittel gefunden, seinen wohlgebildeten fleischigen Arm, seine breite reinweiße Brust, etwa bei entblößtem Dichterhalse, wie z. B. Knebel ihn trug, erblicken oder erraten zu lassen.

Überhaupt war das Wohlgefallen an sich, seiner Person und seinem Besitz, wenn es ja für Eitelkeit gelten sollte, von so männlicher Art, daß es sich ganz von der gewöhnlichen anderer entfernte. Da er überaus reinlich war und immer sauber, wenn auch gerade nicht sehr nach der Mode gekleidet ging, fiel eine solche unschuldige Verzierung, wie ein rotes Bändchen oder ein einfacher Stern, keineswegs auf; ja man hätte sie eher vermißt oder gewünscht, wenn sie ihm nicht zuteil geworden.

In ganz früher Zeit mochte er wohl auf ein gesticktes oder galoniertes Staatskleid etwas halten; nach Einführung einer bestimmten Hofuniform findet sich dergleichen nicht mehr in seiner Garderobe, und nur die gewöhnlichen Fracks und Über-

röcke. Eine ähnliche Vereinfachung erfuhr seine Haartracht, die vom ursprünglichen Cadogan und Haarbeutel, durch die Epochen des langen und kurzen Zopfs, bei steifen oder schwebenden Seitenlocken, sich bis zum Schwedenkopf reduzierte. Sein Stirnhaar hatte übrigens von Natur einen ähnlichen Ansatz wie bei den Jupitersköpfen, so daß es in der Mitte der hohen Stirn aufsteigend und sich scheitelnd zu beiden Seiten wellenförmig herabfiel; welches ihm, wenn er es bis zu der altdeutschen Nazarenertracht hätte bringen wollen, ein gar bedeutsames, die Künstler vielleicht mit ihm versöhnendes Ansehen würde gegeben haben.

Selbsturteil

So wenig Goethe für seine Person und Persönlichkeit eingenommen war, so wenig war er es auch für das, was er tat und getan hatte. In seiner Jugend hatte er wohl Freude daran, aber kein Urteil darüber. Späterhin wußte er das Mangelhafte daran wohl zu erkennen und auszusprechen.

Er hielt keine seiner Arbeiten für fehlerlos. Er gesteht, daß, wenn er einen Mangel, einen Fehler gewahr worden, er im nächsten Werk jenem abzuhelfen, diesen zu verbessern gesucht habe; und wie er humoristisch hinzusetzt, dadurch, daß er einen neuen Fehler begangen. So sehr war er überzeugt, daß der Mensch nur ein relativ, kein absolut Vollkommenes leisten und hervorbringen könne.

An ein Umändern des einmal Vorhandenen, sobald es gedruckt war und von ihm abgelöst, ging er jedoch schwer und selten; sowie er auch in bereits lange bekannten Gedichten selten einen Ausdruck, ein Wort verbesserte oder umänderte, und wenn es geschah, nicht immer mit Glück. Er machte lieber dafür etwas Neues, oder goß es in eine andere Form, als daß er das Alte durch einzelne Verbesserungen mehr entstellt, als ihm aufgeholfen hätte. Jene Orthopädie, wie ich es nennen möchte, weil es wirklich ein gewaltsames Zurechtrücken dessen

ist, was von Natur und Hause aus in seiner Entstehung verfehlt oder nicht getroffen ist, nimmt sich in Gedichten wie in Gemälden schlecht aus, weil man das Pentiment durchsieht. Das Geänderte ist dann nicht mehr die erste Zeitansicht, nicht die erste Sprachgewohnheit. Dies wird besonders bei längeren Gedichten bemerklich, wo nach neunjähriger Feile auffallende Antichronismen vorkommen müssen, Disparaten der Sinnes- und Ausdrucksweise, der Gesinnungen und Ansichten.

Die Feile gebraucht hat Goethe allerdings, aber weniger möchte sie nachweisbar sein, wenn nicht doppelte Rezensionen vorliegen, wie bei der Iphigenia und dem früheren Erwin und Elmira.

Übrigens ist der Ausdruck sonderbar, noch sonderbarer der Wert, den manche darauf legen. Wenn ein Werk gleich im ersten Gusse rein und scharf ausfällt, wozu noch Feile und Grabstichel, um es zu beraspeln und zu ziselieren?

Wenigstens darf es nicht an den Hauptpartien geschehen; in Falten, Vertiefungen und Höhlungen mag es wohl nützlich sein, doch nicht unerläßlich. Man genießt einen Gipsabguß, auch wenn noch die Nähte der Formfugen nicht weggeputzt sind; ja geistvollen Kennern ist ein solcher Abguß lieber als der mit Fischhaut und Eischen überglättete.

Goethe war so entfernt von aller Ostentation, daß er im Gegenteil zu wenig auf seine Sachen gab und sie ihn nach einiger Zeit schon nicht mehr interessierten, ja ihm sogar aus dem Gedächtnis kamen und er, zufällig sie wiederlesend, verwundert war, daß er imstande gewesen, so etwas schreiben zu können. Denn es waren nach seinem Vergleich ebenso viele Häutungen seines Wesens, abgelegte Schlangenhäute, „Stücke seiner ehemaligen Garderobe" (nach mündlicher Äußerung), und insofern ihm mehr von historischem Interesse als von lebendig gegenwärtigem. Denn ihm ward, was nur wenigen zuteil wird: sich selbst schon historisch anzusehen, so daß die neusten Literaturgeschichten ihm nichts Neues sagen würden.

Um so auffallender muß es mir und allen, die ihn näher kannten, sein, zu vernehmen, daß eine seiner zufälligen Äußerungen so ganz mißverstanden werden konnte oder mochte, daß sie, anstatt für seine Bescheidenheit zu sprechen, für ein eitles Selbstlob gehalten ward.

Nun hätte er zwar selber wohl am besten wissen können, was er zu machen imstande war, d. h. sich zutrauen durfte – besser doch als andere, die erst nachher erfahren und inne werden konnten, was er geleistet hat – er hätte also wohl die Erlaubnis gehabt, zu sagen: „das oder jenes kann ich machen, und das könnte ich gemacht haben." Warum? Weil es in seiner Art ist, diese Motive, diese Behandlung, diese Ansicht, diese Sprache und Wendungen: denn er wußte wohl, daß er nicht alles machen konnte, da das Genie nur ein Gewisses vermag. So gesteht er denn auch: „er sei nicht für das Tragische, weil er eine konziliante Natur sei", die ihm jedoch bei der Stella schlecht bekam, indem man ihm auf gut deutsch Schuld gab, er wolle die Bigamie verteidigen, wo nicht gar einführen.

„Er hat aber nie mit einer Arbeit geprahlt, und was er gemalt hat, hat er gemalt." Allein es ist auch nicht einmal in jenem läßlichen Sinne gemeint, sondern eine ironisch anspielende Redensart, womit er auf eine Person unserer Bekanntschaft deutete, die bei Erblickung eines Kunstgebildes auszurufen liebte: „das könnte ich gemacht haben." Auch folgt gar nicht daraus, daß jenes ganz was Vortreffliches gewesen sein müsse und darum sein Zutraun zu sich anmaßlich erscheine; es konnte auch wohl etwas Gleichgültiges sein, dessen er sich eben nicht zu schämen brauchte – „denn wer liefert doch lauter Meisterstücke?" – etwas was er wohl gemacht haben könnte, da er oft selbst nicht wußte, was er gemacht hatte, z. B. den Aufsatz „Die Natur."

Obgleich also Goethe von seinen Werken überhaupt sehr bescheiden, ja zu bescheiden dachte und sich auch schriftlich

darüber so ausdrückt, so scheint doch das, worauf er das meiste Gewicht legte, – nächst dem Faust – nur der Werther gewesen zu sein.

„Wer mit zweiundzwanzig Jahren den Werther schrieb" – hörte ich ihn öfters sagen, wenn er zu verstehen geben wollte, daß er „eben doch keine Katze sei", daß es was heißen wolle, in solchen Jahren ein solches Buch zu schreiben und dabei doch achtzig Jahre und darüber alt zu werden.

Freilich war dies sein erstes Werk, und die Erscheinung desselben so neu und imposant, daß man gleich ex ungue leonem erraten konnte. Daher erweckte es denn auch sogleich Nachahmer und Gegner, erwarb ihm selbst bei den Ausländern Aufmerksamkeit, Achtung und Interesse, dergestalt, daß ein Weltkaiser es an den ägyptischen Pyramiden las, zehn Jahre später mit dem Autor sich darüber besprach und einer von den königlichen Brüdern es nachahmte.

Zwar kränkte es ihn, obschon er keine Empfindlichkeit und Gereiztheit dabei bezeigte, daß man Iphigenie und Tasso so kalt aufnahm, „in die er das meiste und beste Herzblut von sich transfundiert hatte", – Iphigenie, die er sein „Schmerzenskind" nannte usw. Gleichwohl äußerte er schon in den ersten Jahren gegen mich: „Wenn er mehr Griechisch verstanden hätte, das Altertum mehr gekannt, er würde sie nicht geschrieben haben."

Beide machten indes in der Folge noch das meiste Glück, wenigstens unter den Gebildeten, wiewohl Iphigenie von einem bedeutenden Philologen gegen die griechische des Euripides sehr herabgesetzt wurde, ohne daß Goethe darüber empfindlich geworden wäre; und der Tasso durch seine Fortsetzer und Nachahmer antiquiert zu werden Gefahr läuft, ja in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, durch eine schmähliche Kritik so gut wie vernichtet ist; sein Faust aber ganz und gar nicht existiert, weil die Deutschen, sämtlich selber Fauste, wie dieser durch nichts befriedigt werden können.

Am schlimmsten aber war es doch gleich der Eugenie ergangen, die man nur marmorglatt und marmorkalt fand und die auch Schillern keine besondere Gunst abgewonnen zu haben scheint; wie denn auch Herder, nach vorausgeschickter Belobung, mit einem Trumpf schloß, dessen Wirkung Goethe selbst zwar nur andeutet, die aber, wie ich ihn kenne, das ganze Lebensverhältnis mit Herder in eine grimmige Täuschung verwandeln mußte. Aus Schonung spricht er das beleidigende Wort nicht aus: denn er wollte dem Manne nicht noch mehr üble Nachrede verursachen, als dieser sogar von seinen Freunden, Knebel und Richter, erfahren sollte.

So viel ist gewiß – da Goethe es mir selbst gestand –, daß ihm die Fortsetzung derselben „durch die niederträchtige Kritik eines Dyck verleidet worden".

In späterer Zeit, nach Schillers Tode, und der Invasion der Franzosen, konnte er weder Muße noch Stimmung dazu gewinnen, sooft auch ich mit andern ihn dazu anmahnten. Die Zeiten hatten sich geändert und wir mit ihnen.

Goethe legte es nicht darauf an, allen zu gefallen und keinem zu mißfallen; wenn er nur einigen gefiel, andern auch mißfiel, so war ihm jenes schon genug, und dieses kümmerte ihn nicht.

Das stolze, ja hochmütige Gegenteil, „allen zu mißfallen und nur einem (das heißt sich) zu gefallen", wie ein deutscher Dichter in ein Stammbuch schrieb, war ihm unmöglich. Denn er war ein Mensch und mußte seinesgleichen aufsuchen und ihnen wert sein, wie er sie achtete, so auch geachtet sein wollen. „Er wünschte nur, daß seine Produktionen nicht mißfallen möchten." Beifall und Lob war ihm daher natürlich angenehm und fördernd.

Wer ihm „diese Empfänglichkeit für Lob und Beifall" als Eitelkeit anrechnen wollte, müßte kein Mensch sein, oder zu dem Geschlechte gehören, das diese Empfindung als eine

Prärogative für sich ansieht und nur allenfalls seine begünstigten Liebhaber damit belehnen mag.

Aber Tadel, wenn er weiter nichts hinter sich hatte, als gewöhnlich im gemeinen Leben stattfindet, das subjektive, relative, individuelle Mißfallen eines andern am andern, ließ ihn gleichgültig: denn wie wollte und könnte einer allen Face machen? Ja, er profitierte von ihrem Tadel, indem er sich dadurch selbst kennen lernte; aber er konnte ihn nicht sich selbst entfremden.

Wer ihn nur im Rücken zu sehen bekommt, kann von seinem bedeutenden und sprechenden Gesicht nicht urteilen und muß unzufrieden sein. Aber wem er von Angesicht gefällt, läßt das andere dahingestellt sein, weil es sich von selbst versteht.

Ist doch unser aller Urteil nur einseitig und flach, da wir die Dinge, wie den Mond, nur von der uns zugekehrten Hälfte betrachten.

Daher pflegte er zu sagen: „Tugenden müsse man aufsuchen, Fehler verstünden sich von selbst." Ja, er liebte sogar das Gute, das Lobenswürdige anderer an Schriften wie an Handlungen sehr hervorzuheben, weil, wie er sagte: „ohne eine liebevolle Teilnahme, ohne einen gewissen parteiischen Enthusiasmus davon zu sprechen, so wenig daran bliebe, daß es gar nicht der Rede wert sei." „Daher müßten auch Reisende von den Schönheiten eines Landes mit einer Art Entzücken und Übertreibung reden, weil man doch nicht imstande sei, der Sache völlig genugzutun." Ist doch jede Idealisierung schon Übertreibung, und dennoch verlangt man sie.

Aus gleichem Grunde wollte er auch in der Empirie, in der Bewegung des Tages lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln; nur von den höchsten Maximen des Lebens und der Kunst müsse man in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar.

So urteilte er auch nicht über seine Freunde und die Personen, die er liebte. „Ich denke nicht über sie", sagte er, wenn

man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte. Und so wird man es begreiflich finden, wenn er auch von andern nichts auf sie kommen ließ. Es war daher ein falsches Bemühen, seine Nächsten, Verwandte oder Untergebene bei ihm zu verdächtigen oder gar zu verklagen; er ließ sie nicht fallen, wenn er auch im Innern anders schon überzeugt sein oder erst werden mochte, und rektifizierte sie im stillen. So schützte er sie vor öffentlicher Beschämung, erhielt sie bei nötigem Ansehen und gewann ihre Dankbarkeit und Folgsamkeit. Der Beschwerdeführende wurde, nach Umständen, auf andere Weise zufriedengestellt und lernte wenigstens seine Desideranda auf eine andere Weise in Vortrag bringen.

Parteilichkeit

Unter allen Menschen ist der Dichter am wenigsten parteiisch: denn indem er die Verschiedenheit der Charaktere als gegeben anerkennt und jeden in seiner eignen Art und Weise redend und handelnd einführt, läßt er schon eo ipso andere Arten zu sein, zu empfinden, zu denken gelten, ohne sich für oder gegen eine derselben zu erklären, im Gegenteil sie womöglich zu vermitteln suchend. Diese beinahe platt erscheinende Bemerkung ist jedoch nicht überflüssig, da noch viele Kritiker fortfahren, den Dichter wegen der von ihm dargestellten Charaktere verantwortlich zu machen und deren Handlungsweise, da er sie doch nur theoretisch kennt, als seine eigene Praktik zu verdächtigen.

Und so ließ Goethe nicht nur als Dichter und Schriftsteller, auch als Mensch im Leben überhaupt vieles gelten, wogegen sich andere mit entschiedener Abneigung, ja mit bitterem Tadel erwiesen.

Man hat ihm dies oft als Schwäche, als Absichtlichkeit, als Interesse und Selbstsucht anrechnen wollen; es folgt aber einmal aus seiner poetischen Natur, sodann aus seinem men-

August von Kotzebue

Kupferstich von C. Müller nach der Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann

schenfreundlichen Charakter, aus der allgemeinen Menschenliebe, wovon die poetische nur die praktisch-produktive ist.

Indes mußte es ihm im Konflikt des wirklichen Lebens notwendig begegnen, daß leidenschaftliche Übereilung ihn einseitig für oder gegen etwas bestimmte, das er in ruhigen Augenblicken unbeteiligter anzusehen vermochte. Nähere Kenntnis der Sache oder der Person, auch die Länge der Zeit brachten ihn auf andere Gedanken, und ein präfraktes, ein für allemal abgemachtes Urteil war niemals sein Fehler. Selbst bei erklärtem und ausgesprochenem Haß gegen Personen und Handlungen wußte er immer noch das Gute, Läßliche, Notwendige daran zu erkennen und unbefangen hervorzukehren.

So behandelte er seine literarischen Gegner und Widersacher im Leben immer noch mit der Achtung, die ihnen als Menschen von Talent und Kenntnissen gebührte, und befehdete nur ihren schlechten und törichten Gebrauch, den sie davon machten, und zwar meistens mit so ironischer Persiflage, daß sie mehr lächerlich als hassenswert erschienen.

Die allerneckischsten Gleichnisse kamen dabei zum Vorschein, aber überaus treffend und so, daß sie, skizziert, die lustigsten Spottbilder hätten abgeben können, ohne deswegen Karikaturen zu sein.

Den gründlichsten und daher auch ausgesprochensten Haß hatte Goethe nur gegen zwei: Kotzebue und Böttiger. Die Ursachen gegen den ersteren liegen der Welt dokumentiert vor Augen.

Wer sich öffentlich so feindselig gegen Goethe betrug wie Kotzebue und sein Spießgesell Merckel, sowohl im Betreff der Leistungen Goethes als seines Charakters, kann auf keine Freundschaft und Zuneigung des Beschadeten rechnen. Indes wußte Goethe, dem das Unversöhnliche absurd vorkam, immer noch das Talent von dem Betragen zu unterscheiden und, indem er jenes schätzte und öffentlich anerkannte, das andere in

heiteren Parabeln und Allegorien für sich und seine Freunde in kurzweiliger Unterhaltung hinzustellen.

Anfangs stand Kotzebue in gutem Vernehmen mit Goethe. Zu der Zeit, wo dieser seine Schwester liebte, war er noch Knabe, der in Goethes Garten spielte, Sprenkel stellte und noch mancher andern Knabenlust sich erfreute, welche ein Mann wie Goethe, der an den unschuldigen Vergnügungen der Jugend väterlichen Anteil nahm und ihnen Vorschub gewährte, ebenso mannigfaltig wie sinnig darbieten konnte. Pflegte er doch bereits im höheren Alter seinen Enkeln und ihren Spielgesellen im Frühjahr den Spaß des Haseneiersuchens in seinem Garten zu gewähren, wie er ihn schon in den ersten Jahren seines Hierseins andern Kindern gewährt hatte.

Den ersten Anlaß zur Störung dieses freundlichen Verhältnisses kann nur Kotzebue gegeben haben durch seine eitle, neidische und schadenfrohe Natur, in der es lag, alles Höhere anzufeinden und durch Witz und Satire dem großen Haufen zum Gelächter zu geben. Wie er es mit Kant, Gall und andern gemacht hatte, wissenschaftliche Probleme dem bloßen Menschenverstande eines großen Publikums preiszugeben, so war er auch den neuesten Bestrebungen in Poesie und Kunst, welche durch die Schlegel, Tieck und andere eingeleitet wurden, feindlich entgegengetreten und hatte sich namentlich an den beiden Brüdern mehr als satirisch ergangen. Diese schenkten ihm nichts, und so war, da es auf beiden Seiten nicht an Parteigängern fehlte, ein Literaturkampf eingeleitet, der, da er sich auf das Theater zu ziehen drohte, auch Goethe nicht unberührt lassen konnte und einen notwendigen und entschiedenen Bruch mit Kotzebue zur Folge hatte.

Wie alles dies zugegangen, und wie Goethe als Theatervorstand sich dabei benommen, erzählt er selbst mit so viel Aufrichtigkeit als Anmut in den Tages- und Jahresheften unter dem Jahr 1802.

In Goethes Verhältnis zu Kotzebue verschlingt sich auch das gegen Böttiger, als jenes Anhänger und Parteinehmer; doch hat es noch eigene und frühere Anlässe, die in dem zweideutigen, zwischenträgerischen Charakter dieses Mannes liegen.

Auch gegen ihn war Goethe, seiner menschenliebenden Natur nach, anfangs freundlich, sogar wohlgesinnt und zuvorkommend, wie Böttigers eigner Sohn gesteht. Er machte ihm ein Münzwerk, das jener nur zu sehen wünschte, gleich zum Geschenk. Böttiger besorgte manches buchhändlerische Geschäft für ihn, wogegen ihm Goethe seinen Hermann und Dorothea zuerst vorlas. Auf Goethes Aufforderung schrieb Böttiger die Entwickelung des Iffländischen Spiels 1796, obschon mit schlecht verhehltem bösen Willen gegen Schiller, wie er denn auch als Mitarbeiter an den Horen Aufsätze liefern sollte und überhaupt von Goethe und Schillern in vielen Fällen zu Rate gezogen wurde.

Ganz falsch aber ist die Ansicht, als hätte Goethe deswegen Abneigung und Haß auf Böttiger geworfen, weil dieser kein unbedingter Lobredner und Anbeter Goethes zu werden vermocht hätte; weil er sich an Herder angeschlossen; weil er nicht einer Partei allein huldigen wollen; weil er sogar mit Kotzebue in persönlichem Verkehr und Briefwechsel gestanden. Hier sind ganz verschiedene Dinge in eins geworfen und sollen per saturam durchgefochten werden. Goethe verlangte gar keine Lobredner, noch weniger Anbeter; er verlangte nur aufrichtige, nicht heuchlerische, vielmehr belehrende Teilnahme. Er konnte viel Wahrheit ertragen und lernte von seinen Feinden. Er war nicht gegen Herder, sondern Herder gegen ihn, der mit Goethe nichts zu tun haben wollte; wehrte aber deswegen nicht seinem Hausfreunde Meyer, mit Herder umzugehen; wie er auch Zeltern es nicht verargte, daß er Link gewogen war, obschon dieser sich gegen Goethe in der Art deutscher Gelehrten benommen hatte.

Nicht einer Partei allein huldigen wollen, heißt neutral

sein; aber Böttiger war nicht neutral, sondern trug beiden Parteien zu und ab. Der Verkehr und Briefwechsel mit Kotzebue hätte ihm nicht geschadet: denn so gut wie Goethe Meyern nicht entgegen war, daß er bis an das Ende seines Lebens mit Böttiger in literarischem Briefwechsel stand, so hätte er nichts gegen Böttigers Korrespondenz mit Kotzebue gehabt, wenn sie sich nicht weiter als auf das extendiert hätte, was eben nur zur Sache gehörte. Wie redlich nimmt sich in gleichem Falle Forster, der Freund Jacobis, zu der Zeit wie dieser mit Goethe gespannt war. Böttiger hingegen will es mit keinem von beiden verderben und verdirbt es gerade dadurch auf das entschiedenste mit beiden.

Niemand kann zweien Herren dienen. Wer es wahrhaft gut und redlich mit Goethe meinte, konnte nicht derselbe aufrichtige Freund des ganz entgegengesetzten Kotzebue sein und umgekehrt. Böttiger, als großer Altertumskenner, konnte wissen, daß man auch einem bisherigen Freunde die Freundschaft aufsage, wenn er sich feindselig gegen uns benimmt und unserem Interesse entschieden zuwiderhandelt.

Aber Böttigers Charakterlosigkeit geht so weit, daß er auch keine Ahndung von der Unredlichkeit seiner Handlungsweise hat, die man bald näher kennen lernen wird, sondern alles Unheil, was daraus resultiert, nicht sich, sondern seinen vermeinten Gegnern beimißt.

Wißbegierde und Wissen, wenn sie sich mit Eitelkeit und Gefallsucht paaren, haben schon viele verdorben. Sie können dann nicht absichtlos, nicht wahrhaft gründlich, nicht innerlich bildend sein, weil sie sich um äußere Zwecke bewegen. Dies war bei Böttiger der Fall. Allerdings forderte die Zeit, die auf Universalität der Bildung ausging, auch ein universelles Wissen: – um etwas zu wissen, müßte man eigentlich alles wissen; – aber es ist ein anderes, ob es als Grundlage theoretischer wie praktischer Vorschritte oder bloß zur Ostentation dienen soll, in welchem Falle der Schein, statt des Wesens

genügend, dem Inhaber nur mit dem Wahne schmeichelt, er habe auch ein sachverständiges Urteil, weil er ein historisches habe.

Böttigers allgemein bekannte und anerkannte Polyhistorie wurde jedoch erstens weniger aus einer stetigen Lektüre und ernstem Studium von ganzen Büchern und Werken, als zunächst aus der Besichtigung reichhaltiger Indices und Register geschöpft, so daß F. A. Wolf von ihm zu sagen pflegte: „er schlage alle Bücher nur auf den Schwanz und lerne einen Autor bloß von hinten kennen." Sein eigner Sohn bestätigt diese Bemerkung durch das Geständnis: „Böttiger habe nach einigen glücklichen Griffen in ein Buch bald das Wichtigste herausgefunden"; also wie ein literarischer Visitator mit seinem Fachstabe den Inhalt des neuen Meßgutes ermessen! Sodann erwuchs sie aus einer weitläuftigen literarischen und amikalen Korrespondenz, die ihm außer wissenschaftlichen und politischen Neuigkeiten auch gesellschaftlichen Klatsch genug zuführte, den er gehörig so schriftlich als mündlich zu verschleißen und umzutauschen wußte. Dieses setzte ihn in den Stand einer nicht nur literarischen Allwissenheit, sondern auch einer geselligen Allgegenwart in allen gelehrten und ungelehrten Zeitschriften, Koterien, Kaffee- und Teezirkeln, und in beiden Beziehungen verdient er den Namen Ubique, den ihm auch seine philologischen Glaubensgenossen früher erteilt hatten, indem sie ihn den Cuculus Vimariensis nannten, da er sich wie der Kuckuck überall mit seinem Namen vernehmen ließ.

Um immer etwas Neues zu wissen und seinen Lesern in zwei, ja drei Journalen: Merkur, Modejournal und London und Paris, außerdem in Privatbriefen aufzutischen, mochte er in der Wahl der Mittel nicht allzu delikat und gewissenhaft verfahren; wie er denn, seine Zudringlichkeit wohl erkennend, sie nicht anders als mit seiner „Philomathie und Wißbegierde" zu entschuldigen vermag: einer Leidenschaft,

Meinung nach Schlimmes zu erwähnen für gerecht und unparteiisch hielt. Daher Goethe mit derbem, aber passendem Witz bemerkte: „Böttiger könne dem Publikum nichts auftischen, ohne es, gleich den Harpyen, mit dem eigenen Unrat zu beschmutzen."

Dieses eigene bénéfice de ventre rührte teils von einer Unsicherheit seines Urteils her, teils von dem Mangel an Charakter. Er hatte in vielen, zumal ästhetischen Dingen so wenig eigenes Urteil als Gefühl; und um dessen nicht zu ermangeln, lauschte, ja fragte er es andern geradezu ab: um sich aber nicht zu kompromittieren, wenn jenes nicht allgemeine Sanktion erhielt, ließ er sich eine Hintertür offen und konnte, zur Rede gestellt, sagen: er habe ja auch das Gegenteil nicht verschwiegen.

Aus Unselbständigkeit und Gefallsucht schmeichelte er einem jeden ins Gesicht, um hinter dem Rücken ihm eine Fratze zu schneiden.

Goethe begünstigte die Schlegel als junge, frisch aufstrebende, Fortschreitendes verheißende Talente, wie er dies früher und später auch bei andern tat, und nahm sie selbst gegen Schillers Klagen in einigen Schutz. Er wußte, daß sie ihn auch nicht schonen würden; wie denn auch dreißig Jahre nachher noch A. W. Schlegels Dankbarkeit dem kranken Löwen eins zu versetzen suchte.

Nach seiner Charakterstärke aber und dem Fonds, den er in sich fühlen mußte, machte er sich nichts daraus und wollte ihnen lieber verzeihen, als die infame Manier der Meister in der Journalistik mitmachen. Zu gleicher Zeit hatten diese sich an Kotzebue mit „der Ehrenpforte" und der mit ihnen verbündete Tieck auch an Böttigern mit „dem gestiefelten Kater" und sonst noch im Athenäum mutwillig ergangen.

Dieser Umstand machte Böttigern freilich, der kein Goethe und auch kein Wieland war, der „Helden, Götter und Wieland" übertragen und verzeihen konnte, böses Blut, und

Carl August Böttiger

Gipsrelief von Pierre Jean David d'Angers

er suchte nun auf seine Weise ihnen und der neuen Schule zu schaden und sich an ihnen zu rächen.

Eine Gelegenheit konnte er nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. Goethe und Schiller, welche dem deutschen Theater einen neuen und höheren Schwung zu geben beabsichtigten und deshalb die theatralischen Erzeugnisse aller gebildeten Nationen zur Anschauung zu bringen suchten, um sowohl dem Geschmack als dem Urteil des Publikums mannigfaltige Berührungspunkte darzubieten, hatten alles mögliche getan, den Ion in Szene zu setzen und zu einer würdigen Erscheinung zu bringen.

Böttiger ergriff diese Gelegenheit, nach der Aufführung desselben einen Aufsatz in das Modejournal einzurücken, der, wenn er sich in den Grenzen einer simpeln Anzeige des Inhalts und der eingeständlich gelungenen Darstellung gehalten hätte, keine Beschlagnahme durch Goethe würde erfahren haben. So aber enthielt er nicht nur eine Sottise gegen den Autor, dem man statt mit freundlichem Dank mit höhnender Kritik entgegenkam — obwohl dieses der ziemlich allgemeine deutsche Rezensententon ist, an welchem jetziger Zeit niemand etwas Arges finden wird —, sondern auch gegen die Theaterdirektion, die alle erdenkbare Mühe, Sorgfalt und Studium, nach dem Urteile des Verneiners selber, angewendet hatte, um das Stück würdig erscheinen zu lassen, also einen indirekten Vorwurf ihres Mangels an Kunstgeschmack und Rücksicht auf das Publikum, aus bloßer parteiischer Gunst und Liebedienerei gegen den Autor; endlich auch einen Tadel gegen die gebildeten Zuschauer, die daran Vergnügen gefunden, ja gegen den Hof selbst, der nicht nur Erlaubnis zur Aufführung gegeben, sondern auch die nicht unbedeutenden Kosten der Ausstattung getragen und sich beifällig über das Stück geäußert hatte.

Wie läßt sich denken, daß Goethe eine solche Avanie hätte können vorgehen lassen, auch wenn er nicht Schauspieldirektor,

nicht Hofmann, nicht Freund des Autors und Selbstdichter gewesen wäre, sondern nur Goethe, der Mensch, der feinfühlende, wohlwollende, der niemand absichtlich zu kränken imstande war.

Wenn er also einen starken Trumpf, der Sage nach, einsetzte, um den Abdruck des Bogens zu hintertreiben, so erweist dies weit weniger die Theaterdespotie Goethes, worüber eine geistliche Megäre auf dem Weimarischen Topfmarkt Zeter schrie, als vielmehr die empfindungslose Widerspenstigkeit der Herren Konfratres, Autor und Verleger, die einer solchen Maßregel nicht von selbst zuvorkamen oder sie überhaupt ungedenkbar machten.

Ein so zweideutiger, achseltragender, tückischer Charakter konnte sich neben Männern, wie die vier genannten, nicht lange halten; sie durchschauten ihn bald, sie mußten bald hinter seine Schliche kommen, und nun war er beseitigt. Verräterei liebt man wohl allenfalls, wenn sie nützen kann, aber nicht den Verräter.

Und so war es ein Glück für Böttigern, daß, nachdem er, in seinem Absehn auf Dresden und gleichzeitigem Schielen nach Berlin, „auf dem Glatteise des Lebens hatte balancieren müssen, welches Schiller den Doppelsinn des Lebens nenne", – wie er dies insgeheim seinem Freund und Gönner Johannes von Müller beichtet und dabei noch so unverschämt-naiv ist, sich auf dessen Vorgang und Beispiel zu berufen und darin seine Rechtfertigung zu finden – es war ein Glück für ihn, daß er Weimar 1804 „in Frieden, ja mit Ehren" verließ. Er konnte nun seinen zur andern Natur gewordenen Tik gegen Goethe und Schiller gelegentlich auslassen, ohne daß man genötigt gewesen wäre, persönlich mit ihm zusammenzutreffen und unmittelbar von ihm zu leiden.

Neidsucht

Auch den gewöhnlichen, von Hesiodus' Zeiten an zum Sprichwort gewordenen Künstlerneid hat man Goethen vorgeworfen und hört ihn wohl noch nachsagen; aber:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich niemand betroffen"

konnte Goethe mit vollem Rechte von sich rühmen: denn sein Leben wie seine Schriften beweisen es gegen alle Zweifel und Einwendungen.

Wie er in früher Jugend seine Lebensgenossen, Lenz, Klinger und andere, nicht beneidete, sondern ihr Talent anerkennend es förderte; wie er Schillers wachsenden, ihn überstrahlenden Ruhm nicht mit mißgünstigen Augen ansah, sondern ihm freiwillig Stoffe abtrat oder verschaffte; wie er den Schlegels und Tiecken Verdienste zuerkannte, letztern noch spät als Freund und Sekundanten begrüßte, Wernern, Oehlenschlägern, Kleist, Arnim, Brentano ihre Talente nicht ableugnete, wenn sie auch auf falschen Wegen suchten, was auf diesen nicht zu erreichen ist; wie er den neueren und neuesten Dichtern nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern Lob und Preis die Fülle, wovon sein Urteil über Platen, über Rückert das schönste Zeugnis gibt: so verblieb er in dieser Anerkennung fremden Verdienstes, großen wie kleinen, bis an das Ende seines Lebens, obschon man ihm diese Teilnahme verargte und als Schwäche und Protektion des Mittelmäßigen auslegte.

Ich habe Goethe in so vielen Fällen beobachten können, worin andere sich dieser Untugend nicht würden enthalten haben, wo er hingegen mit zuvorkommender, unbefangener Anerkennung das fremde Verdienst aufnahm und ihm alle die Achtung bezeigte, die ihm gebührte.

Bequemlichkeit

Unter andern über Goethe im Schwange gehenden Traditionen ist auch eine, die von der Stadt, worin er, nach der

Versicherung eines seiner angeblichen Freunde und Verehrer, bereits mythisch zu werden anfangen soll, ausgehen mag – wie denn immer Klatsch und Verleumdung aus eines Propheten Vaterlande oder Aufenthalte zunächst entspringt: daß er „ungeheuer bequem" gewesen. Dieser Behauptung, etwas studentenhaft ausgedrückt, kann aber nichts weiter zugrunde liegen, als der Ausdruck bequem selber, dessen sich Goethe, nicht immer in einerlei Sinne, häufiger bedient, als andere ihm zuzugeben geneigt sind.

Hat irgendein Mensch sich Leben und Studien sauer und unbequem gemacht, so ist es Goethe. Oder wäre das etwa bequem, überall selbst sich hinzubegeben und mit eigenen Augen und Händen sich von den Gegenständen seiner Wiß- und Lernbegierde zu unterrichten, anstatt sich davon referieren zu lassen, oder aus Beschreibungen, mündlichen und gedruckten, aus zugeschickten oder zugebrachten Natur- und Kunstexemplaren sich seine Weisheit zusammenzulesen, nicht aber sie sich zusammenzuforschen, zusammenzudenken? Was kosteten Goethen nur seine mineralogischen Studien für Schweiß und Mühe, wenn er selbst die Steine zusammenschleppte; seine osteologischen, wenn er selbst hinaus auf den Anger geht und die Schädel und Knochen sich aussucht, die ihm belehrend scheinen! Was kosteten ihm die Reise und der Aufenthalt in Italien, ohne Bedienten, für Zeit, Anstrengung und Entbehrung! und doch einzig allein aus Liebe zur Kunst und dem dringend gefühlten Bedürfnis einer weitern Ausbildung durch Welt und Menschen. Was für Anstrengung, reger Umblick gehörte dazu, um alle die Beobachtungen an Natur, Kunst und Volk zu machen, die er wirklich gemacht und niedergeschrieben, wenn auch nicht alle veröffentlicht hat! Sind die Reisen ins Feld, zur Armee, zur Belagerung etwa Vergnügungsreisen, angenehme Landpartien in lustiger joyeuser Gesellschaft?

Ferner, im eigenen Hause: eine mäßige Wohnung, mit ungleichen Zimmern und ordinären Möbeln, einfacher Schreib-

tisch, mit ebensolchen Repositorien, schlichte Kleidung und gewöhnliche Hausmannskost, sind das alles Zeichen einer ungeheuern Bequemlichkeit und englischen Komforts?

Und endlich, wie stimmt mit jener ungeheuren Bequemlichkeit die öffentliche neueste wiederholte Klage und Rüge eines gänzlichen Mangels an einem Sofa? Ein Faulbett, ein Lotterbett muß doch jeder deutsche Schriftsteller in seinen vier Pfählen haben; ohne ein solches, wie kämen auch nur die Lotterbuben, die jetzt in der Literatur das große Wort führen, zu der Bequemlichkeit, sich, wie man mit modischer Phrase spricht, „rein aufs Papier zu schreiben", d. h. sich leer und das Papier voll?

Zu ihrer Beruhigung – obschon Goethe ihnen zuliebe nichts in seinem Hause geändert hätte – und zur Steuer der Wahrheit sei es indes gesagt, daß, außer den Sofas und Kanapees in andern Zimmern, Goethe auch ein ziemlich bequemes in seinem Arbeitszimmer hatte, worauf er aber nur sitzend ausruhte, wenn er sich von dem Auf- und Abgehen beim Diktieren ermüdet fühlte; und daß es erst in spätern Jahren den für seine mannigfache Tätigkeit nötigern Pulten und Schubfächern weichen mußte, da für alles zusammen das Zimmer zu klein war. Ein eigens geformter hölzerner Armstuhl, mit rautenförmigem Sitzpolster von seiner Erfindung, vertrat nun die Stelle eines Ruhsessels, dessen Lehne in den allerletzten Jahren ganz einfach und ohne Umstände durch ein angefügtes Brettchen erhöht wurde, um einem zwischen Haupt und Lehne einzuschiebendem Schlummerkissen zum Rückhalt zu dienen.

Von Frauen ihm verehrte gestickte Arm- oder Flachkissen, auf die er, am Tisch sitzend, beim Lesen oder Zuhören die Arme legte – wobei der schöne Greis wie weiland Hans Sachs in der anmutigen Dichtung von Adam Puschmann sich ausnahm –, waren das einzige, was nach einiger Bequemlichkeit aussah; doch erzeigte er durch den Gebrauch derselben

mehr den Geberinnen eine Ehre und Freude, als daß er dergleichen als eines besondern Komforts bedurft hätte.

Übrigens würde Goethe, hätte er auch in einem Palast wohnen können und einen Marmorsaal oder ein Purpurzimmer zur Disposition gehabt, sich in irgendein Eckchen zurückgezogen haben, nicht anders als wie sein Fürst, der von dem ganzen großen Gebäude, das er von Grund aus hergestellt und mit Eleganz und Pracht ausgeschmückt hatte, nur ein kleines schlichtes Kabinett sich auswählte und in diesem wieder nur eine Fenstertiefe mit zwischengefugter einfacher Tischplatte zu seinem Schreibpult absonderte.

Was das vermeinte wenige Selbstschreiben betrifft, so hat es damit eine ganz andere als die ausgeschrieene Bewandtnis, und so auch mit dem Diktieren.

Wie viele kleine Gedichte schrieb er nicht alle zuvor selbst – sämtliche zahme Xenien zumal, meist auf die leere Seite von Visitenkarten – und ließ sie nur ins reine abschreiben. Freilich wissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, Romane, amtliche Berichte, wenn sie keine Staatsgeheimnisse enthielten, und dergleichen pflegte er zu diktieren; doch war ein Konzept oder Schema dazu meist von seiner Hand aufgesetzt, dessen Abteilungen er nach geschehenem Diktat mit Bleistift durchstrich und hernach kassierte.

Diese Bequemlichkeit, seine Gedanken so schnell als möglich in reinlicher, leserlicher Schrift fixiert zu sehen, um sie hernach als etwas Fremdes mit weniger Vorliebe zu betrachten, welches aber seine eigenen Nachteile ebensogut wie seine Vorteile hat, wird man ihm allein doch nicht verargen wollen, wenn bereits mehr als ein Gelehrter sie angenommen hat. Schiller erkannte wohl die Vorteile, als ihm sein Wallenstein in einer fremden Handschrift entgegenkam.

In seinem Tagebuche von 1780 gibt Goethe den Grund an: „Im Gehen viel gedacht. Was ich Gutes finde in Überlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen,

sitzend bin ich zu nichts aufgelegt; darum, das Diktieren weiter zu treiben." Ich erinnere mich, daß ich über diese seine Bemerkung mit ihm sprechend aus meiner eigenen Erfahrung hinzusetzte: gute Gedanken und Einfälle kämen mir gerade beim An- und Auskleiden, d. h. also doch bei einiger körperlicher Bewegung. Über die Vorteile und Nachteile dieser Gewohnheit jedoch habe ich nirgends eine Bemerkung, die mir genügte, angetroffen, und es dürfte daher nicht überflüssig sein, so viel darüber zu sagen, als ich in meiner langen Erfahrung beobachten konnte.

Denn Oehlenschlägers Einwand gegen das Diktieren ist von Einzelfällen hergenommen, in die auch Goethe nicht kam, weil er, was poetischer Erguß der Empfindung, der Leidenschaft und dergleichen war, schon im stillen für sich allein konzipiert und mit halben Worten zu Papier gebracht hatte, von wo aus er es in nochmaligem Überdenken einem Vertrauten – keinem „Aufpasser und Mäkler" – in die Feder sagte, um es dann mit einemmal reinlich und in einem Gusse vor sich zu sehen. So z. B. im Faust die erste Szene nach dem Walpurgisnachttraum „Trüber Tag. Feld", die ich eines Morgens, fast unmittelbar nach der Konzeption, auf sein Diktat niederschrieb.

Daß man einen Gegenstand gehörig durchgedacht und bis aufs Wort an den Fingern haben müsse, wenn man in einem gewissen Flusse und also mit Vorteil diktieren wolle, so daß es wie eine Art von Improvisation oder Stegreifsrede sich ausnehme, fällt in die Augen. Auch dies, daß der Stil deutlicher werden müsse, weil er fürs Gehör eingerichtet ist und die Rückblicke auf den Zusammenhang oder die Konstruktion durchs Auge wegfallen. Insofern muß ein solcher dictando entstandener Aufsatz etwas von dem Stile und Charakter der Alten haben, etwas, das nur dem mündlichen Vortrag zugeständlich wie aus demselben erklärbar ist: also auch Anakoluthien, Inversionen und dergleichen. Deswegen ist der

Perioden- und Satzbau der Alten so eingerichtet, daß er, auch ohne Interpunktion, sich von selbst gliedert, während bei deutschen Schriftstellern oft die Interpunktion erst die Art der Sätze und ihrer Verbindung kenntlich machen muß.

Dies wäre ein Vorteil. Ein Nachteil ist indes auch nicht zu verkennen, sobald das Diktierte nicht wie nur erste Grundlage angesehen wird, die weiter berichtigt, ausgebaut und ausgeschmückt werden soll. Unterbleibt eine solche Revision, oder findet der Autor beim Überlesen sich für das einmal Dastehende gewissermaßen eingenommen – wie es Komponisten manchmal bei ihren ersten hingeworfenen Gedanken ergehen soll –, findet er die einstweilige Einkleidung des Gedankens hinreichend und zu Änderung und Auslassung sich ungeneigt: so wird ein nachheriger Leser Anstoß an manchem nehmen, manches vermissen oder anders wünschen, was er als Hörer ohne weiteres hinzunehmen geneigt gewesen wäre, weil er es nicht kontrollieren konnte. An einer solchen, wenn auch öfters nur flüchtigen Revision ließ es Goethe zwar niemals ermangeln, und auffallende Hörfehler und Irrungen wurden augenblicklich verbessert und abgeändert, entweder durch ihn selbst oder durch den, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Indes konnte es doch auch nicht ausbleiben, daß, um nur einen Gedanken geschwind aufs Papier zu fixieren, während andere bereits herandrängten, manches nicht genügend, ja, um einstweilen darüber hinauszukommen, mit halben Worten ausgedrückt wird; daß z. B. einer Prämisse die gehörige Folge, einem Vordersatze der entsprechende Nachsatz, überhaupt die rechte Pointe fehlt. Wird nun ein solches Manuskript nicht wieder in derselben Stimmung durchgegangen und das Verfehlte oder Nichtgekommene nachgeschafft, weil entweder die Sache Eile hat oder das Interesse daran vorüber ist, so bleiben Ungleichheiten zurück, welche der Wirkung des Ganzen schaden und die Kritik zu dem Urteil veranlassen: der Autor

habe nicht das oder nicht völlig gesagt, was er gewollt oder gesollt hätte.

An Rügen dieser Art hat es nicht gefehlt und dürfte auch in der Folge, bei genauerem Durchgehen und Durchdenken der Goethischen Schriften, nicht daran fehlen. Man wird nach deutscher Art viel zu berichtigen finden, möchte man doch auch zurechtzulegen wissen, was ein anderer sagt, aber nicht gerade trifft, wie er es hätte sagen sollen. Warum wollte man Goethes Stil und Schreibgewohnheit nicht halb so viel Aufmerksamkeit widmen, wie man an die eines Thukydides, Demosthenes, Sallust, Tacitus, ja an die des Apostel Paulus gewendet hat und noch wendet, um das von gemeiner Korrektheit Abweichende durch alle Wort- und Satzfiguren der Grammatik und Rhetorik nicht nur als ein Natürliches, sondern auch Poetisches zu rechtfertigen, da man es mit einem Poeten zu tun hat, der auch in der Prosa noch Poet ist.

Dabei aber kommt noch ein Moment in Betrachtung, das bereits ein scharfsinniger Kunstrichter angegeben hat, und zwar ein ethisches.

Man hat Goethe als Geheimnisluft vorgeworfen, daß er, wenn nicht furchtsam, doch behutsam durch Erfahrung gemacht, einem Gedanken, sobald er ihm mehr zu sagen oder zu verraten schien, als ihm jetzt eben gut zu sein dünkte, eine mildere, weniger sagende Wendung zu geben suchte, oder ihn stumpf ablaufen ließ. Nicht nur in Versen war dies der Fall, auch in Prosa; oft gerade da, wo auf den Schlußsatz oder das Schlußwort alles ankam, wollte ihm das letzte eigentliche Wort nicht aus der Feder.

Dies erklärt sich nur aus der mit dem Alter zunehmenden Milde und Humanität seines Charakters: er wollte niemandem absichtlich und eigentlich weh tun, noch „um der Welt Spaß zu machen, sich mit ihr überwerfen".

Obige Bemerkung über unzulängliche Durchsicht gilt jedoch mehr von seinen späteren prosaischen Schriften als von seinen

früheren, und am wenigsten von seinen poetischen. Daß diese mehrmaliges Umschreiben und mannigfaltige Überarbeitung, ja strenge aber glückliche Feile erfahren haben, würde sich auch für den, der sie nicht so ahnden kann, wie Fr. Jacobs es bei der Iphigenie konnte, deutlich herausstellen, wenn man die ersten Konzepte und deren Reinschriften mit dem letzten Druck vergleichen könnte. Bei den römischen Elegien wäre der Fall noch so möglich wie bei der Iphigenie; bei anderen aber müssen die variantenlustigen Kritiker sich wohl die Hoffnung vergehen lassen, indem Goethe in mehrmaligen Autodafés – seiner eigenen Aussage nach und meinem Erlebnis zufolge – die Manuskripte verbrannt, und zwar zu seinem eigenen Nutzen – „um nicht irre zu werden" –, aber auch zum Vorteil des Publikums, um nicht den Genuß der Speise durch Vorführung der Prozedur bei ihrer Bereitung zu verleiden.

Man hat ihm also mit der Bekanntmachung der ersten Iphigenie keinen Gefallen getan, und es ist eine schlechte Ausrede, wenn man sagt: es sei zum Besten der Jugend geschehen, damit sie daran lerne, wie man etwas nach und nach besser mache. Unsere Jugend? die schon von Hause aus alles besser weiß, und der man noch obendrein das für vollendet Gehaltene so herunterseţt, daß jene erste Rezension für gar nichts gelten kann! Welch eine Verkehrtheit!

Häuslicher Zustand

Sein häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weise geführt, hat auch nach seiner endlichen Konformation mit Sitte und Konvenienz einer levis notae macula nicht entgehen können, selbst jetzt, wo der St. Simonismus, eine Emanzipation in der Liebe durchzusetzen bemüht, gelinder über etwas urteilen sollte, das keineswegs aus so gefährlichen revolutionären Grundsätzen und Räsonnements hervorgegangen war, sondern nur dem damaligen Zeitsinne folgte, der zwischen klösterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Zölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zustand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei sittlichen Wesen von selbst in diejenige feste Treue und dauernde Freundschaft übergeht, welche die gesetzlich vollzogene Verbindung zwar präsumiert, aber nicht zu garantieren vermag.

Goethe hatte die Liebe als Jüngling von ihrer ersten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; – begünstigt von Natur und Schicksal, wie es scheint, um sie – auch als Entwickelungskrankheit – in allen ihren Phasen dem Menschengeschlechte schildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, erlaubten oder begünstigten wenigstens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menschen sie gleich beim Antritt eines Amtes in Aussicht stellen. Jedoch fehlte es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt sich nicht aufhalten, und Goethe hätte mehr als sein halbes Dasein ohne das Glück eines häuslich-geselligen Zustandes hingebracht, dessen Innigkeit er schon früh empfand, wenn er sich nicht nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Wesen umsah, und es in einer

Person fand, die ganz geeignet war, sowohl für seinen Haushalt zu sorgen, als durch anspruchslose und naive Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmut zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunst, Wissenschaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein solches weibliches Wesen bedurfte er zu freier und möglichst ungehinderter Entwicklung seiner selbst, und keine, auf Rang und Titel Anspruch machende, in gelehrten Zirkeln, wohl gar selbst als Schriftstellerin glänzen wollende Dame hätte sie fördern oder nur sein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und später belehren sollten.

Goethes Bekanntwerden und nachheriges Zusammenleben mit diesem Frauenzimmer schildert einer der neuesten Berichterstatter, wahrscheinlich aus weiblicher Nachrede, gehässig und falsch. Nicht sogleich als Goethe aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten, sondern auf einem Spaziergang im Park, bei Überreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich zu sich ins Haus, sondern viel später; sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmutige Gesellschaft. Das Gedicht „Die Metamorphose der Pflanzen" schildert das schöne Verhältnis beider zueinander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirtschaft anfangs nichts zu tun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er selbst kleidet dies ganze Verhältnis, seine Ent-

Christiane im Gartenhause wartend eingeschlafen

Bleistiftzeichnung von Goethe

stehung, Begründung und Folge, in eine der schönsten Parabeln, die er noch spät, 1813, verfertigte und die nun auf einmal, durch obiges, ihre Deutung und volles Verständnis erhält.

Damals, in erster Jugendblüte, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen sein. Ihre spätere Erscheinung, ich meine ihr körperliches Aussehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden.

Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichen Wesen, mit vollem runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethes Geschmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand, indem diese wahrhaft geniale und dabei doch protestantisch-fromme Frau das Verhältnis nicht mißbilligte und wegen seiner glücklichen Beschaffenheit jeder konventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, sogar vorziehen mochte.

Nach der ersten persönlichen Vorstellung im Jahr 1797 an seine Mutter erfolgte deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der alten Rätin unwiderleglich gegen den Böttigerischen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatsch beweisen.

In jener jugendlichen allgemein ansprechenden Gestalt bewahrt sie noch ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von Goethes Hausfreunde Heinrich Meyer, ausgeführt in einer der Madonna della sedia verständig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm. Eine weit spätere Büste enthält zwar die Grundzüge der ersten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Übergewicht der Fleischpartien, bei nicht gehöriger Beleuchtung, ungünstiger, als es im Leben der Fall war.

Von einer weitergehenden Herrschaft der geliebten Freundin, als über das Gesinde, von Einmischung in Amts- und Autorgeschäfte, von Eifersucht und Schmollen konnte nie unter Personen die Rede sein, wovon wenigstens der eine Part eine mehr als nötige Fülle von Vernunft, Verstand und Menschenkenntnis, Anstand und Sitte besaß, der andere aber, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergessen mochte, daß sie diese ihr und ihren Verwandten konvenierende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.

Goethe schätzte und liebte wirklich seine Frau – denn nicht die Atriden allein lieben ihre Frauen, sondern

„Ein jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebet sein Weib, und pflegt sie mit Zärtlichkeit."

Und so bewies er denn auch die zärtlichste, ja ängstlichste Teilnahme bei ihrer letzten, tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht und in seinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt, oder sogar Sonette und sonstige Trauergedichte auf sie verfertigte, liegt in der Zartheit seines Gefühls und seiner Gesinnung. Der Schmerz, den er um ihren Verlust empfand, war ein viel zu gründlicher, in seine Existenz wesentlich eingreifender und bis an sein Ende dauernder, da er sie, nach dem Ableben seines einzigen Sohnes, der ihm bisher so treu und sorgsam beigestanden, in allen häuslichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten von neuem vermissen sollte, als daß er ihn mit Worten aussprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in sein Inneres schnitt; er sprach nicht davon, aus Scheu, den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwischen. – Und wissen wir denn, ob er nicht dennoch seine Stimmung versteckterweise ausgesprochen? Vier Zeilen, von wenig Worten, deuten den Verlust und seine Trauer auf eine Weise an, die alle langen Epizedien übertrifft:

Christiane Vulpius mit dem kleinen August

Aquarell von Johann Heinrich Meyer

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen!"

Er schrieb sie an ihrem Todestage, den 6. Juni 1816.

Über die später vollzogene gesetzliche Trauung mit dieser bisherigen Haus- und Lebensgenossin, oder „kleinen Freundin", wie sie Goethe zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber Wirtschafterin, wie die Geringschätzung das ganze Verhältnis entstellend und herunterseţend sich ausdrückt, so daß ein Franzose geradezu servante dafür braucht, – sind im Publikum entweder ganz falsche oder nur teilweis und in einzelnen Umständen wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und Goethes zu berichtigen als nächster Aug- und Ohrenzeuge so berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch seine banale Phraseologie von „unter dem Donner der Kanonen" eine ganze falsche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, liebloseSchmähsucht oder leichtgläubige Unkritik einstimmend zu seiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben.

Es ist nötig, daß ich von den öffentlichen Vorfällen jener Tage, welche im allgemeinen bekannt sind, einiges Detail, das sich auf Goethes Haus bezieht, ausführlicher darlege.

Dienstag, den 14. Oktober 1806, des Morgens um 7 Uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Kanonade der Schlacht bei Jena. In Goethes Hausgarten vernahmen wir diesen Donner pelotonweise, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahin brachte, der, wie der Tag zunahm, sich verminderte und endlich ganz aufzuhören schien. Wir setzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tische, wie gewöhnlich um 3 Uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speisen zu genießen, als wir Kanonenschüsse erst einzeln,

darnach mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir standen sogleich auf, der Tisch wurde schleunigst abgeräumt; Goethe entfernte sich durch die vordern Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf und ab gehend. Während dessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her, und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeschlagen.

Ich eilte durch den Hof ins Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während dessen ging die preußische Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg, in der gräßlichsten Verwirrung.

Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.

Unter Angst und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegschaffen von zurückgelassenen Effekten der bisherigen preußischen Einquartierung, war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille die Straßen und den Platz vor Goethes Hause erfüllte.

Da kamen einzelne französische Husaren ans nahe Frauentor gesprengt, spähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte sich etwas weiter herein; wir eilten, Goethes Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf sie zu und reichten ihnen diese Erfrischungen, die sie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen versicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erste und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmanns Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, absehen kann, und als er alles leer sah, galoppierte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß Goethe zu Fuße an der Seite eines Husarenoffiziers nach dem Markte

zu, also vermutlich auf das Schloß ging. Erst lange nachher erfuhr ich, dieser Offizier, der mir als ein Bekannter Goethes bezeichnet wurde, habe sich sehr geheimnisvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron v. Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als Goethes frühere Geliebte berühmt gewordenen Frau v. Türkheim geb. Schönemann.

Goethe ließ uns vom Schloß ins Haus sagen, wir würden zur Einquartierung den Marschall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleristen, sollten aber sonst niemand hereinlassen.

Es lagerten sich auch bald sechzehn derselben, meist Elsasser, in das Bedientenzimmer, waren aber so ermüdet von dem sechzehnstündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie sie sagten, daß sie nach nichts als Streu verlangten und das angebotene Essen und Trinken beinahe ablehnten und sich rasch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses, höchst wahrscheinlich, ja gewiß durch die Franzosen selbst angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben und daher auch zur Löschung selbst wieder beitrugen.

Währenddessen herrschte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinströmen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf den Plätzen der Stadt biwakierten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuser drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

Goethe war indes zurückgekommen, allein der Marschall erschien immer noch nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und seine Begleiter schon lange bereit war. Die Elsasser schliefen indessen fest. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wieder gehend auf, um gleich zur Hand zu sein, wenn der Marschall komme, indessen aber andres Volk, das sich eindrängen wolle, abzuhalten und im Notfall die Hülfe der schlafenden Reiter anzurufen.

Während ich so allein auf der Diele des Hauses auf und ab gehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nötige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die geflüchtet vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirtin in Bereitung der Speisen und der Heraufschaffung des nötigen Kellervorrates für den erwarteten Marschall und sein Gefolge behülflich; andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene, noch nie erfahrene Unglück und Elend und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf zusammenzunehmen hatten, um das Nötigste und Geeignetste in dieser Bedrängnis nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Haustür donnerten und auf mein endliches Wer da! rufen Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab, mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit sechzehn Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsasser, eben den, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus so viel Gutmütigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder an ihr Biwak zurück, wo sie eben herkommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus

schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an die Tür, diesmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was sie sonst noch Mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie dennoch ab, zwar mit Bedauern, aber doch mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sei bereits da, und es fände sich nirgends Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Tür einzuschlagen; und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für geraten, den Widerstand weiter zu treiben; ich schob daher den Riegel zurück und ließ sie ein. Es waren zwei kleine Kerls, von der damals spottweis sogenannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung und öffnete zum Beweis die Türe des Zimmers, wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise, und setzte es auf einem bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allen und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschuldigte seine Abwesenheit, und mochte ihnen scheinen die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender, ihn zu sehen; ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen und es ihm dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte zu Goethe hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen

wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu sein oder zu scheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutschen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutschen komme, und wie er sich in alles zu finden und zu fügen wußte, so auch in dieses. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock – der sonst scherzhaft Propheten-mantel von ihm genannt wurde – schritt er die Treppe herab auf sie zu, fragte, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respekt ein-zuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn mit ihnen anzustoßen. Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Um-ständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechselten Reden entfernte er sich wieder; sie schienen zufrieden und beruhigt und sprachen den Flaschen von neuem zu; bald aber schienen sie schläfrig sich nach einer Ruhestatt umzusehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten sie die nahe Treppe, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und gehen sehen. Ich eilte ihnen nach, sie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marschalls standen, und drangen hinein. Widerrede half nichts, Widerstand war so unmöglich wie töricht, ich mußte es geschehen lassen, in der einzigen Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigstens und mit erfolgreicheren Mitteln sie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erstes Wort bei seinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß sein Zimmer und Bett bereits von zwei Maro-

deurs eingenommen worden sei, die sich auf keine Weise davon hätten abhalten lassen. Wütend stürzte er die Treppe hinauf, und in das Zimmer dringend fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorübereilen und war damals nicht ohne Besorgnis, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen heißen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marschall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung stellten sich ein, und ich erfuhr in der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen: daß, während ich die beiden Marodeurs in den Betten glaubte, sie dem Hausherren auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieser habe Goethe von den Wütenden befreit, sie hinausgejagt, die Türen seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und verriegelt.

Goethe selbst ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt hatte.

Indes bewahrte Goethe von diesem Tage an eine treue Dankbarkeit sowohl gegen seinen Retter, als gegen die Frau, die überhaupt in diesen Schreckenstagen sich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet sie nicht Französisch sprach, zu nehmen wußte und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den sowohl die Soldaten als der Marschall und seine verschwenderischen Köche verursachten, ihr Hauswesen doch so beisammenhielt, daß sie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieses Dankgefühl, dieses Anerkennen, daß er ihr in diesem Augenblick das Leben schuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beschleunigen, die er bereits länger im

Sinne habend, nur an den zur Ausführung schicklichen Moment knüpfte, wo sie als natürlich, sich von selbst verstehend, weniger befremdend und ohne Aufsehen zu erregen sich vornehmen ließ.

In mehreren Fällen seines Lebens hat er den prägnanten schicklichen Moment zu erfassen gewußt, und andern unerwartet, trat auf einmal als plötzlicher Einfall heraus, was in langer stiller Vorbereitung nur des zündenden Strahles harrte, den allein ein bedeutendes Ereignis zu gewähren vermochte. Diese Bemerkung gilt nicht nur für seine moralischen Handlungen, sondern auch für seine dichterischen. Und es ist natürlich, daß Mensch und Dichter auch hierin sich in Übereinstimmung erwiesen, da sie auf einerlei Basis ruhn.

Weimars fernere Existenz stand auf dem Spiele; Goethes Schicksal wäre, wenn der Kaiser seine Drohung, die unter den kriegerischen Szenen des Brandes und der Plünderung eine sehr ernste Gestalt annahm – die man hinterher freilich leicht als bloße Maske gut zu verrufen hatte –, wirklich ausgeführt hätte, woran ihn damals keine weltliche Macht hindern konnte, – Goethes Schicksal wäre, wenn auch kein Lebensverlust stattfand, ungleich schlimmer gewesen als das seines abwesenden Herrn.

Andere Fürsten hätten sich dessen angenommen und zu seinem Rechte früher oder später verholfen: aber Goethe um alles, Besitz, Vermögen und literarische Schätze – den mühsamen Erwerb vieljähriger Studien – gekommen, wohin hätte er sich wenden sollen, um Schutz, Erhaltung und angemessene Tätigkeit zu finden?

Wohl hatte Goethe recht, in prophetischer Voraussicht zu sagen: „von diesem Tage, dem 14. Oktober an, beginne eine neue Epoche der Weltgeschichte." Eine Weissagung, die nur allzu wahr in Erfüllung gegangen ist. In gutem Humor nannten wir bald nachher alles vor dieser Epoche liegende antediluvianisch: ein Ausdruck, der jetzt mit einer gewissen Prä-

tenſion von denen nachgebraucht wird, die erſt auf dem noch nicht völlig abgetrockneten Erdreich zur Welt gekommen ſind.

Diejenigen, welche ihr Daſein erſt nach dieſer Zeit datieren, haben keinen Begriff von dem Zuſtande, in welchem ſich das nördliche Deutſchland zumal bis dahin befunden hatte, und welchen Eindruck, welche Veränderung dieſer hereinbrechende Jüngſte Tag auf dasſelbe haben mußte und hatte.

Sie ſelbſt, erſt infolge veränderter Lagen und Anſichten der Dinge entſtanden und ihr Leben in der Sklaverei empfangend und beginnend, wiſſen nicht, daß ihre Väter und Großväter, ſeit der letzten Kriſis Deutſchlands, dem Siebenjährigen Kriege, in einem Wiſſenſchaft und Kunſt erweckenden und befördernden Frieden gelebt hatten, der durch den Feldzug nach der Champagne wenig weſentliche Veränderung erfuhr. Die Süddeutſchen nur waren durch die Siege der Republikaner mit den Leiden und Freuden der neuen Ordnung der Dinge bekannt geworden; aber die Norddeutſchen lebten als ferne Zuſchauer der ſich abſpielenden Begebenheiten, in Mitleid und Furcht, ohne durch dieſe Katharſis darin gereinigt zu werden, und auf die furchtbare Kataſtrophe aufmerkſam. Aus Büchern und Erzählungen iſt jener Zuſtand nur hiſtoriſch, nicht lebendig aufzufaſſen; man muß ſelbſt aus dieſer Zeit herſtammen, ſeine Charakterbildung und Lebensrichtung darin gewonnen, das Pro und Contra damaliger Verhandlungen mit durchgeſprochen haben, um ſich der totalen Veränderung, welche durch jene Epoche von 1806 nicht langſam eingeleitet wurde, ſondern mit Blitzesmacht hereinbrach, zu erkennen und ſich ihrer nach allen Seiten hin treffenden Wirkungen vollſtändig bewußt zu werden.

Alle die Nachgebornen wiſſen und fühlen nicht, was damals zugrunde ging, ohne daß ſich, wie den Aſſekurierten in einer Lebens- oder Feuerverſicherung, ſogleich eine ausreichende oder nur vorläufige Hülfe zeigte.

Der Schutt mußte erſt weggeräumt, notdürftig ein Unter-

kommen gesucht werden, ehe an einen zweck- und regelrechten Aufbau des Eingerissenen oder Wankenden zu denken war.

Unerwartet furchtbar stürzte diese lange drohende Wetterwolke herein – eine ganze Monarchie brach wie ein morsches Gebäude zusammen, und alles Benachbarte wurde von seinem Falle mehr oder weniger getroffen und verletzt. So war auf einmal aller Schutz und Schirm, den man gehofft und dem man vertraut hatte, hinweggerissen, und jeder hatte zu sehen, wo und wie er selbst sich retten und helfen möchte. Der Augenblick galt nunmehr, denn auf die Zukunft war kein Verlaß, da ein altes herkömmliches Vertrauen so bitter getäuscht worden. Die Benutzung des Tags zur Fristung und möglichem Genuß des Lebens, veränderte Gesinnungen, ganz neue Bestrebungen und Anstrengungen wurden nötig. Andere Zeiten, andere Sorgen! Sinnesänderung und neues Vornehmen waren das tägliche Laienbrevier, das man in- und auswendig zu lernen hatte.

Die philisterhafte Gemächlichkeit, in der man bisher die Weltbegebenheiten „als die Völker noch draußen im Banat aufeinanderschlugen" besprochen und bekannegießert hatte, hörte auf. Nun hatte man das Feuer und den Rauch im eigenen Hause, mußte löschen und dämpfen. Die Schreibseligkeit, diese irdische Seligkeit der Deutschen, hörte auf; dagegen las man zur Andacht und Stärkung im Glauben die frommen Bücher des Mittelalters; kräftigere Seelen erbauten sich an den Werken der Alten und ihresgleichen.

In dieser traurigen Aussicht, ein ferneres Leben, wenn es noch gestattet sein sollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu fristen, war ein innigeres Anschließen an eine erprobte treue Seele so natürlich, daß es keines andern Beweggrundes bedurfte und, im Fall einer günstigen Wendung des Geschicks, nicht mehr als eine gerechte Entschädigung für bisher empfundene Nachteile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachsen mögen. Nun war seine Vaterliebe nicht

Christiane von Goethe

Gipsbüste von Karl Gottlob Weißer

allein ihr, sondern auch ihrem Sohne, bei dessen Heranwachsen und bevorstehender Lebensbestimmung, eine öffentliche Anerkennung schuldig.

Diese doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den ersten Tagen der sich verlaufenden Kriegsflut und des erscheinenden Friedensbogens vermochten, das stille Gelübde seines Herzens durch eine förmliche, öffentliche Trauung zu sanktionieren.

Alle Freunde und Verehrer Goethes billigten und belobten diesen längst erwarteten Schritt, und so war es denn der 19. Oktober, der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14., wo Goethe mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir, als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Akt der Trauung vollziehen ließ. Der Oberkonsistorialrat Günther verrichtete die Zeremonie in angemessener Weise.

Besitz

Die Lust zum Besitz war Goethen angeboren, wie jedem Menschenkinde, und so wie er alle Kenntnisse, alle Erfahrungen sich anzueignen wußte und strebte, so suchte er auch Kunstgenüsse sich zu verschaffen, nicht allein um sinnliche Freude daran zu haben; ja er konnte ohne dergleichen Kunstanschauung nicht leben und dichten; sondern auch daran zu lernen und seine Einsichten zu erweitern.

Aus Wort und Schrift, wie wir erfahren haben, konnte er wenig entnehmen, er mußte alles selbst mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören, um einen Begriff von der Sache zu haben; die Gegenstände mußten, wie die Lichtkügelchen der Newtonianer, mit demjenigen Pole ihrer Achse an ihn anlanden, wobei er sie packen mochte; und so ist es begreiflich, daß Schilderungen von Kunstwerken ihn, wenn nicht nach ihrem Besitz, doch nach ihrem Anblick begierig machen konnten. Er suchte sie also sich durch Kosten zu ver-

schaffen, und da sein Vermögen und sein Gehalt viel beträchtlicher hätte sein müssen, um dieser Liebhaberei zu genügen, so hatte er freilich beim Feilschen darum etwas ökonomisch zu Werke zu gehen und zu sehen, ob er die Ware vielleicht zu anderer Zeit um ein Billigeres bekommen könnte. So viel ist gewiß, in seinen Kunst- und Naturaliensammlungen steckt keine kleine Summe, die er sich doch abgespart, wenn auch in späterer Zeit ihm manches verehrt wurde; und er versicherte öfters, daß er für dieses oder jenes Stück einen Preis bezahlt habe, den er sich fast zu bekennen schäme.

Er kaufte daher auch in der letzten Zeit Kupferstiche und Handzeichnungen von Meistern, die aus der Mode gekommen waren, um vieles billiger; indem es ihm nur um den Gedanken des Künstlers, um den Geist der Erfindung zu tun war. Sehr voreilig geurteilt würde es sein, ihn deshalb eines gewissen Geizes, einer Knauserei zu beschuldigen. Diese Ökonomie, an sich schon vernünftig und von Tausenden mit Ehre und Belobung ausgeübt, von ihm in jüngeren Jahren bereits als notwendig mehr doch eingesehen denn gleichförmig befolgt, ward, wie gesagt, gefordert: einmal durch seine immer noch sehr mäßigen Einnahmen, da sein Gehalt verhältnismäßig gering, sein schriftstellerischer Verdienst seinem Wert, auch für jene Zeit, nicht angemessen war; sodann durch den Aufwand, den er sonst zu machen nach seiner Stellung wie nach seinen liberalen und gastfreien Gesinnungen sich genötigt sah. Er sparte also nur an einer Seite, um auf der andern desto splendider erscheinen zu können.

Er, der gastfreiste Mann Weimars, ohne der reichste des Ortes zu sein, sah wöchentlich nicht nur, sondern fast täglich Gäste bei sich, einheimische oder fremde. Diese Rolle zu spielen wäre ihm als einzelnem Manne unmöglich gewesen, hätte nicht die Wirtschaftlichkeit jener „kleinen Freundin", mit der gelebt zu haben ihm fast zum Verbrechen gemacht mehr wird als ward, ihm zur Seite gestanden und das Mäßige zu Rate ge-

halten, in sich vermehrt und gesteigert, um allen jenen Anforderungen zu genügen. Doch nicht nur seinen ökonomischen Zuständen war sie förderlich; seinem geistigen Geschäft, seinem Amts- und Dienstberuf konnte er nun desto sorgloser nachgehen, als er „in ihren sicher bewahrenden Händen" die leiblichen Bedürfnisse geborgen wußte.

Wenn einer nicht alle den Aufwand macht, den man ihm zumutet oder als möglich zutraut, so ist er deswegen noch nicht geizig oder ein Knicker. Er muß selbst am besten wissen, was seine Kasse verträgt, wie jeder selbst am besten weiß, wo ihn der Schuh drückt. Wenn Goethe alle die Ansprüche und Spekulationen, die man auf seinen Beutel machte, von dem studentischen Anliegen eines Viatikums bis zu dem glücksrittерlichen Ansuchen einer Subskription von mehreren Tausend Gulden, hätte honorieren wollen – ein vielvermögenderer Mann hätte er sein müssen, als er jemals war, da er erst allmählich, nach Verwindung mancher Verluste und Einbußen, zu einiger, aber doch immer nicht bedeutenden und im Verhältnis zu seiner Berühmtheit und seiner Tätigkeit gegen Autoren anderer Nationen sehr zurückstehenden Vermögenschaft gelangte.

Ökonomisches

Es lag also in Goethes Charakter, da er ein vollständiger Mensch nach allen Seiten war, auch etwas von dem ökonomischen Etat der Natur, wie sie ihn zuerst und als Vorbild zeigt, indem sie, was auf der einen Seite von ihr verwendet wird, an der andern fehlen läßt oder spart.

Gleich einer klugen Hausfrau, welche nicht immer zu Anfang eines Markts ihre Einkäufe macht, sondern öfters am Ende und daher manchen Ratkauf tut, so wußte auch er die Zeit abzupassen oder abzuwarten, und gelangte daher zu manchem Kunstbesitz, wozu er außerdem, ohne bedeutend größeres Vermögen, nicht hätte gelangen können.

Er mußte sich also auch nach der Decke strecken und verstand es, indem er Neigung und Begierde entweder besiegte oder etwas anderes dafür entbehrte, wenn jenes auf keine andere Weise zu erhoffen war.

In diesem Sinne verfuhr er nicht allein bei seinen eigenen Angelegenheiten, sondern auch zum Vorteil seines Herrn, da niemand so reich ist, daß er um jeden Preis alles haben könnte.

Wie es daher eine seiner ersten Amtstätigkeiten war, die Finanzen zu regulieren und einen festen Etat aufzustellen, der nicht überschritten würde, und gerade durch Ordnung und Sparsamkeit die Mittel zu gewinnen, erlaubte schickliche und notwendige Extraausgaben zu bestreiten, so verfuhr er auch in andern Fällen, wo es herrschaftliche oder Landesinteressen erheischten. Ja, er vermied sogar Veranlassung zu neuen Liebhabereien zu geben, um nicht den Vorwurf zu hören, daß er nur sein Interesse dabei im Auge habe.

Er ökonomisierte so lange als möglich, hielt an sich, die Etats nicht zu erhöhen, indem die Erhöhung des einen Posten gleich die der andern nach sich gezogen haben würde; gewann aber dadurch Überschüsse, von denen er billige Remunerationen, etwaigen Vorschuß, Darlehen, und welches die Erheischungen sein mochten, bestreiten konnte.

Käufe wurden so billig als möglich geschlossen, Akquisitionen jeder Art auf das rätlichste zu treffen gesucht. So in Dienst und Auftrag seines Herrn, so in seiner eigenen Wirtschaft.

Wie sehr ein solches Verfahren in seiner Natur lag und keineswegs erst durch Geschäftsführung und Amtspraxis in ihn gebracht wurde, ergibt sich aufs deutlichste aus einer seiner Dichtungen, wiewohl einzelnes in mehreren seiner Werke darauf hinweist.

In den Wahlverwandtschaften ist das Motivieren der Parkanlagen durch Benutzung dieser und jener Hülfsmittel an Geld und Kräften, kleinen Fonds und Moyens bis zu einer Umständlichkeit getrieben, welche selbst bei Goethes bekannter

Ausführlichkeit des Motivierens fehlerhaft oder befremdend erscheinen könnte, wenn sie nicht mit zum Stoff des Ganzen, zum Gehalt desselben gehören und ihre Darlegung einen Teil des Sittengemäldes selbst ausmachen sollte. Insofern sie nun ein Ingrediens des Romans ist, liegt zugleich darin eine feine Ironie nicht nur des ärmlichen Klipperwesens, das in dem armen Deutschland auch von Familien getrieben werden muß, die vermöge ihres Standes und Ranges begüterter sein sollten, um solche Anlagen großartiger zu unternehmen, sondern auch die moralische Lehre der unendlichen und doch verlornen Mühe, die sich Menschen oftmals geben, um zuletzt nur einen Schauplatz der unglücklichsten Ereignisse bereitet zu haben. Es ist, als hätten jene Personen das Holz selbst herbeitragen müssen zu dem Scheitergerüst, das sie alle verzehren sollte. Insofern aber dieses Motivieren mit so viel Detail ausgeführt ist, rührt die Kenntnis alles einzelnen aus des Dichters Selbsterfahrung und Selbstpraktik her; und darum kann man sagen, daß er auch hier sein Leben symbolisch abgespiegelt oder seine Konfessionen hineingelegt oder – wie er in späteren Jahren *scherzhaft* mit dem ihm eigenen Sprachtone und Miene zu sagen pflegte – *hineingeheimnisset* habe.

Mit Goethe zu reisen war ein hoher, ja höchster Genuß. Von ihm gilt, was er über Sterne bemerkt, „daß dessen Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, nicht leicht ihresgleichen finden".

Nicht allein daß er dann vom besten Humor, der liebenswürdigsten Offenheit, der genügsamsten Zufriedenheit, der zwangloseſten Aisance war; auch die allseitige Empfänglichkeit für Naturszenen und Naturerscheinungen, wie für die menschlichen Zustände breitete sich an ihm aus, mit liebevoller Anerkennung, mit mildschonender Gerechtigkeit.

Durch ihn lernte man sehen, hören und fühlen, wäre man sonst auch weniger dazu geeigenschaftet gewesen; sein Allverstehen, seine Allteilnahme machte, daß man das selbständig Beobachtete und Bedachte unbefangen äußern und gewiß sein konnte, Zustimmung zu finden, ja das eigene Produkt von Gemüt und Phantasie durch ihn bereichert und verschönert zurückzuerhalten. Ein köstlicher Humor, ein mutwilliger und doch harmloser Witz, der die versteckte und unerkannte Seite an einer Sache, einer Person herauszukehren und hinzustellen wußte.

Kein besonderes Akzidens in der Natur blieb unbeachtet und ohne Erklärungsversuch, keine Seltsamkeit in der Menschenwelt unbemerkt und unerörtert. Alles wurde mit Gunst und Liebe, ohne Sentimentalität, saisiert, mit Billigkeit gerichtet, mit Schonung abgefertigt; das Verkehrte, Absurde, Abgeschmackte nur mit Lachen und dem feinsten Spott beseitigt, ohne strenge Rüge, ohne herben Tadel.

Jena und Karlsbad waren für seine poetischen Produktionen sehr günstige und förderliche Orte. Nicht nur die Sonette, die Wahlverwandtschaften, Pandora, sondern auch die kleinen Gemälde, St. Joseph, die neue Melusine u. a. m. wurden dort, wenn nicht alle konzipiert, doch größtenteils ausgebildet und zur ersten Erscheinung gebracht.

Mir gewährte es ein unbeschreibliches Vergnügen, bei dem Entstehen, dem ersten Anlegen der Zeichnung, dem Untermalen gegenwärtig zu sein und, wenn ich so sagen darf, zuzusehen. Denn wie ich in meinem Knabenalter in der Werkstatt eines Bildhauers, nach wenig Stunden aus einem rohen Lindenklotz zuvörderst eine menschliche Gestalt, sodann schon näher die Figur eines Mannes, zuletzt die unverkennbare Attitüde eines den guten Hirten vorstellenden Lammtragenden Heilands hatte werden sehen – so war ich hier nicht nur Augenzeuge, sondern auch Gehülfe bei Entstehung und Bildung der lieblichsten Novellen, Märchen und Allegorien, indem ich mit rascher Feder die Diktate des Dichters auffaßte und sie zur äußern Erscheinung, zur nähern Übersicht, zur ferneren Überarbeitung und Ausbildung in Wort und Stil in reinlicher Hinschrift vor Augen legen konnte.

Das Besprechen des Planes, die Prüfung und Anwendung der einzelnen Motive füllte die Mußestunden der Spaziergänge, der Tischzeit; wozu sich Bemerkungen und Reflexionen aus dem Leben überhaupt gesellten.

Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche: wie sie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen Anlaß und Parallele boten.

Für Charlottens Persönlichkeit fand ich bald unter den Badegästinnen eine Goethen nicht unwillkommene Repräsentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord; und für Mittlern wie für den Architekt ließ sich sogar eine porträtähnliche Verwandtschaft nachweisen.

Eine zweite Beschäftigung, sowohl in Karlsbad als in Jena, war das Zeichnen. Daß Goethe von Jugend auf sich in der bildenden Kunst versuchte und namentlich den Sinn für Landschaft durch eigene Proben betätigte, sagt er selbst an mehrern Orten seiner Lebensbeschreibung; aber auch, daß seine eigentliche Anlage nicht auf die bildende Kunst gegangen, sondern

daß er in der Beschäftigung damit nur eine Art Befriedigung seiner Sehnsucht gefunden habe; wie denn kein Mensch einer solchen überhoben sein könne.

Bei ihm war sie um so begreiflicher, als er die Gedanken, den Geist der Natur in ihren Schöpfungen erfassend, auch ihr Körperliches abzuspiegeln wünschen mußte.

Auch in diesen Leistungen zeigte sich der Poet und das Eigentümliche seiner Darstellungsweise. Bei unvollkommener, nicht routinierter Technik war doch alles was er machte, der flüchtigste Kroquis sogar, ausgezeichnet durch etwas, was man Stil nennen könnte, durch großartige Auffassung des Wesentlichen, in einer gewissen Tüchtigkeit; man konnte es mit seinen eignen Worten „den Geist des Wirklichen" nennen. Daher ward auch was sonst unbedeutend erschien, imposant dadurch, daß es seinen Charakter behielt und, von Zufälligkeiten befreit, eine ideale Wirkung hervorbrachte, ohne eigentlich idealisiert zu sein.

Eine saubere oder gar geleckte Manier in der Zeichnungsweise muß man daher nicht von ihm erwarten, noch dieses Mangels an technischer Fertigkeit und Vollendung wegen seinen Versuchen überhaupt verdienstliche Bedeutsamkeit absprechen.

Daß es aber ein Bild gibt, daß es gut komponiert ist, daß es der Phantasie noch Raum läßt, sich das Detail hineinzudichten — wie die Ferne einer Landschaft unsere Einbildungskraft auffordert nach dem Gemüt, sie sich zu detaillieren — diese nur der Kunst eigene Wirkung hat auch das Kleinste seiner graphischen Versuche.

Er wußte dem geringsten Gegenstande etwas abzugewinnen und ihm eine Gestalt und Haltung zu geben, die ihn wo nicht immer idealisch, doch altertümlich respektabel oder naiv erscheinen ließ.

So z. B. einen gemeinen Brunnen bei Karlsbad erhob er zu einem Aussehen, daß er zur Staffage für einen Christus im Gespräch mit der Samariterin hätte dienen können.

„Anseres christicolae“

Handzeichnung von Goethe

Manchmal war ich verwundert, einen Gegenstand, der mir aufgefallen war und worüber ich mich nach meiner Weise in Worten und Vergleichen ergangen hatte, in der Stille von ihm aufgefaßt, zu Papier gebracht und in ein Genrebildchen verwandelt zu sehen.

Ich erzähle das Prägnanteste der Art:

Als wir eines Mittags in Zwote dem Diner entgegenharrten und ich unterdessen am Fenster stehend mich in der Gegend umsah, gewahrte ich unter demselben gegenüber ein großes Kruzifix, wie dergleichen in Böhmen und Schlesien an den Landstraßen und Feldern genug zu sehen sind, unter welchem eben einige Gänse weideten, andere ausruhten. Immer den Kopf voll von lateinischen und griechischen Vokabeln, rief ich auf einmal aus Anseres Christicolae! Goethe kam, sah, lächelte und wiederholte mit seinem gewöhnlichen asserierenden und gutheißenden Tone, wie ein Responsorium: Anseres Christicolae. Ein Geschäft, am Wagen etwas zu untersuchen, nötigte mich hinauszugehen; bei meiner Rückkunft fand ich ein hübsch komponiertes Bildchen mit der Feder gezeichnet, eben jene andächtigen Gänschen, das mich nicht wenig überraschte und erfreute. Es wurde hierauf mit etwas Bister und Tusche angewaschen und ist noch unter seinen Zeichnungen mit obiger Unterschrift Anseres Christicolae anzutreffen.

Mehrmals sah ich so mich überrascht und erfreut durch seine künstlerisch-poetische Auffassung solcher Naturakzidents, die mir unterwegs lebhaften Ausruf der Freude und der Bewunderung entlockten.

So z. B. ein jetzt nicht mehr vorhandener Hügel vor der Stadt Hof, damals ein Marmorbruch; bereits zu einer überhängenden Bergwand ausgehöhlt, mit einem darauf nur schwebenden Häuschen, das nächstens seinen Herabsturz fürchten ließ. Goethe zeichnete es von der pikantesten Seite, so daß jenes nicht mehr in rerum natura existierende Akzident, gleich-

falls durch seine Feder fixiert, noch lange den Besuchern seines Museums vorgezeigt werden kann.

Doch blieb Goethe nicht bloß bei Porträtierung oder porträtartiger Auffassung wirklicher Vorlagen stehen: er erfand, oder wie die Künstler reden, komponierte Landschaften, die immer etwas Ausgezeichnetes haben, eine Idee, eine Stimmung ausdrücken.

Als einen der bedeutendsten Fälle dieser Art führe ich nur folgenden an:

Als eines Abends bei Knebel aus Bruces Reise in Abyssinien vorgelesen wurde und Goethe, wie er gewohnt war, zur Beschäftigung der Hände indessen zeichnete, wurden wir am Schluß der Vorlesung überrascht durch eine landschaftliche Darstellung von Gebirgen, Tälern, Wasserfällen, welche den Inhalt des Vorgelesenen uns zur Anschauung brachte und zur Bewunderung hinriß.

Wer sich auf Konzeptionen versteht, Komposition und kunstgemäße Verzierungen eines gegebenen Raums, wird in allen Skizzen Goethes dieses erste Requisit des bildenden Künstlers nicht vermissen, Ausführung und Korrektheit der Zeichnung aber nicht verlangen, noch Böttigerisch den Mangel derselben herausstellen. Daß Goethe es nicht zu einem erheblichen Technischen gebracht habe noch bringen können, gesteht er selber nur allzu aufrichtig ein – wie er aus dem, was er vermochte oder nicht vermochte, kein Geheimnis machte – und schildert sein Unvermögen, auf eine rührende, herzgewinnende Weise, in den schönen Strophen zu seinen von zwei Künstlern nachgestochenen Handzeichnungen.

Genug, ihm war die Beschäftigung mit der bildenden Kunst Ausdruck oder Beschwichtigung einer Sehnsucht, dergleichen nach seiner Behauptung ein jeder Mensch haben müsse, und half ihm, sich desto mehr um Erkenntnis zu bemühen, von der er sich gerade so viel erwarb, als er fürs Haus brauchte, d. h.

„daß sein Enthusiasmus für irgendein Werk verständig sein und dauernd werden konnte".

Übrigens gebrach es seinen Vordergründen nur an Kraft, die er ihnen zu geben sich nicht getraute und auch nicht konnte, weil es ihm sowohl an den technischen Mitteln, als vorzüglich an deutlichem, bestimmtem Detail fehlte, dessen er in den Mittelgründen und Fernen überhoben war.

Seine Zeichnungen gelten also nur als skizzierte Ideen, als bildlicher, symbolischer Ausdruck dessen, was seine Phantasie, sein Gemüt beschäftigte, als Topo- und Chorographie der Regionen, in denen sein Geist zu schweben liebte. Daß weite Fernen, Bergrücken, Täler, Felsenklippen, Wasserstürze, Tempel, großartiges Mauerwerk der Inhalt derselben war, möge nur für die bemerkt werden, welche des Anblicks jener Zeichnungen entbehren müssen, zugleich aber auch für aufmerksame Leser seiner Schriften, welche dergleichen landschaftliche Partien auch in seinen schönsten Gedichten und Dichtungen antreffen werden.

Auf solchen Reisen, zumal nach Karlsbad und Teplitz, wurden niemals viele Bücher mitgenommen, teils des Ballastes unnötiger Überfracht erledigt zu sein, teils und wohl vorzüglich weil aus langer Erfahrung abzunehmen war, daß man solche mitgebrachte Bücher am wenigsten liest, indem sich meist andre, die man an Ort und Stelle vorfindet oder angeboten erhält, der Aufmerksamkeit und des Interesses bemächtigen und jene zurückdrängen und in Vergessenheit bringen.

Es fehlte uns auch niemals an interessanten Büchern und Broschüren, teils von Fremden dargeliehen, teils aus den Lesebibliotheken und Buchläden an dem Orte selbst entnommen.

So lasen wir, während einer Saison, Plutarchs sämtliche moralische Schriften in der Kaltwasserschen Übersetzung, die ein Badegast mitgebracht und dort bei seiner weitern Exkursion als überlästig zurückgelassen, damit wir sie ihm nachbrächten.

Diese wie gefundene Lektüre gab uns gegenseitigen Stoff zur Unterhaltung bei Tische oder auf Spaziergängen; und bei einer solchen Gelegenheit mögen auch die rätselhaften „Mütter" im Faust zuerst in Goethes Gedächtnis hangen geblieben sein. Denn als er wohl zwanzig Jahre nachher mich darüber befragte – vielleicht um die Zeit, als er am Faust arbeitend davon Gebrauch machen wollte –, wußte ich nicht gleich zu sagen, wo sie vorkämen; er aber erinnerte sich im Plutarch davon gelesen zu haben. Anfangs konnte ich die Stellen nicht finden und unterließ oder vergaß das weitere Suchen; nach seinem Tode aber, als ich das Manuskript des Faust durchging, wachte Erinnerung und Forschlust wieder auf; ich fand beide Stellen, unterließ aber sie zu allegieren, weil sie für den Gebrauch, den Goethe von jenen mystischen Dämonen gemacht hat, von keiner Aufklärung sind, da seine Gedankenwesen viel was anderes bedeuten.

Ebenso lasen wir Zinkgräfens Apophthegmata, und ich erinnere mich, daß unter Hunderten von Sprüchen und Sentenzen keiner einen solchen Eindruck auf mich machte, als der Spruch:

Nihil contra Deum nisi Deus ipse.

Mit einem Male ahndete ich eine grenzenlose Anwendung, und der Spruch blieb mir so tief eingeprägt, daß ich ihn nicht nur öfters bei Gelegenheit anführte, sondern ihn auch, als Goethe wegen eines Mottos für den dritten Teil seiner Biographie in Ungewißheit war, in Vorschlag brachte. Er kam ihm so anwendbar vor, daß er ihn sowohl als Denkspruch dem Buche voransetzte, als auch im Laufe der Erzählung namentlich zu deuten und auszulegen suchte.

Auf ähnliche Weise hatte er, nach meinem Vorschlag, für diese Biographie den Titel „Aus meinem Leben" und „Wahrheit und Dichtung" beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umstellung von „Dichtung und Wahrheit," aus euphonischen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buch-

Ansicht von Karlsbad vom Laurentiusberge aus

Kolorierter Kupferstich

staben sich stoßen und zusammenkleben. Diese Stellung aber hat manche veranlaßt zu glauben: die Hauptsache sei Dichtung und die Wahrheit nur abspergiert, wie die Philologen reden, da doch gerade umgekehrt Wahrheit der Stoff und die Form nur Dichtung ist. Er selbst erklärt sich darüber an mehreren Orten.

Dergleichen gelegentlich überbrachte Mitteilungen beachtete er sehr und wußte sie augenblicklich oder später in seinem Nutzen zu verwenden; wie er mich denn einmal höchlich überraschte durch den zu einer Parabel „Pfaffenspiel" verarbeiteten Stoff, den ich aus meinen Kinderjahren ihm mitgeteilt hatte, ohne die Akkomodation, die er davon machen würde, im geringsten zu ahnden. Mehrere dergleichen Fälle könnte ich anführen, lasse es aber bei diesem als einem der prägnantesten bewenden.

Mit diesen poetischen und künstlerischen Bestrebungen und Versuchen wechselten nächst Lektüre und Umgang mit interessanten Fremden auch mineralogische Studien, wozu insbesondere die Umgegend von Karlsbad Material und Gelegenheit darbot. Auch in dieser Beschäftigung ging ich Goethe zur Hand.

Mich interessierten vorzüglich die sogenannten Kreuzkristalle und Piniten. Ich studierte ihre Formen, zeichnete sie zuvörderst trigonometrisch, dann perspektivisch; machte ein mathematisches Netz von Karton, um sie daraus zusammenzuklappen; schnitt sie in venetianischer Seife und formte sie in Ton nach, um mir das Charakteristische derselben deutlich und geläufig zu machen.

Noch eine angenehme Unterhaltung bei Regentagen, woran Karlsbad so reich ist, gewährte uns das Erfinden von allerlei wissenschaftlichen Schematismen.

Wie Goethe bereits einer Temperamentenrose gedenkt, die er mit Schiller zusammen ausgedacht und aufgezeichnet, so wurde diese Idee von neuem ergriffen, erweitert, vermannig-

faltigt, auf andere Themas übergetragen, und so kam unter andern auch eine Windrose des deutschen Geschmacks zustande, die sich besonders durch Bezeichnungen wie neualtdeutsch, altneudeutsch gar lustig ausnahm und nicht ohne Belege aus unserer Literatur blieb.

Von ernsterer Art und zu mannigfaltiger Betrachtung und Kombination aufregend waren jedoch die aus der Dreieinigkeit eines Triangels ausströmenden wissenschaftlichen Tendenzen, deren Strahlenbüschel, einander berührend, ja durchkreuzend, das Gesamtgebiet der Tätigkeit des menschlichen Geistes wie auf einer Karte projektierten. In derselben Art wurden auch Poesie und Kunst behandelt, und dieses halb philosophische halb empirische Grillenspiel gewährte sowohl dem einzelnen als beiden zusammen ein geistiges Vergnügen, indem es zugleich mit einer Rekapitulation des in jedem Fache Gewußten oder zu Wissenden verbunden war.

Noch wäre manches zu erzählen von Beschäftigungen, Abenteuern, Bekanntschaften, wie sie in Bädern sich auf kurze Zeit anknüpfen, zumal da die Gesellschaft sich von Monat zu Monat anders gestaltet, auch keine Saison der andern darin gleich ist: allein das Interessanteste und Bedeutendste hat Goethe selbst erzählt, und eine Nachlese würde wenigstens der anmutigen Darstellung entbehren, die Goethe auch der geringfügigsten Sache zu geben wußte.

War Goethe nun äußerst liebenswürdig auf Reisen und an fremden Orten, so war er es nicht minder zu Hause als Wirt bei sich, als Selbstgast in den Gesellschaften anderer.

Bei Empfang und Begrüßung der ihn Besuchenden, mochten sie nun einzeln vor ihm erscheinen oder in Mehrzahl und bereits versammelt ihn erwarten, trat er sogleich mit natürlich heiterer Miene ohne erkünstelte Freundlichkeit ihnen entgegen, knüpfte durch Frage und Antwort mit Leichtigkeit das Gespräch an, und wenn er auch anfangs mit Um- und Vorsicht seine Worte stellte – da er doch auch fremde erst kennen zu lernende Personen vor sich sah, auch wohl andere wieder mit andern bekannt zu machen hatte –, so war er doch nach den ersten unvermeidlichen Förmlichkeiten, sobald er wußte, wie er mit jemand dran war, in seinem gewohnten Humor und besonders während der Mahlzeit durchaus er selbst, d. h. gesetzt-behaglich und Behaglichkeit verbreitend. Darin blieb er sich immer gleich, er mochte nun Gelehrte oder Künstler, mochte Zivil- oder Militärpersonen, mochte Frauen oder Mädchen in seinem Besuchzimmer oder an seiner Tafel sehen.

Manchmal aber waren die Fremden selber im Anfang verlegen oder doch befangen, weil sie ihre mitgebrachten Voraussetzungen und Vorurteile an die Gegenwart aufzugeben hatten oder ihr eigenes natürliches Wesen vor falschem Respekt nicht aufkommen konnte, ungeachtet sie hätten denken müssen, daß hinter dem großen Manne, wie sie ihn sich dachten, auch wohl der Mensch, und zwar der ebenso große zum Vorschein kommen werde, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Der ganz natürliche Ton, die ungesuchten Worte der Anrede, die obschon ernste und würdige, doch nicht stolze noch weniger gespreizte Haltung hätten sie doch gleich überzeugen sollen, daß sie nicht in die Behausung eines Zyklopen oder Oger gekommen, wo sie für ihr Leben zu fürchten hätten, sollten

sie auch das freundlich schon an der Schwelle sie empfangende Salve übersehen haben.

Meine unbedeutende Wenigkeit trat doch auch ein erstes Mal in sein Haus, ward doch auch ein erstes Mal ihm vorgestellt; aber ich wüßte nicht, daß mich bei seinem imposanten Anblick eine solche Furcht oder nur Befangenheit angewandelt hätte. Im Gegenteil ward mir auf einmal erst recht wohl zumute; ich fühlte mich innigst erfreut und befriedigt, einen Mann, den ich mir auf Anlaß seiner Schriften, Werther, Stella, Iphigenie, Tasso, ganz sentimental gedacht hatte, vielmehr so natürlich und realistisch wie einen anderen Lebemann, so gutmütig und vertrauenerweckend wie man sich nur einen Pfarrer oder geistlichen Herrn denken mag, und doch dabei eine solche Weltklugheit und Menschenkenntnis ahnden lassend, wie mir in meiner Erfahrung bisher noch kein Mann vorgekommen war, als eine und dieselbe Persönlichkeit mir gegenüber zu sehen und so Begriff und Anschauen eines wahren und völligen Menschen zu gewinnen.

In einem einfachen blauen Überrock, das kräftig ausdrucksvolle Gesicht von Luft und Sonne zeugend, umwallt von schwarzen Seitenlocken, das Hinterhaar in einen Zopf gebunden, schien er auf den ersten Anblick – einem wohlhabenden, behaglichen Pachter oder einem vielversuchten Stabsoffizier in Zivilkleidung eher zu gleichen als einem sentimentalen und umbratilen Dichter, mit offenem Hemdkragen und lose um den Hals geschlungenem Seidentuch, wie etwa Schiller in den Porträten jener Zeit zu sehen war. –

Änderte sich nun auch in der Folge, durch den Wechsel der Mode und im Laufe der Jahre, sowohl Haartracht als Kleiderschnitt, zumal nach der französischen Invasion, – das Geist- und Gemütvolle in seiner äußern Erscheinung blieb dennoch unverändert, ja gewann sogar bei größerer Annäherung und Gleichstellung mit der übrigen gesellschaftlichen Modewelt.

Woher also die gorgonenartige Abschilderung von Goethes

Goethe

Kreidezeichnung von Friedrich Bury

Kälte, Steifheit und abstoßendem Wesen ihren Ursprung genommen habe, weiß ich nicht, wenn es nicht eben jene unnötige Furcht und ungebührliche, von ihm weder verlangte noch gebilligte Devotion solcher desapointierter Fremden war, die ihnen ein dergleichen Schreckphantom vorspiegelte, welches sie dann der leichtgläubigen Menge als ein gefährliches Abenteuer abzuschildern bemüht waren.

Werner, Oehlenschläger, von Arnim, Boisserée, Grimm, Förster und andre könnten bezeugen, wie zwanglos, natürlich, aufrichtig, wohlwollend und teilnehmend er sich gegen sie erwiesen, wie er ihr Tun und Treiben belobt und ihre Zwecke, insoweit er sie billigen konnte, gefördert habe.

Über Tische führte Goethe keineswegs allein das Wort; vielmehr setzte er einen jeden à son aise, daß er gern und leicht was ihn interessierte an den Tag legte; und da Goethes Vielseitigkeit für alles Sinn bezeigen konnte, an allem verständigen und wohlwollenden Anteil zu nehmen wußte: so rückte ein jeder mit dem Eigensten hervor, überzeugt, daß er Teilnahme, Zustimmung, ja wohl Beiträge als Erwiderung zu erwarten habe.

Nun aber zeigte Goethe auch unaufgefordert sich beisteuernd zur allgemeinen Unterhaltung. Ein heiterer Scherz, ein augenblickliches ungesuchtes Witzwort, ein passendes Brokardikon, eine feine Persiflage menschlicher Schwächen und Torheiten, eine ermunternde Paradoxie, eine ironische Beschönigung von gewissen Maximen, die er im Ernst weder selbst ausübte noch an andern gebilligt hätte, ja ein sich selbst zum besten Geben, zufolge seiner eigenen Erklärung:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen,
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Dieses und noch vieles andre machte die reiche, abwechselnde Unterhaltung bis zu Ende der Tafel.

So scherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen silbenverschluckenden Aussprache die Rede war: sie schienen so hungrig und schwer zu sättigen, daß sie zu den Speisen auch noch Silben verschlingen müßten, wie die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen.

Als in den letzten Jahren mehrere Dichter, unter ihnen auch Tieck und Matthisson, nach Weimar gekommen waren und ihn besucht hatten, nannte er dies scherzhaft eine Zusammenkunft der Renommées. In der neusten Sprachweise würde man Notabilitäten sagen; wie er denn mit dieser Sprachform für die Abstrakta spielend auch wohl von einer Geborenheit sprach, welches in Beziehung auf den ehemaligen Sprachgebrauch von Geborenen (d. h. Adeligen) und Ungeborenen (d. h. Unadeligen) nicht ohne sarkastischen Seitenblick war.

Von Reichardt, dem sowohl demokratischen als aristokratischen Parasiten, der sich in seinen Briefen oder wo sonst seines guten Magens gerühmt hatte, sagte er: „Darum habe er auch alle Welt beschmausen können." Denn er hatte schon früher seine Freude über das Aperçu, die Ähnlichkeit zwischen Reichardt und Napoleon entdeckt zu haben, denselben Pictus und Ton, dieselbe Unbarmherzigkeit usw., darum auch sein odium ex paritate. Dies brachte ihn auf den Einfall, daß „ein schmarutzender Tyrann" oder „tyrannischer Schmarutzer" ein gutes Stück geben würde. Vielleicht ist die neuste Zeit so glücklich, einen solchen Charakter aufzustellen, da es ihr nicht an brauchbaren Motiven fehlt.

Zeigte Goethe so als Wirt ein anmutig würdiges Wesen, so war er als Gast anderer fast noch einnehmender, indem er, obschon der Vornehmste in der Gesellschaft, mit den übrigen sich auf das gleiche Niveau stellend, einem jeden Ansprache ebenso gefällig bot, als freundlich erwiderte.

Am aufgeweckteſten erwies er sich freilich in kleineren Zirkeln, in Jena bei seinem Freunde Knebel, desgleichen bei

Frommann, in Weimar aber in den gewählteren kleineren Soiréen der jovialen und geistreichen Hofrätin Schopenhauer; hier war er stets vom besten Humor, so gesprächig und mitteilend wie nur je, scherzte, erzählte, las vor, Eignes oder Fremdes, z. B. Calderons standhaften Prinzen in mehreren Abenden; hörte aber ebenso gern andere etwas vortragen, wobei er, um nicht ganz untätig dazusitzen, am liebsten an einem besondern Tischchen, das für ihn immer bereit stand, zu zeichnen pflegte. Im Selbstvorlesen liebte er öfter abzusetzen und kleine Pausen eintreten zu lassen, teils der gespannten Aufmerksamkeit der Zuhörer einige Ruhepunkte zu gönnen, teils Bemerkungen einzustreuen, die zu besserem Verständnis des Vorgelesenen dienen konnten.

Man ließ ihn gerne nach seiner Art gewähren, da er so gemütlich sein Inneres offenbarte und dessen was ihn erfreute oder ärgerte kein Hehl hatte. Auch bei dem Vortrag anderer bat er sich einen Augenblick Innehaltens aus, zu ähnlichem Behuf: welche Unterbrechung denn wohl einem hastigen Vorleser manchmal unangenehm sein konnte; doch geschah es nur selten und bei Personen, die ihm eine solche Störung nicht übelnehmen konnten. Seine Bemerkungen, meist ästhetischer Art, waren, wenn auch kurz, doch geistreich, in das Wesen der Kunst oder das Talent des Autors eindringend. Was er aber selbst tat, gestattete er nun auch andern, und jeder mochte seine Meinung aufrichtig und unbefangen äußern, wodurch allererst eine gemeinschaftliche Teilnahme sich ermittelte.

Um mehr Abwechslung in die Unterhaltung zu bringen und das Zuhörerpersonal ebenfalls zu beschäftigen, behandelte er einstmals dieses als Chor und ließ es mit dem Refrain einer Romanze, in der Mitte und am Schluß der Strophe, sprechend einfallen, welches eine wunderbare mit dem Inhalt des Gedichts, das von einem für eine Glocke verkauften Mädchen handelte, harmonierende Wirkung tat, da es melodische Frauenstimmen waren, die dieses Glockengeläut nachbildeten.

Nur die Geistlosigkeit einiger fand die Sache lächerlich, während sie in einer andern Gesellschaft mit Beifall aufgenommen wurde.

In diesen Zirkeln trug auch Zacharias Werner an mehreren Abenden sowohl seine Sonette und Romanzen als seine Trauerspiele Wanda und das Kreuz an der Ostsee aktweis vor.

Frommann, immer zuerst mit der neusten ästhetischen Literatur bekannt und dazu ein überaus guter natürlicher Vorleser, ohne Deklamation, brachte außer Shakespearischen Stücken auch die Kleistischen Erzählungen und Dramen, den Dominikaner, Hans Kohlhaas, den zerbrochenen Krug usw., zur abendlichen Unterhaltung. Goethe gab eins und das andre seiner neuesten Gedichte oder auch kleine Erzählungen, die er nachher in die Wanderjahre aufgenommen, zum besten; aber auch Fremdes. Unter anderm las er A. W. Schlegels Sonette an seine Stieftochter Augusta Böhmer höchst gefühlvoll, mit sichtbarer Rührung, und nicht endender Belobung. Ebenso „den Bund der Kirche mit den Künsten", das er für eins von Schlegels besten Gedichten erklärte.

Hätte man eine jede dieser Abendunterhaltungen, sowohl in Jena als in Weimar, protokollieren können und auch nur das Wesentlichste daraus fixieren, um es der Öffentlichkeit zu übergeben, Goethe würde von einer Liebenswürdigkeit im geselligen Leben erscheinen, von der die Welt keinen Begriff hat, und selbst die, welche sie persönlich mitempfanden und genossen, würden überrascht sein, sie im ganzen in solcher Mannigfaltigkeit und Fülle noch einmal zu übersehen.

Zacharias Werner seine „Söhne des Tals" vorlesend

Federzeichnung von E. T. A. Hoffmann

Fremde

Bei Goethes unendlicher Gastfreundlichkeit, die er zumal in früheren gesunden Jahren ausübte, konnte es nicht fehlen, daß man nicht täglich, wenigstens wöchentlich, Einheimische oder Fremde, einzeln oder in Partien an seinem Tische gesehen hätte.

Da Goethe auch in dem sozialen Sinne die Honneurs von Weimar machte, so wurden die Fremden, die ihn zu besuchen kamen, Gelehrte, Künstler, berühmte Reisende, wes Glaubens sie sein mochten, auch Juden und Judengenossen, gewöhnlich zur Tafel gezogen. Ich bin in den ersten neun Jahren beständig, und nachher, wenn meine Amtsgeschäfte oder Gesundheitsumstände es verstatteten, Teilnehmer an diesen geselligen Freuden gewesen.

Goethe zeigte sich hier besonders liebenswürdig; er gab den Gästen, den Fremden, Gelegenheit, sich mannigfach zu äußern und das, was ihnen eigentlich am Herzen lag, an den Mann zu bringen, indem er ihnen durch guten entgegenkommenden Humor, durch fein und geschickt adressierte Fragen zu einer leichten Entbindung verhalf.

Nach einer reichen Unterhaltung bei Tische ließ es Goethe nicht daran fehlen, von seinen Kunstschätzen dasjenige vorzulegen oder vorzuzeigen, was dem Geschmack und der Neigung der Beschauer gemäß sein konnte. Portefeuilles wurden herbeigeholt, Schränke geöffnet, um Zeichnungen, Kupferstiche, Majoliken, Münzen, Medaillen, Mineralien und dergleichen den Gästen vorzuweisen, und auch in gemischter Gesellschaft von Herren und Damen das jedem Angemessene zur beliebigen Betrachtung mitgeteilt.

Wunderliche Urteile der Besichtiger wurden mit gutem Humor ertragen, beschwichtigt oder mit einem Spaß ausparriert. Niemals ein Besserwissen, ein Streiten, noch unzeitiges Belehren von seiner Seite.

Goethe lernte seine Menschen kennen, traf auf schon bekannte

Phänomene oder entdeckte neue Modifikationen. Zuweilen wohl, wenn ihn gerade der Schalk drückte und ein guter Einfall sich Luft machen wollte, nahm er einen Vertrauten beim Arm, ihn bei Seite ziehend in ein anderes Zimmer oder an ein entferntes Fenster, und brachte seine Bemerkung mit ernsthafter Miene und der leiser gesprochenen Eingangsformel: „Lieber N. N., wissen Sie wohl, wie mir das vorkommt?" „Haben Sie wohl bemerkt usw." wie eine Karabinade an und zog sich eben so rasch und unbefangen wieder zurück.

Nach Weggang der Fremden hatte er keineswegs die unlöbliche Art anderer Bewirter, sich über seine Gäste und ihre Eigenheiten aufzuhalten. Vielmehr war das erste, was er gegen mich oder einen andern Vertrauten über den Fremden äußerte, eine freudige Anerkennung dessen, was der Mann nach seiner äußern und innern Erscheinung gelten konnte.

Das Eigentümliche seines Wertes hatte er gleich saisiert, und gewisse Eigenheiten oder auch Seltsamkeiten influierten nicht auf sein Urteil, wenn sie auch seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen waren.

Man könnte die unterhaltendsten Tischgespräche liefern, hätte man damals daran gedacht oder denken können, nur das Merkwürdigste und Bedeutendste davon aufzuzeichnen.

Nur eines oder das andere, wie es mir nach Jahren noch im Gedächtnis ist, weil es sich durch Einzigkeit gleich tief und unverlöschlich einprägte oder in mein Tagebuch augenblicklich notiert wurde, will ich im Verlauf beibringen, um die oft seltsamen Personen, die Goethe besuchten und von ihm aufs beste bewirtet wurden, zu charakterisieren und Goethes Liebenswürdigkeit als Wirt im heitersten Lichte zu zeigen.

Martin Friedrich Arendt

Unter den vielen sich selbst empfehlenden oder von andern empfohlenen Fremden, die gleich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Goethes Hause sich zeigten, war auch der von

Goethe selbst besprochene und treffend charakterisierte Runenantiquarius Arendt.

In einem Aufzuge, der schon an den homerischen Irus erinnerte, obgleich Literator und mit Manuskripten aller Art reichlich versehen, trat er doch ohne weiteres als in einem alten langen, von oben bis unten zugeknöpften Überrock, dessen allseitige tiefe Taschen oder vielmehr Schubsätze die unschätzbaren Dokumente verwahrten, als ein omnia sua secum portans auf, machte zuerst Goethe, dann mich mit der isländischen Literatur und den Naturmerkwürdigkeiten jener Gegend bekannter; doch konnte ich keine eigentlichen sprachlichen Aufklärungen, um die es mir zunächst zu tun war, von ihm erhalten.

In einem benachbarten Gasthofe einlogiert, speiste er fast jeden Mittag an Goethes Tische, unterhielt uns mit seinen Reiseabenteuern, antiquarischen Recherchen usw., ohne in das doppelte Spiel seiner Luft- und Speiseröhre eine Pause zu bringen oder der andern den geringsten Abbruch zu tun. Es schmeckte diesem Ausgehungerten jederzeit so vortrefflich, daß er eines Mals, nachdem er mit Hammelbraten und Gurkensalat zuerst den Teller, dann den Magen reichlich gefüllt hatte, nun auch die köstliche Brühe von Gurkensaft und Öl und Essig nicht wollte umkommen lassen. Den Teller schon mit beiden Händen zu den Lippen erhoben, um ihn auszuschlürfen, fiel es ihm doch noch ein, für diese studentikose Manier um Erlaubnis zu bitten. Goethe mit unnachahmlicher Bonhomie, Ruhe und Treuherzigkeit hieß ihn „sich nur ja nicht zu genieren", indem er, während daß jener schlürfte, das Leckere einer solchen Mischung von Bratenbrühe und Gurkensaft rühmend auseinandersetzte und so den Genießer ermutigte, sich ganz zwanglos dem Behagen des erquicklichen Trankes hinzugeben.

Diese ungeschlachte Roheit, die uns andern, worunter auch einige junge Schauspielerinnen waren, teils ärgerlich, teils lächerlich deuchte, diskreditierte ihn jedoch bei Goethe so wenig,

daß dieser die Sache nur lustig nahm und wie eine naturhistorische Merkwürdigkeit aus der Diätetik der Vierfüßler ansah; ja es hielt ihn nicht ab, ein andermal, als Goethe eben den hohen Herrschaften einen der gewöhnlichen Vorträge über Natur- und Kunstgegenstände zu geben hatte, diesen étrangeren Antiquar der Herzogin vorzustellen und ihm zu einem Vortrage über isländische Natur und Altertümer Anlaß und Erlaubnis zu verschaffen.

Der antiquarische Irus hatte nun schon zwei Wochen lang fast täglich, oder einen Tag um den andern, die Geheimeratsküche kennen und schmecken gelernt, als er zu bemerken glaubte: der Turnus der Speisen kehre zu bald wieder und zeige wenig Abwechselung in Gemüsen und Beiessen. Ohne viele Umstände begab er sich beim Weggehen in die Küche, um die Inhaberin darüber zu konstituieren, daß sie so wenig für Veränderung sorge. Er sei in Schweden und Norwegen, bekanntlich kälteren Ländern als Deutschland, gereist und habe innerhalb vier Wochen wohl an vierzig verschiedene Gemüse zu genießen bekommen. Sie möge daher auf größere Abwechselung und Mannigfaltigkeit bedacht sein.

Die amazonenhafte, resolute und mit gutem und schnellem Mundwerk ausgerüstete Köchin erwiderte ihm hierauf mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit: „Nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doktor, oder wie man Sie etwa tituliert, Sie mögen ein gelehrter und weitgereister Mann sein, aber vierzig Gemüse gibt es überhaupt nicht, das muß ich Ihnen nur sagen, hierzulande, am wenigsten in unserm Weimar. Nennen Sie mir doch einige," fuhr sie etwas gelassener fort, „die Sie wünschen und die zu haben sind, so will ich sehen, ob ich Ihnen dienen kann. Außerdem werden Sie sich schon mit dem begnügen müssen, was der Herr Geheimerat und wir alle nicht besser haben können."

Da seine Rodomontade doch zuletzt als Ignoranz wie zuerst als Impertinenz erschien, mußte mein rätlicher Doktor

unverrichteter Sache abziehen und hatte sich nur in übeln Kredit und Nachrede bei dieser kulinarischen Fama gesetzt. Sie klagte es mir noch am selbigen Abend und erkundigte sich angelegentlich, ob es denn wirklich vierzig Gemüse in Schweden gäbe, woran sie durchaus zweifele, wie sie es denn überhaupt auch für Deutschland in Abrede stelle. Da ich weder Gärtner noch Koch war, so konnte ich ihr keine apodiktische Gewißheit darüber geben und tröstete sie nur wegen der gelehrten Insolenz. Diese Geschichte gewährte Goethe viel Vergnügen und bereicherte sein anthropologisches Kabinett mit einem seltenen Exemplar merkwürdiger Unverschämtheit.

Adam Oehlenschläger

Wie Goethe sich die Insolenz des wandernden Antiquarius hatte gefallen lassen, so ertrug er auch andere Unarten des freilich schönen und liebenswürdigen Oehlenschläger, der sich überdies damals als angehender und vielversprechender Dichter empfahl. Beinah ein halbes Jahr hielt er sich in Weimar und Jena abwechselnd auf und war häufiger Tischgenosse Goethes und in allen Weimarischen und Jenaischen Zirkeln gern gesehen. Jetzt nur von seiner sonderbaren Angewöhnung zu reden, so hatte er – wohl kann man sagen – die Wut, unversehens ein halbdutzendmal hintereinander mit allen fünf Fingern schlenkernd so zu knacken, daß man darüber erschrak, irgendeine Verletzung fürchtend, ja sie beinah an sich zu empfinden glaubend. Goethe sagte eine Zeitlang nichts dazu; als sich aber die Sache zu oft repetierte, bat er ihn, mit freundlicher Verwunderung über die seltsame Gymnastik, in seinem treuherzigen und familiären Tone: „Tut mir das nicht zuleide", oder: „Laßt mir das unterwegs, Ihr wißt, daß es mir fatal ist" und dergleichen. Die Vermahnung hielt freilich nicht lange vor, und zwischendurch entwischte doch wieder ein halber Knick oder Knack, der dann gutmütig überhört wurde.

Goethe wußte nun zwar uns andern dieses gefährlich klingende Manöver physiologisch und osteologisch zu erklären; es hörte aber doch nicht auf, uns wo nicht zu erschrecken, doch zu irritieren, bis wir es gewohnt waren. Entwickelte doch im Grunde beinah ein jeder dieser länger oder kürzer verweilenden Gäste eine eigentümliche Unart, von der sich nicht immer noch so gut reden läßt wie von dieser, und so konnten wir am Ende damit zufrieden sein.

Wie gut Goethe also gegen ihn gesinnt war, hat man soeben gesehen, und wie er von seinem anerkannten Talent das Angenehmste erwarte, schreibt er an Zelter. Wie er seinen Aladdin wohl aufnahm, wenn auch nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel, guthieß, und seinen Hakon Jarl selbst auf die Bühne bringen wollte, das Manuskript nach Karlsbad mitnahm, es mit mir durchging, auch Zeichnungen zu den Dekorationen und Kostümen erfand und aufsuchte, an der Aufführung aber durch die politische Katastrophe von 1806 verhindert ward, wiederhole ich hiermit aus Selbsterfahrung.

Nach Oehlenschlägers Zurückkunft aus Italien zeigte es sich nicht, wie Goethe gehofft hatte, daß er in der Kunst zugenommen; er kam zurück, wie die meisten Nordländer, zumal Deutsche, das heißt: „gelehrter, wenn nur nicht verkehrter". — „Er ist einer von den Halben, die sich für ganz halten und für etwas drüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringens doch nicht weiter, als ihren Bären auf die Hinterfüße zu stellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, dann meinen sie, es wäre das Rechte."

Sein Correggio konnte Goethe nicht gefallen, schon wegen der Kotzebueschen Tendenz des Stückes, noch mehr wegen des Kunsträsonnements, das er einen Michelangelo, Jul. Romano usw. auskramen läßt, nicht gehauen und nicht gestochen. Den erstern von Farbenschmelz in der Art reden zu hören, muß jeden wundern, der dessen Gemälde, selbst Ölbilder, gesehen hat und sonst weiß, wie Michelangelo, dieser umge-

kehrte Deukalion, der lebende Menschen in Stein verwandelte, über die Malerei selbst eines Raffael urteilte.

Nun war aber auch eine gewisse Unpolitik in der Art, wie Oehlenschläger das Stück zur Aufführung in Weimar gebracht haben wollte, zum Vorschein gekommen.

Er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, das Stück war von ihm in einer Koterie vorgelesen worden, die Rollen waren an gewisse Schauspieler vorläufig von der Gesellschaft ausgeteilt, und nun erst verlangte er von Goethe das Stück dieser Austeilung gemäß auf die Bühne zu bringen. Oehlenschläger wollte es ihm vorlesen; Goethe lehnte dies ab und wünschte es allein für sich durchzugehn. Er hatte seine guten Gründe dazu: denn bei einmaligem Anhören aus des Dichters Munde, wodurch man immer für sein Werk bestochen werden kann, auch die gehörige Erwägung des Einzelnen nicht zu leisten ist, riskiert man einen zu voreiligen Beifall oder ebenso voreilige Verwerfung und hat sich in beiden Fällen kompromittiert. Oehlenschlägern schien dieser Ausweg nicht zu gefallen, indes ließ er das Manuskript durch mich an Goethe gelangen. Er erhielt es bald genug zurück, insoweit mit ablehnender Bemerkung, daß es Goethe in dieser Handschrift nicht wohl lesen könne, aber mit dem Wunsche, es bald gedruckt zu sehen.

Der höchst reizbare, leidenschaftliche Dichter fühlte sich dadurch nicht wenig verletzt und ließ vor mir seiner Galle freien Lauf. Da wurde Goethen nicht nur sein Genie und Dichtertalent rein abgesprochen, sondern auch sein Charakter, sein Herz mit den dunkelsten Farben geschildert; da kam einmal über das andere der Minister, der Geheimrat und seine Kälte zum Vorschein, und was sonst verletzte Eigenliebe uns an dem vermeinten Feinde auf einmal entdecken läßt, wovon wir zuvor nichts wußten. Mein Zureden und Ausreden wollte nichts verfangen, und nach mehrstündigen Expektorationen endigte der Auftritt damit, daß Oehlenschläger an meinem Schreib-

tisch auf einen Umschlagbogen seinen Grimm in einigen Strophen fixierte, worin Ismene und Hyäne aufeinander reimten, auch den Namen Goethe, mit und ohne Geheimrat, – wie man wohl sonst den Namen einer Geliebten wiederholt sich hinschreibt – mehrmals anbrachte und hierauf etwas beruhigter, doch mit skoptischen Redensarten davonging.

Doch kam er noch spät abends, da er Licht in meinem Mansardzimmer gewahrte, wieder zu mir, ziemlich gefaßt und dem Anscheine nach sogar umgelenkt, um, wie er sagte, von Goethe Abschied zu nehmen. „Ob er wohl noch auf sei?" ich möchte hinuntergehen und ihm seinen Wunsch vortragen. Goethe, zwar schon entkleidet, nur in seinem Schlafrock, mochte gleichwohl den so späten Besuch nicht ablehnen. Ich leuchtete also Oehlenschlägern bis ins Vorzimmer und entfernte mich, sie beide allein zu lassen. Aber ich hatte noch nicht meine Türe wieder erreicht, als Oehlenschläger schon zurückkam und mir, über die schnelle Expedition Verwunderten, die überaus lakonischen und doch anzüglichen Abschiedsworte zu vernehmen gab: „Herr Geheimrat, erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl sage."

Am andern Morgen fragte mich Goethe, was dem Oehlenschläger eingefallen wäre, einen so ganz verrückten Abschied zu nehmen? Mit so mildernden Ausdrücken als möglich erzählte ich ihm von Oehlenschlägers Äußerungen, was für den Augenblick nötig und rätlich schien; worauf denn Goethe sowohl über ihn als andere junge Dichter sich ohngefähr so vernehmen ließ, wie er hernach durch mich an Zelter schrieb.

Den ganzen Vorgang erwähne ich nur deswegen, weil Oehlenschläger in seiner Lebensbeschreibung die Sache nicht völlig der Wahrheit getreu berichtet und es billig ist, daß auch der andere Teil gehört werde.

Wenngleich Goethe in den früheren Jahren sich gegen die Franzosen und besonders gegen die französische Literatur zu erklären Grund und Veranlassung fand, so konnte sein immer freier werdender Blick über Welt und Menschen sich einem Vorurteil gegen sie nicht lange hingeben, das mit dem Fortschritt der Zeit von selbst verschwinden mußte.

Schon eine soziale Tugend mußte ihm die Nation sehr empfehlen, ich meine die Höflichkeit, die, wenn auch oftmals nur im äußern Schein der Humanität und Sittlichkeit bestehend, allererst ein geselliges Leben leicht und erfreulich macht.

Goethe besaß als ein zartfühlender Mensch von Hause aus beides, die Höflichkeit des Herzens und die Polizei des Gewissens; daher wären ihm die besonderen Formen der konventionellen Höflichkeit zu erlassen gewesen, „wenn ihm auch die Polizei keine Vorschriften zu geben brauchte". Allein auch diese kurrente Höflichkeit beobachtete er allenthalben, und indem er nicht allein die Regeln einer guten Lebensart und was man dahin rechnet selbst befolgte, machte er auch jüngere aufmerksam auf die Verstöße dagegen, so im geselligen Umgang mit Gleichen, wie im Verhalten gegen Höhere. Die Beobachtung eines Schicklichen erstreckte sich bei ihm bis auf das Kleinste.

Auf unbeschnittenes Papier auch nur ein Konzept zu schreiben, erlaubte er sich kaum im äußersten Notfall der Eile, geschweige denn daß er einen Brief, ein Billett, selbst einem nächsten Freunde, in solcher Gestalt zugesendet hätte, und ebensowenig mit Streusand befrachtet – den er überhaupt nicht anwendete noch anwenden ließ –, oder schlecht kuvertiert und plump gesiegelt; daher verrichtete er letzteres am liebsten selbst. Alles mußte, wenn auch nicht zierlich, doch immer nett und reinlich sein, was aus seinen Händen hervorging.

Und so fehlte es ihm nie an gerändeltem oder sonst mit einer

Filette versehenem Papier, um durch ein Zettelchen oder Billett von wenigen Zeilen, sauber und gefällig eingefaßt, auch dem niedern Empfänger Achtung zu erweisen. Farbige Umschlagsbogen mit dergleichen Bindfaden und Bändchen, nebst feinem Siegellack und nettem Petschaft, charakterisierten gleichfalls den Übersender und ließen ihn alsbald erraten.

Namensunterschrift, mit irgendeiner kürzeren oder längeren Courtoisie, vollzog er jedesmal selber, auch bei diktierten Briefen, wie er sie denn auch nötigenfalls entschuldigte.

Kurz, die Beobachtung dieser und anderer kleinerer wie größerer Egards, über die mancher deutsche Gelehrte sich hinweggesetzt haben würde, auch wirklich hinwegsetzte – wie Figura zeigen könnte, wenn man sie nennen dürfte –, war ihm so zur andern Natur geworden, daß sie ihm weder Besinnung noch Mühe kostete. Aber weit wichtigere, doch nicht minder, zumal heutzutage, vernachlässigte, vielleicht ungekannte Rücksichten und Schonungen im geselligen Leben, in der Konversation mit einem oder mehreren, als: Ausreden lassen, nicht ins Wort fallen, nicht schon tun als wisse man was der andere sagen oder erzählen wolle, auch wenn man es weiß, daher dieselbe Anekdote, ohne Zeichen der Ungeduld, wohl zehnmal erzählen, denselben Witz öfter wiederholen hören u. dergl. – mit einem Worte: alles wovon uns die Aufmerksamkeit auf uns selbst und die Regel „was du nicht willst usw." abhalten würde zu tun, alle diese Komplaisancen fanden bei ihm Beobachtung, Anerkennung und Erwiderung.

Wenn man dergleichen Artigkeiten nur als hofmännische Sitten nicht als Höflichkeit des Herzens ihm auslegen, ja beinahe als Lüge zur Last legen will, dann möchte man wünschen, die aufrichtigen Deutschen fingen einmal an so zu lügen, um doch auch höflich zu sein.

Wie er die Franzosen in jenem geselligen Betracht, in allem dem was Lebensart betrifft, schätzte und auf sie als Muster hinwies: so anderseits die Engländer wegen ihres praktischen

Verstandes, Naturerfahrungen, auch bei unzulänglicher Theorie, doch sogleich praktisch zu nutzen und sie dem Leben, den Künsten, den Handwerken zugute kommen zu lassen, wodurch sich jene Insulaner vor ihren deutschen Verwandten auszeichnen, die nur, wie ein geistreicher Franzose sagt:

„la science de tout et l'art de rien"

„von allem die Wissenschaft, aber von nichts die Kunst besitzen". – Jene nationale Tendenz der Engländer wußte er gehörig anzuerkennen und sie überall zu preisen.

Ihre ungefälligen, abstoßenden Seiten kannte er demungeachtet auch recht gut, und wenn er sich gelegentlich und nur im Vorbeigehn mit einer witzigen Bemerkung darüber ausläßt, z. B. daß sie auch auf den Ätna ihren Teekessel mitschleppen müßten, oder daß etwas ein Objekt für sie sein müsse, wenn sie sich dafür interessieren sollten, so tat ihnen dies doch keinen Eintrag im Umgang mit ihnen oder im freundlichen Empfang bei sich zu Hause.

Nach dem biblischen Ausspruch: „daß in allerlei Volk wer den Herrn fürchtet und recht tut ihm angenehm sei", konnte Goethens toleranter Gesinnung kein Glaubensvorurteil gegen solche Qualifizierte im Wege stehen, ja es hatten einige sogar sich einer besonderen Wertschätzung zu erfreuen; ohne daß er deswegen „mit Israel auf ein und andre Art verwandt" gewesen wäre oder seine anderweitige Meinung über dasselbe verschwiegen hätte.

Er hatte die Geschichte der Nation, von ihrem ersten Auftreten an, zu einem besonderen und genaueren Studium gemacht, das Charakteristische derselben richtig aufgefaßt, auch die merkwürdigen Eigenschaften, welche ihnen Natur, Verfassung und Schicksale verliehen, in das gebührende Licht gestellt. Schon dies beweist, daß er kein seiner als Natur- und Geschichtsforscher unwürdiges Vorurteil gegen sie haben konnte; wie sie denn durch den reinen Deismus, dessen die Aufgeklärten unter ihnen sich rühmen dürfen, seinen eigenen Glaubenssätzen bereits nahe genug standen und er der Ethik eines Spinoza soviel zu verdanken hatte. Auch waren die Gebildeten meist zuvorkommender und nachhaltiger in der Verehrung sowohl seiner Person wie seiner Schriften als viele seiner Glaubensgenossen. Sie zeigen überhaupt in der Regel mehr gefällige Aufmerksamkeit und schmeichelnde Teilnahme als ein National-Deutscher, und ihre schnelle Fassungsgabe, ihr penetranter Verstand, ihr eigentümlicher Witz machen sie zu einem sensibelern Publikum, als leider unter den zuweilen etwas langsam und schwer begreifenden Echt- und Ur-Deutschen angetroffen wird. Frauen besitzen jene Gaben öfter in noch liebenswürdigerer Gestalt, und so kam es, daß Goethe seine neuesten dichterischen Erzeugnisse ihnen, einzeln oder in Gesellschaft, z. B. in Karlsbad (1807, 1808, 1810) gern vortrug, da er immer einigen Anklang zu finden gewiß sein konnte, wie ich dieses aus eigener Miterfahrung an einer Frau

von Eybenberg, von Grotthus, von Eskeles und Fließ u. a. m. bestätigen kann.

Mit mehreren Männern stand er gleichfalls in gutem Vernehmen und Verkehr, sowohl durch die Poesie als durch die bildende Kunst. Der Dichter des Paria, Michel Beer, erfreute sich seines ungeheuchelten Beifalls, und sein Drama ward in Weimar vortrefflich aufgeführt.

Den Maler Oppenheim förderte er durch belehrenden Rat und kunstgeeignete Aufgaben; vor allem aber wandte er eine väterliche Liebe und Vorsorge dem jungen Felix Mendelssohn zu, worüber die Briefe an Zelter die rührendsten Belege geben.

Um so auffallender ist es, daß nach so vielen Beweisen mehr als wohlwollender Gesinnungen des jungen Mannes Vater einen Tadel, den Goethe (1823) über die damalige nazarenische Kunsttendenz von dessen nachherigem Schwiegersohne (1829) ergehen läßt, so übel empfand, daß er von dem Herausgeber des Briefwechsels (1834) die Unterdrückung dieser Stelle deswegen verlangte: „weil der Künstler seit jener Zeit sich geändert und von dieser Verirrung zurückgekommen sei"; übrigens aber dem Editor noch allerlei Vorwürfe über gegebenen Anstoß, Ärgernis u. dergl. machte und für die Zukunft mehr Umsicht anempfahl.

Freunde

Goethe und Schiller

Es ist sehr viel über beide, ihr Verhältnis zueinander, sowohl in freundschaftlicher Beziehung als in Absicht auf ihre dichterische Bedeutung, gesagt worden, daß es überflüssig scheint, es noch vermehren zu wollen, sofern man nicht etwas ganz Neues zu sagen weiß. Man ist im allgemeinen bald gegen den einen bald gegen den anderen ungerecht und parteiisch oder „vor dem einen gegen den andern blind"; doch weit mehr gegen Goethe. Schiller hat in neuerer Zeit mehr Gönner gefunden als früher im Leben und gleich nach seinem Tode, wo die Partei seiner Gegner noch triumphierte. Jetzt ist es umgekehrt. Schiller ist länger tot und dadurch schon kanonisiert. Goethe muß erst durch das Fegefeuer der deutschen Journalisten und kritischen Anstalten hindurch, um zu derjenigen beneidenswerten Unsterblichkeit zu gelangen, wo man ihn nennen wird, ohne weiter etwas von ihm zu wissen. Es ist natürlich, daß dabei subjektive Interessen einwirken.

Ich habe gefunden, daß kräftige gesunde Menschen sich immer eher an Goethe als an Schiller behagten, und daß kränkliche, verstimmte, sentimentale sich allemal zu diesem letzteren hinneigten: Schillern glaubten sie durch Mitleid und Teilnahme noch etwas schenken und gewähren zu können; der reiche Goethe schien ihnen dessen nicht zu bedürfen.

Ich gestehe daher gleich aufrichtig, daß ich auf allen Seiten ein Übergewicht Goethes zu finden glaube.

Vom Dichter will ich jetzt noch nicht reden, nur von der Persönlichkeit, dem Charakter, ihrer öffentlichen und geselligen Erscheinung und wie sie dabei sich ausnehmen.

Goethes Gesundheit des Leibes und der Seele zeigte sich in einer kräftigen, imposanten Gestalt, in einem herrlichen Sprachorgan. Seine muntere, geniale Laune, sein treffender, aber nie beleidigender Witz, und seine herrlichen Ver-

gleichungen zogen unwiderstehlich an und vermittelten das Gespräch.

Schiller, weder an Gestalt noch an Haltung so vorteilhaft erscheinend, obschon groß, auch freundlichen, milden, man könnte sagen warmen Blicks, doch nicht angenehmen Sprachorgans, mehr dozierend als konversierend, oft sarkastisch und mehr satirisch- als eigentlich humoristisch-witzig, wie schon aus den Xenien beider erhellt, die an diesem Merkmal fast allein schon zu unterscheiden sind.

Wenn man in dem Schiller-Goethischen Briefwechsel von vornherein sich erbaut fühlt durch Schillers richtige Auffassung Goethes nach seiner poetischen Natur und durch die Verehrung, die er ihm bezeigt, so wird man in einem der spätern Briefe überrascht durch die mit einmal wieder auftauchenden Quengeleien und Nörgeleien über den Meister – den er nach Zelters treffendem Ausdruck in Kabinettsstücke zerpellte–, die zuletzt doch auch Goethe ungeduldig machten, wie er mir hernach ausdrücklich eingestand. Denn obgleich Goethe sonst bemerkt: „daß ein echtes Kunstwerk produktiv mache", so war es doch seltsam, daß Schiller diese in ihm erregte Produktivität an dem fremden Kunstwerk selbst zu Veränderungen desselben theoretisch anwendete, statt sie in eigner Schöpfung zu betätigen. Man wird überrascht durch andere Desiderata und Desideranda in dem sonst belobten Hermann. Endlich aber sieht man ihn sich völlig emanzipieren und an der Iphigenia sich ganz wie Goethes Jugendfreund Derones, d. h. wie der Fuchsrezensent gegen den Knaben mit der Taube in Goethes Parabel oder wie der Kritikus Schuhu in den Vögeln gebärden. Da rupft er was heraus, da will er Schwungfedern einsetzen, da vermisset er dies, da jenes, da wird das ganze Ding kahl; es ist am Ende kein Drama, auch kein Epos. Wozu denn überhaupt es aufführen? Goethe hatte es nicht gerade verlangt, vielmehr an der Möglichkeit der Aufführung gezweifelt. Wunder, daß Schiller nicht auch noch Musik, entfernt

oder nah, angebracht wünschte, weil er einmal an dieser Idiopathie Behagen zu finden schien, so daß er wenig Stücke geschrieben hat, worin nicht Musik vorkäme. Don Carlos, Wallenstein, Johanna, Tell liefern Beweise für jene Behauptung.

Johann Heinrich Meyer

Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller

Umgebung

Man hat in der letzten Zeit mitunter die Klagen vernehmen müssen, Goethe sei schlecht umgeben gewesen; welches wohl so viel heißen soll: die Personen, welche Zutritt zu ihm hatten und seines Umgangs gewürdigt wurden, seien von keinem Wert und Belang und tief unter ihm gewesen. Nun möchte von einem täglichen und persönlichen Umgang mit völlig ebenbürtigen Geistern, seit Schillers Hintritt, wohl freilich nicht die Rede sein können; aber an Personen von Geist, Geschmack, Gelehrsamkeit und Kenntnissen aller Art, von ungewöhnlicher Bildung und feinem Betragen fehlte es ihm nicht, die abwechselnd, Tag um Tag ihn besuchten – wie ein Kanzler von Müller, die Hofräte Soret, H. Meyer, Vogel u. a. m. –, ausgezeichnete Fremde aller Nationen nicht gerechnet, die von Zeit zu Zeit nach Weimar kommend, ihm ihre Aufwartung machten und von denen er denn sowohl zu erfahren, zu lernen als ihnen Belehrung und Mitteilungen aller Art zu machen wußte. In diesem Wechsel von Geben und Nehmen, in diesem fortdauernden Austausch von Ideen und Tatsachen brachte er seine geschäftfreien Stunden auf das heiterste und offenste zu, und nie erschien er liebenswürdiger als in dieser Konversation mit seinen Hausfreunden; keineswegs allein das Wort führend, noch in allerlei Gespräch verharrend, sondern mit schicklicher Abwechselung der Materien, indem bald von Kunst und Wissenschaft überhaupt, bald von den neuesten Erzeugnissen in derselben, seiner gegenwärtigen Lektüre und Studien, bald von Leben und Weltwesen und Neuigkeiten des Tags die Rede war, wobei denn auch manche lustige Anekdote aus eigner oder fremder Erfahrung zur Sprache kam.

Will man eine solche Umgebung schlecht nennen – er selbst urteilte doch anders, wenn er den zunächst berührenden Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter ansieht –, so bleibt fast nichts übrig als zu glauben: die Herren Kläger hätten die Anmutung gehabt, sich selbst als eine bessere Ge-

sellschaft in Vorschlag zu bringen. Die Repräsentanten des Jungen-Deutschlands und ihre Suppleanten wären ohne Zweifel eine geistreichere, feinere Kompanie für ihn gewesen; sie hätten gewiß den alten Aristokraten zum Proselyten, wenn auch nur des Tors, gemacht, im Fall es ihnen auch nicht gelungen wäre, ihn an ihre Spitze zu stellen und zu tätigem Einschritt für die Freiheit Deutschlands zu bearbeiten.

Der Kanzler von Müller

Radierung von Chr. Schuchardt

Zu Goethes Schriften, Entwürfen und Plänen

Ein Schriftwerk hat so gut eine Geschichte seines Entstehens und allmählichen Werdens, seiner Schicksale in bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günstige oder ungünstige Aufnahme, seiner Wirkungen in Nutzen und Schaden, seiner Erhaltung und seines Unterganges, wie jedes andere Menschenwerk, ja wie der Mensch selbst. Diese Geschichte muß man kennen, um bei Beurteilung eines solchen Werkes nicht bloß die Kunstregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht bloß zu bestimmen, wie es hätte werden sollen, werden müssen, sondern auch zu begreifen, warum es nicht so, vielmehr nur anders werden konnte. Ebenso nötig ist es, die Vorsätze eines Dichters zu kennen, sowie die Bruchstücke angefangener Werke, um dadurch in die Sphäre seiner poetischen Anwandlungen geführt zu werden, zu erfahren, womit seine Phantasie und sein Gemüt sich am liebsten beschäftigte, und dabei wahrzunehmen, wie auch wohl ein unvollendet gebliebenes Werk in einer andern Form und Gestalt seiner Idee entsprechender vollkommener zustande gebracht worden, wie es gleichsam sich metamorphosiert und gesteigert habe.

Die folgende Galerie Goethischer Schriften, so poetischer als prosaischer, in alphabetischer Ordnung der leichtern Übersicht und schnellern Auffindung wegen eingerichtet, enthält einige nähere Notizen über Entstehung, Tendenz und Schicksal, soweit sie zu geben nötig und mir möglich war: denn wo der Dichter sie selbst gibt, wird auf die Stellen nur verwiesen, mit allenfalls beiläufiger Bemerkung dessen, was mir sonst noch darüber, durch ihn selbst, bekannt geworden. Des Dichters eigenes Urteil ist bedeutender als das der Kritiker und Literatoren. Er weiß am besten zu sagen, was er wollte, und ist unbefangen genug, einzusehen und zu gestehen, was ihm gelungen und nicht gelungen. Sie aber legen nur immer rücksichtslos ihre theoretischen Anforderungen und Voraussetzungen als Maßstab an das, was seine Begründung in Früherem und

Vorhergehendem hat; „da doch Tadelnswertes wie Lobenswertes als existierend, als Folge eines Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen zu betrachten wäre.“ Denn eigentlich wäre ein Kunstprodukt weder zu loben noch zu tadeln, weil dieses ein pathologisches Interesse des Gefallens und Mißfallens ausspricht, sondern nur einzusehen und zu begreifen als Ursache und Wirkung; welches eine Sache nicht nur des Verstandes, auch der Vernunft ist.

Achilleïs

Die Achilleïs geriet durch andere Studien und Beschäftigungen ganz in Stocken, dergestalt, daß sie erst wieder bei der Herausgabe seiner Schriften 1806, wobei ich ihm an Handen ging, gegen mich zur Sprache kam; wo er mir seine Absicht, die Achilleïs in einen Roman zu verwandeln, mitteilte und die Motive besprach. Als er noch später das Schema derselben aufgefunden hatte, brachte ich ihn durch meine Bemerkung, daß jede Zeit die antiken Mythen mit ihrem Geiste behandele, ja behandeln müsse, indem jene Anfänge ja nur die Kotyledonen der Sache seien und die Alten ja selbst ihre Sagen und Fabeln weiter ausgebildet hätten, auf die Eröffnung der Idee des Ganzen, die er so ausdrückte: „Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber, nach der Tollheit seiner Natur.“

Ahasverus oder der ewige Jude

Die Idee war ihm später noch nicht völlig aus der Seele gewichen, und er sagte mir noch im Jahre 1808 (den 6. April), er wolle ein Gedicht schreiben Maran Atha oder „Der Herr kommt“, ich solle ihn nur daran erinnern. Es war nämlich von Galvanismus und modernem Mystizismus die Rede, und ein anwesender geistreicher Naturforscher [Seebeck] bemerkte: daß man leicht glauben könne, aus den Tremellen,

Friedrich Soret

Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller

die bei Gewitterregen zum Vorschein kommen, käme der Messias her.

Der neue Alcinous

Ein satirisch-paraboliſches Gedicht auf Kotzebue, dessen dramatische und journalistische Polemik so gegen wissenschaftliche wie gegen Kunstbemühungen überhaupt, und besonders gegen Weimar, als ein Kegelschieben in seinem Garten vorstellend, und zugleich an dessen Gönnern, Freunden und Anhängern, Frauen wie Männern, durch die feinste Persiflage ihrer Teilnahme eine kleine unschuldige Rache nehmend.

Es muß erst nach 1800 geschrieben sein: denn Kotzebues Stück „Die Sucht zu glänzen" wird darin erwähnt, dieses aber ward den 1. Oktober 1800 zum erstenmal in Weimar aufgeführt. Des Kegelschiebens gedenkt zwar Schiller schon 1799: „Mit dem Philosophen, wie Sie wissen, kann man jetzt nur in der Karte spielen, und mit den Poeten, wie ich höre, nur kegeln: denn man sagt, daß Kotzebue, der aber jetzt abwesend ist, dieses einzige gesellschaftliche Vergnügen hier genossen habe."

Da nun auch der Masken, d. h. der Maskenstücke des Weimarischen Theaters, und Merkels gedacht wird, der auf Kotzebues Wink zu handeln, d. h. in ihrem gemeinschaftlichen Freimütigen (1802) gegen Goethe zu schreiben anfing, und seit 1803 besonders gegen Goethes Eugenie, so ist die Vollendung des Gedichts nach dieser Zeit zu setzen: denn 1806 hatte ich es bereits für künftigen Druck ins reine geschrieben und vorher schon einige Male von Goethe vorlesen gehört.

Amor als Landschaftsmaler

„Ein Gedicht: Amor als Landschaftsmaler schicke ich Dir ehestens und wünsche ihm gut Glück", schreibt Goethe an Knebel aus Rom, den 22. Febr. 1788, und man könnte beinahe Zeit, Lokalität und Veranlassung nachweisen.

Wie das Gedicht von jeher mein Liebling war, so gefiel es auch Meyern über die Maßen: denn es ist ein Symbol von Goethes ganzer Dichtart, das Ideelle zu realisieren, das Gedachte und Gedichtete in und als Wirklichkeit zu sehen und zu finden, wenn man die Welt mit Liebe betrachtet; freilich einem der ersten Requisite des Dichters und Künstlers, ja des Menschen überhaupt, wenn er leben will.

Amor und Psyche

Goethe wollte diese wunderschöne Fabel, die er äußerst hochschätzte, ebenfalls bearbeiten, kam jedoch, auch spät noch erinnert, nicht dazu.

Bakis Weissagungen

Goethe hatte dabei, wie er mir sagte, die Absicht, auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches usw. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers ein gutes oder schlimmes Omen, Bestätigung oder Abmahnung und dergleichen herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten.

Balladen

Außer den im Wetteifer mit Schillern gedichteten Balladen im Musenalmanach von 1797 hatte Goethe noch andere teils gefertigt, teils noch zu fertigen vor. So trug er sich mit einer Ballade von Meerfrauen, welche einem kühnen Helden weissagen, nach dem Vorgang in den Nibelungen, wo die Meerfrauen dem Hagen sein Schicksal prophezeien; brachte sie aber auch nicht zum Abschluß. Dagegen hatte er die altenglische Ballade, welche sich anfängt: It was a joly Miller once, und mit den Worten schließt: I care for no body, no not I, for no body cares for me, übersetzt und sie einer von

seinen Freundinnen mitgeteilt, welche sie zugleich mit dem Original noch haben müsse. Man vergaß in der Folge bei dem Drange der Umstände und der Regeneration Deutschlands, sich darnach zu erkundigen, und so könnte sie allenfalls in ihrer Verlassenschaft noch aufzufinden sein.

Ballette

Seiner Programme zu Kinderballetten erwähnte Goethe mehrmals gegen mich, aus der frühern Theaterzeit von Bellomo und Morelli, welche bei ihrem Weggange sie mitgenommen haben müßten.

Eins waren die Weiber von Weinsberg, ein anderes der Rattenfänger, aus welchem noch die Romanze: „Ich bin der wohlbekannte Sänger usw." sich erhalten hat. Auch in den Briefen des Herzogs an Knebel wird ein Komedieballett erwähnt und vom Fräulein v. Göchhausen in den Briefen an Merck beschrieben.

Bei der Herausgabe seiner Schriften seit 1800 gaben wir uns alle Mühe, nächst den Gedichten zu Maskenzügen auch diese Programme zu den Balletten aufzufinden oder aufzutreiben; doch glückte es nicht einmal vollständig mit jenen, mit letzteren aber gar nicht. Die Ursachen sind oben bereits angeführt.

Briefe aus der Schweiz, Erste Abteilung

Goethe wollte im Wertherschen Geschmack eine Reisebeschreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter mehrere verteilen, um objektiv zu werden, wie er mir sagte, als wir zusammen diese Briefe durchgingen, um sie in die Ausgabe von 1806 zum erstenmal aufzunehmen.

Klytämnestra,

– „durch einen Irrtum ermordet", – entweder als Motiv für eine moderne Bearbeitung oder als Notiz, mußte ich ihm einst in sein Tagebuch anmerken.

Was die Zeit der Entstehung dieser Biographie betrifft, bleibt noch zu bemerken, daß Goethe sie zwar in das Jahr 1811 versetzt, wo er die Ausführung derselben begann, daß aber der Gedanke dazu ihm bereits in Karlsbad den 28. August 1808 gekommen war, auf meine Ermunterung seine Konfessionen zu schreiben; welches er denn versprach und auf das künftige Jahr festsetzte.

Dithyrambe,

Deutscher Parnaß, Sängerwürde, der Wächter auf dem Parnaß, sind verschiedene Überschriften eines und desselben Gedichts, das sich anfängt:

„Unter diesen
Lorbeerbüschen usw."

und zuerst in dem Musenalmanach von 1799 stand und von Schiller mit Sängerwürde betitelt wurde. Goethe hatte es Wächter auf dem Parnaß genannt, in seinem Tagebuch vom 15. Juni 1798. Als bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1817 mir der Auftrag wurde, Überschriften zu erdenken, erging es mir wie bei der empfindsamen Gärtnerin: ich wußte nicht, daß frühere Überschriften vorhanden waren, und taufte es das erstemal Dithyrambe. Da mir aber in der Folge beiging, die Philologen könnten Instanzen dagegen erheben, die nicht unbegründet wären, änderte ich es in das deutlichere „Deutscher Parnaß", damit man gleich von vornherein wisse, wo es so zugehe, wie in dem Gedicht beschrieben wird. Und dabei ist es denn verblieben. In verbis simus faciles!

Westöstlicher Divan

Schon im Jahre 1813 waren die sämtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammerschen Übersetzung Goethen zugekommen, und wenn er früher den hie und da in Zeitschriften

übersetzt mitgeteilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie jetzt zusammen desto lebhafter auf ihn ein, und „er mußte sich dagegen produktiv verhalten, weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können". Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutsche Übersetzung lag vor, und er mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Teilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei ihm Ähnliches verwahrt und gehegt worden, tat sich hervor, und dieses mit um so mehr Heftigkeit, als er höchst nötig fühlte, sich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Teil zu nehmen seiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war.

So war denn der Divan dieses und das folgende Jahr mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß Goethe den Druck desselben im Monat März des Jahres 1818 anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, um durch Noten, einzelne Aufsätze ein besseres Verständnis zu erreichen. Denn der Deutsche mußte freilich stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatten die Proben, die er in dem Damenkalender gegeben, das Publikum mehr irregemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Übersetzungen oder nur angeregte oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zugute. Er ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das deutsche Publikum erst stutzen zu sehen, ehe es empfing und genoß.

Der getreue Eckart

Diese Ballade dichtete Goethe 1813 in Teplitz, von wo aus er sie den 6. Juli mir zukommen ließ, und am 24. August las er selbst sie mir vor, wie auch den Totentanz. Jene thüringische Volkssage ist bekannt. Das Malerische, das in der ganzen Behandlung liegt, dergestalt, daß man selbst mit den

Kindern in der Landschaft zu stehen meint, das Ungewitter herankommen und mit Wind und Regen an sich vorüberbrausen hört, auch plötzlich den Mann gewahrt, der den Kindern Mut einspricht und Schweigen auferlegt, ihr furchtsames Auftreten vor den Eltern, das Behagen, mit dem sie trinken und wieder trinken, das alles ist nicht nur vom Dichter gesehen, es ist miterlebt und mitgefühlt mit jener Liebe, womit Amor, der Landschaftsmaler, ihn ein Bildchen und ein hübsches Bildchen malen lehrte.

Eginhard,

mutmaßlicher Titel des altdeutschen Trauerspiels, dessen Szenario mir Goethe diktierte, das er schon früher konzipiert hatte, und zu welchem er im Jahr 1810 noch besondere Studien machte, indem er Eginhards Leben Karls des Großen und Turpins Chronik fleißig las. Die Tragödie rouliert auf einem Motiv, das er bei anderer Gelegenheit so ausspricht:

„Ehe man sichs versieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserm credo herüber." Dies war, soviel ich mich erinnere, in dieser Tragödie der Fall. Die Tochter eines heidnischen Fürsten neigt zum christlichen Glauben hin, da sie bereits einen Christen liebt, den der Vater perhorresziert. Sie wird zuletzt getauft, aber der Vater stirbt seinem Charakter und Glauben getreu.

Egmont

Das Stück wieder in seiner ersten Gestalt, mit geringer Änderung, auf die Bühne zu bringen, machte ich mit meinem Freunde Pius Alexander Wolff einen Entwurf, der Goethen keineswegs mißfiel; er blieb aber liegen durch die Gewalt der Zeitumstände des Krieges und den Abgang des Freundes zur Berliner Bühne. Nur eins sei erlaubt hinzuzufügen aus Goethes Betrachtungen über den Chor.

„Im Egmont sei die Partie des griechischen Chors unter die zwei Liebenden, unter Klärchen und Albas Sohn verteilt.

Diese stellten denselben vor; das eigentliche Volk sei, wie gewöhnlich, ohne Teilnahme."

Der Egoist

sollte ein Roman werden, dessen Motive Goethe mir erzählte den 10. März 1811. Der Sinn war, „daß die Meisterschaft für Egoismus gelte".

Er hat wenigstens diesen Gedanken aufbewahrt: „Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus."

Römische Elegien

Goethe hatte sie nicht vollständig mitgeteilt, sondern Nr. II und III ausgelassen, als verfänglichen Inhalts, aber notwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Stil behandelt werden können; wie auch Schiller fand, ihre Unterdrückung nur bedauernd.

Goethe hatte vor, noch ein zweites Buch Elegien zu den römischen zu schreiben. „Indem er mit dem Proömium sein neues Gedicht Hermann und Dorothea ankündige – schreibt er an Schiller –, gedenke er damit ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite (Elegie) werde wahrscheinlich die Sehnsucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen enthalten, und so werde er weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise fortfahren usw." –

Als eine solche Fortsetzung, oder wenigstens als eine nachträgliche Vermehrung dieser Gedichtsklasse, wären die Elegien an Euphrosyne, das Wiedersehen, Amyntas zu betrachten. Ja, zwei Jahre darauf brachten die Elegien des Properz, die er in Knebels Übersetzung wiederum las, eine Erschütterung in seiner Natur hervor, wie es Werke dieser Art zu tun pflegen, eine Lust etwas Ähnliches hervorzubringen, die er aber vermeiden mußte, weil er damals ganz andere Dinge vorhatte. Eine sogenannte erotische, wahrscheinlich

angeregt durch die novelle galanti des Abbate Casti, die er bereits in Rom von ihm selber hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Castischen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz, diktierte er mir in Karlsbad 1810. Sie ist zurzeit noch sekretiert geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und alles gleich für baren Ernst nehmen, was auch nur ein Lusus Ingenii ist. Es muß einer das Privilegium dazu haben, wie Wieland, Heinse, Thümmel usw., um dergleichen mit Beifall und Nachfrage in die Welt zu setzen, andern wird die Ware konfisziert, wenn sie auch zehnmal besser ist. Doch Goethe kehrte von selbst „zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurück".

Sie ist das Tagebuch betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer schildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte paralysiert wird. Den besten Kommentar, zugleich mit dem Thema selbst, würden Montaignes Gedanken und Meinungen, übersetzt von Bode Bd. I, Kap. 20 „über die Einbildungskraft" besonders S. 167 zu geben vermögen, wenigstens hat es mir so bedeuchten wollen.

Elisene,

Prinzessin, die sich verheimlicht, und Christus, der sich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die Goethe bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte. Kenner der spanischen Literatur, besonders der Geschichte spanischer Ritterorden, werden das Märchen aufzufinden und zu erzählen wissen und der hohen Aristokratie einen Dienst damit erweisen.

Elpenor

Das Stück war ursprünglich in der sogenannten poetischen, d. h. rhythmischen Prosa, wie auch die erste Iphigenia, und

zwar in fortlaufendem Kontext geschrieben; als aber Goethe die Ausgabe in Oktav besorgte und mir das Manuskript zur Durchsicht gab, bewog ich ihn, den größtenteils schon jambisch hinschreitenden Text vollends in Verse abzuteilen. Er überließ jedoch, da er fast kein Interesse mehr daran hatte, die Arbeit mir, der sie, als seine erste der Art, noch furchtsam und vielleicht zu ängstlich gewissenhaft ausführte, in der Meinung, es sei so wenig als möglich durch Zusätze oder Weglassung daran zu ändern; daher denn hie und da Verse mit zu viel oder zu wenig oder gar keinen Füßen unterlaufen Goethe war indes damit zufrieden, und so ward das Manuskript zum Druck abgesendet.

Wie Schiller und Zelter, so habe auch ich immer eine besondre Neigung zu diesem Fragment gehabt. Das Kolorit ist so warm, so südlich, daß man die Geschichte nach Kleinasien, etwa in die Zeit der Nachfolger Alexanders und an einen der Höfe derselben, zu verlegen sich angemutet fühlt. Ich habe damals versäumt oder nicht verstanden nachzufragen, wie Goethe auf die Bearbeitung dieses Sujets gekommen sei, und welches Vorbild ihn zur Nachbildung gereizt habe. Nach der Zeit hat es mir geschienen, als könnte es der Philotas von Lessing gewesen sein, sowohl dem Stoff als der Form nach; wie denn auch wohl Lessings jambisierter Nathan Goethen zu Bearbeitung der Iphigenie in Jamben mitbestimmt haben kann; wodurch die Einwirkung der italienischen Hendekasyllaben und Moritzens prosodischer Grundsätze keineswegs ausgeschlossen wird.

Euphrosyne,

eine Elegie, „die sich unter ihren Geschwistern sehen lassen darf", schrieb Goethe zu Ehren und Andenken einer jungen liebenswürdigen Schauspielerin Christiana Becker, die er von ihrer Kindheit an wie ein Vater geliebt, deren vorzügliche Anlagen zur theatralischen Kunst er sorgfältig ausge-

bildet hatte, als sie in der Blüte ihrer Jahre der Kunst wie dem Leben zugleich entrissen ward, den 22. September 1797.

Die Nachricht von ihrem Dahinscheiden traf ihn auf seiner Reise mit H. Meyer in der Schweiz, und so ist die Vorstellung im Gedicht, daß ihr Bild ihm als geistige Vision auf der Höhe der Alpen erscheint, Wahrheit und Dichtung zugleich.

Geendigt und abgeschlossen ward die Elegie erst den 13. Juni 1798 und Schillern zur Aufnahme in den Almanach von 1799 übergeben. Dieser wünschte zugleich etwas Gebildetes auf sie bezüglich voranzusetzen, und Goethe forderte daher Meyern auf, die von ihm zu einem Denkmal entworfene Skizze für einen Kupferstich ins reine zu zeichnen. Die Zeichnung kam zwar nicht vor den Almanach, doch wurde nach ihr von dem Bildhauer Döll das steinerne Monument ausgeführt, das gegenwärtig eine Hauptzierde und den interessantesten Augpunkt im Garten der Weimarischen Erholungsgesellschaft bildet, indem es ein vierfaches Andenken still und würdig der Mit- und Nachwelt vor Augen bringt.

Zur Farbenlehre,

wie der Titel bescheiden und anspruchslos lautet, um nur als Materialien anzugeben, was andere geradezu Farbenlehre oder gar System oder Lehrgebäude genannt haben würden. Seine erste Spekulation über Farben machte Goethe in Italien, wie er von Rom aus schreibt. Die Verarbeitung des mannigfaltigen ungeheuren Stoffes aber zu einem großen Werke beginnt erst mit 1806 und dauert, mit Unterbrechung durch andere literarische Arbeiten, durch Krankheit und Reisen, bis in das Jahr 1810; bei welchen Zuständen und Beschäftigungen ich ihm, wie er nach seiner dankbaren Art mir das Zeugnis öffentlich ausstellt, mehrfach beitätig ward; worüber mir ein Wort zu sagen erlaubt sein möge.

Von der Natur mit dem Sinn für Form und Farbe begabt, von Kindheit an mit Zeichnen und Malen aus Trieb und

Lust beschäftigt, bis zu meinen akademischen Jahren, erschien ich wenigstens kein blödes und stummes Werkzeug, das unverständlich und teilnahmlos Goethes Ideen nur mechanisch auf das Papier zu fixieren wußte. Ich nahm den lebhaftesten und freudigsten Anteil an der Sache und ihrer Behandlung. Ich achtete auf alle Erscheinungen der Farben, stellte Versuche an, dachte mir Vorrichtungen aus, benutzte sie zu allerlei Schematismen; ja ich wählte mir die Grundbedingung Licht und Schatten zu neuen Versuchen und arbeitete über die paroptischen Farben an einem kleinen Aufsatze, und zwar kurz vor der schrecklichen Katastrophe, die uns mit einem Mal alles Lichts der Sonne wie des Lebens zu berauben und in das Dunkel des Todes zu stürzen drohte – der Schlacht von Jena und der Plünderung Weimars.

Goethe zwiefach mit Verlust bedroht, des leiblichen Lebens, in der oben beschriebenen Szene, des geistigen, in der Vernichtung seiner schriftlichen Materialien, in denen sein Früheres dem schönsten Inhalt nach aufbewahrt ruhte, aus denen ein Künftiges mit Vergnügen und Nutzen unterhalten werden mochte, war allerdings bekümmert; und nur dumme Gefühllosigkeit und boshafte Neidsucht kann es ihm verargen, wenn er gesteht, „daß die Furcht, seine Papiere zu verlieren, ihm die peinlichste war". Dem Tod in die Augen zu sehen hatte er gelernt bei Valmy und vor Mainz; dieser erschütterte ihn weniger als ein verarmtes zweckberaubtes Leben.

Von dieser Zeit an arbeitete Goethe zum Druck fort, was nur gehen wollte; ich besorgte Reinschrift und Korrektur, machte den kleinen Aufsatz über Farbenbenennungen bei den Alten, und am Schluß die beiden Register. Durch oben gedachte Unterbrechungen aber zog sich der Druck hin bis 1810, wo Goethe diese lange Lebenslust und Last endlich los ward, von wenigen teilnehmenden Freunden in dem Verdienst seiner Leistungen anerkannt und belobt, von den Gelehrten ignoriert oder negiert, welches auf eins hinausläuft, von der größeren

Menge daher weder zu Gesicht noch zu Gehör genommen und für sie so gut als nicht vorhanden; wiewohl hie und da einer etwas davon erfahrend, sich das zueignete, was in seinen Kram taugte, ohne den auch nur zu nennen, dem er es zu verdanken hatte. Doch darf man sich darüber in Deutschland nicht verwundern: „es gehört mit dazu"; und Goethe selbst war darüber ruhig und im klaren.

Seine Farbenlehre in einen Roman zu bringen, tat ich Goethen den Vorschlag (1810, den 17. Januar), um sie mehr zu popularisieren und sie besonders den Frauen zugänglicher zu machen, in einer Art etwa wie Fontenelle sein Entretien sur la pluralité des Mondes. Der Einfall mißfiel ihm keineswegs; aber wo sollte Zeit, Muße und Lust herkommen zur Ausführung einer zugleich wissenschaftlichen und ästhetischen Aufgabe, die den tiefsten Frieden verlangte, und uns umgab nur entweder Kriegsgetöse oder die dumpfe Stille, die einem Gewittersturme, einem Erdbeben voranzugehen pflegt.

Die empfindsame Gärtnerin,

so sollte nämlich das Gedicht heißen, das jetzt mit dem Titel „Hauspark" überschrieben ist, und eigentlich einen Pendant zu den „Musen und Grazien in der Mark" abgibt, wie Goethe bei Übersendung der zwei letzten Verse an Schiller schreibt.

Als Goethe mir das Gedicht ohne Überschrift übergab, um eine solche dafür auszudenken – wie er es mit den meisten kleinern Gedichten zumal in der spätern Zeit zu halten liebte, daß er mich Titel und Überschriften finden ließ, die er meist approbierte –, ich aber von jener früheren nichts wußte, er selbst auch deren sich nicht zu erinnern schien, so kam ich, bei der Kenntnis seiner Abneigung gegen Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung statt eines Blumen und Gemüse hegenden Hausgartens, auf den Einfall, es Hauspark zu betiteln: denn jene empfindsame Gärtnerin wünscht sich ja prächtige Pappeln

um das Haus und verbittet sich die niederträchtigen Zwiebeln und vor allem den Kohl. Goethe hatte nichts dagegen zu erinnern, und so wird man sich wohl bei seiner Genehmigung beruhigen – oder auch nicht.

Die wandelnde Glocke

Diese naiv-anmutige Dichtung ist ein Beleg zu Goethes oft besprochener Gabe, Ereignisse, Vorfälle, Anekdoten des Tags zu benutzen und sie in seine Dichtungen zu verweben oder zu einem selbständigen Poem auszubilden. Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den sein Sohn und ich gemeinsam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der des Sonntags vor der Kirchzeit uns besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, sich einigermaßen zu fürchten schien. Nun machten wir ihm weis, die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und scherzreiche August mit einem aufgespannten Regenschirm dem Kinde vor und brachte es dadurch wo nicht zum Glauben, doch zur Vorstellung einer Möglichkeit der Sache. Wir erzählten Goethen davon, der aus dieser Posse weiter nichts zu machen schien. Nach langen Jahren überraschte er mich durch Zusendung jenes Gedichts, das aus einer kindischen Fabelei eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte. Es war im Jahr 1813, seiner Hegire von Weimar nach Teplitz, wo er auch den getreuen Eckart und den Totentanz dichtete.

Hermann und Dorothea

Einen prosodischen Fehler, „einen Vers mit überzähligem Halbfuß", nämlich:

„Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen"

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbessert geblieben, aber – setzen wir hinzu – mit Bewußtsein und Absicht in die letzten Ausgaben miteingewandert. Ich hatte Goethen bereits aufmerksam darauf gemacht, weil aber der Vers, ohne sein proverbialisches Ansehn zu verlieren und eine gewisse grata negligentia einzubüßen, nicht wohl zu ändern war; ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf einmal von diesem Verse sprechend ihn nicht nur entschuldigt, sondern auch durch Homerische Beispiele erläutert habe: so ließen wir ihn stehen oder hingehen. Nun machte später auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerksam, und Goethe soll, wie jener erzählt, gesagt haben: „Die siebenfüßige Bestie möge als Wahrzeichen stehen bleiben!"

Hymnus auf Apollo

Eines Hymnus, den er in die Horen liefern könne, erwähnt Goethe zwar in den Briefen an Schiller, auch, daß er so viel daran getan habe, als die Kürze der Zeit und die Zerstreuung, in der er sich befinde, erlauben wollen; und Schiller spezifiziert unter den Artikeln, die er im neunten Stück der Horen bringen wolle, gleichfalls eine Hymne auf die Geburt des Apollo, die im Inhaltsverzeichnis Goethe zugeschrieben wird. Sonach wäre der Hymnus von Goethe; es hat mir aber niemals so scheinen wollen, schon wegen der Orthographie Läto statt Leto, Häre statt Here und dergleichen, die eigentlich Stolberg beliebte und Goethe niemals angenommen hat. Sollte er also von diesem herrühren und Goethe, der damals wohl nicht gemutet war, aus dem Griechischen zu übersetzen, ihn nur hin und wieder verbessert, d. h. lesbarer gemacht haben, im übrigen es bei der Orthographie belassend, da er in diesen grammatischen Leptologien sich niemals ein eignes entscheidendes Urteil erlaubte? – In den letzten Lebensjahren befragte ich Goethe darum, er konnte sich aber nicht mehr erinnern, daß er ihn gemacht habe; wie ihn denn sein Gedächtnis, zumal in Dingen,

die kein Interesse mehr für ihn hatten, zu verlassen pflegte. Aus v. Humboldts Brief an Schiller erhellt jedoch, daß dieser auch des Glaubens war, Goethe habe ihn gemacht, und so läßt sich, verbunden mit meiner obigen Meinung, das Widersprechende reimen.

Komische Romane

hatte Goethe mehrere im Sinne, welche zum Teil in kurze Novellen übergegangen sind.

Pandora, ein Festspiel

Sie war für die Wiener Zeitschrift „Prometheus", herausgegeben von Leo v. Seckendorf und Stoll, welche im Herbst 1807 in Weimar waren und Goethen um einen Beitrag gebeten hatten, bestimmt, und Goethe trug mir eines Morgens, den 11. November 1807 auf der Reise nach Jena, die ganze Idee und Tendenz seines Gedichts so umständlich und ausführlich vor, daß es mir leid tat, sie nicht auf der Stelle niederschreiben zu können, sowohl um ihn künftig daran zu erinnern, wenn er davon abkommen sollte, als auch um die kleinen anmutigen Züge und Ausschmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improvisierten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen. Nach unserer Ankunft in Jena konnte Goethe nicht sogleich an die Ausarbeitung gehen, andere Geschäfte, auch Zerstreuungen schoben sich dazwischen; doch las er mir am 19. November den Anfang des Gedichts vor, und vom 29. an schrieb ich mehrere Tage hintereinander an dem, was er jedesmal fertig hatte und mir diktierte. Doch gerieten diese Morgenbeschäftigungen bald in Stocken, da, vom 2. Dezember an, Zacharias Werner ein neues Interesse in die Jenaischen Zirkel brachte und durch die Vorlesung seiner Sonette, Romanzen und Dramen auch Goethen zu gleichen und ähnlichen Produktionen anregte. Mit wahrer Sonettenwut wurden nun jene Sonette

gedichtet, welche die schmuckliebende weibliche Aneignungslust zu einem Zankapfel oder poetischer zu reden zu einem pomum Eridos gemacht hat. Außerdem beschäftigten Goethen seine prosaischen Schriften, Farbenlehre usw., desgleichen die Aufführung von Werners Wanda, „indem der Hofstaat dieser sarmatischen Königin ihm viel zu schaffen machte". Von der Pandora kam daher nur eben so viel zustande als nötig war, um in die beiden ersten Stücke des Wiener Prometheus aufgenommen werden zu können; und obschon Goethe am 1. Mai dreißig Motive spezifizierte, welche subdividiert neunzig geben würden, so verzögerte sich doch die Ausführung in der Badezeit durch Abhaltungen aller Art, nicht wenig aber auch durch die antiken Silbenmaße, welche Goethe auf seine Weise zu versuchen sich gemutet fühlte, ohne daß sie ihm so geläufig gewesen wären, wie die Anmut des Gedichts verlangte. Zelter nahm zwar großen Anteil an dem Gedicht, komponierte mehreres daraus, das er uns gemeinschaftlich vortrug; allein auch er geriet nach seiner Rückkehr ins Zaudern, wie Goethe voraussah. Hätte er den Anteil ahnen können, den Zelter an der Arbeit nehmen würde, so hätte er den Gegenstand anders behandelt und ihm das Refraktäre, was er jetzt für die Musik und die Darstellung habe, zu benehmen gesucht. Durch dies und anderes kam ein Gedicht, das ein herrliches Philosophem ästhetisch-symbolisch ausgeführt hätte, nicht zustande; Idee und Tendenz des Ganzen, die sich in seiner ersten mündlichen Erzählung so schön und deutlich auseinandersetzten, verschwimmen nun in einem Hintergrund, aus dem nur wenige sich die trostreiche Hoffnung, die durch das Ganze zieht, zu seiner Glorie und Verklärung ausbilden dürften. – Wie gut wäre es damals gewesen, nur eine flüchtige Skizze dessen aufzuhaschen, was Goethe sich einmal aus der Seele gesprochen nicht wieder mit gleichem Anteil erfassen mochte! Ging es ihm doch mit mehrerem so. Wie zart, innig und warm er auch wenige Monate vor seinem Scheiden das Verhältnis zu

Lili schildert, so reicht es doch im einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut, womit er es mir in weit früherer Zeit, ebenfalls auf einer Reise, darzustellen und sich sowohl als mich um einen Weg von drei Stunden anmutigst zu täuschen wußte.

Requiem

Ein Requiem auf Prince de Ligne († im Dezember 1814) hatte Goethe vor. Bruchstücke dazu fanden sich unter seinem Nachlaß.

Der Sultan wider Willen

Goethe hat sich immer und zumeist im Jahr 1806 mit dieser Geschichte getragen, für die er eine besondere Liebe zu haben schien. Vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren interessieren sich alle für einen Mann. Jede ist auf eine eigene Art liebenswürdig; jede trifft er, wenn er sich ihr nähert, seinem Zustande angemessen, allein liebenswürdig und unbegreiflich, wie er eine andere lieben kann usw.

Goethe konnte nun bei diesem Stoffe freilich viel de suo hinzutun, indem es ihm begegnete, daß gar viele Frauen ihm entgegenkamen, wie er denn in der frühern Zeit für diese und jene zugleich, wenn auch nicht das gleiche empfand.

Supplices

Zu dieser Tragödie des Äschylus hatte Goethe – wie er mir 1809 den 20. August sagte – das dritte Stück der Trilogie erfunden, im Kopf ausgeführt; aber nichts davon aufgeschrieben.

„Das sei das Vortreffliche, daß aus der Masse des Chors (der Danaiden), der übereingesinnt ist, eine, die Hermione, als der Gegensatz heraustrete." – Es ist also dies das ernsthafte Singstück, welches er in den Briefen an Zelter Nr. 8 die Danaiden nennt, und dieses Motiv recht in seiner Art nach seiner Bemerkung: „Ehe man sich's versieht, neigt einmal

ein Sohn oder eine Tochter zu unserem Credo herüber." Also dasselbe Motiv wie in Eginhard.

Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten

Wir wissen, daß die berüchtigte Halsbandgeschichte unsern Dichter wie das Haupt der Gorgone erschreckte; daß er in jenem unerhörten Ereignis die ganzen entsetzlichen Folgen voraus ahnte; daß die ausbrechende Französische Revolution, gleich dem Blick der Klapperschlange, sein gegenständliches Denken unwillkürlich anzog; daß er, um sich gegen sie herzustellen, auf irgendeine Weise ihr etwas abzugewinnen suchen mußte und darüber beinahe sein ganzes poetisches Vermögen, das zu schönen und anmutigen Gegenständen, nicht aber zu gräßlichen und tragischen qualifiziert war, eingebüßt hätte.

Aus diesen Versuchen so widerwärtige Stoffe zu bewältigen, entstanden zuerst der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, ein ungenanntes unvollendet gebliebenes Revolutionsstück, ein anderes Die Aufgeregten, und durch die französischen Emigrierten, denen auch deutsche Auswanderer vom Rhein her folgten, die Unterhaltungen der letztern, und zwar in dem Sinne, wie Boccaccio in die schrecklichste, überall Ansteckung verbreitende Pestzeit seinen Decamerone verlegt.

Goethe wollte darin, wie er mir sagte, eine Art von Tausend und einer Nacht liefern, so nämlich, daß eine Erzählung durch die andere hervorgerufen würde; dankte aber zuletzt Gott, daß er bis an das Märchen kam. Die erste Erzählung, der Prokurator, war allerdings aus dem Boccaccio genommen, aber mit einem befriedigenderen sittlichen Schlusse, worüber ihn Schiller mit Recht besonders lobt. Sie hat übrigens die größte Ähnlichkeit, ja Gleichheit könnte man sagen, mit dem indischen Touti-Nameh, worin eine junge Frau, in Abwesenheit ihres verreisten Mannes, von einem Rendezvous bei ihrem Galan, jedesmal daß sie gehen will, abgehalten wird durch eine neue interessante Erzählung ihres

Papageien, worüber denn Zeit und Stunde vergehen, bis denn endlich der Mann zurückkommt und das verratene Gelüst der Frau an ihr rächt.

In der Folge schreibt er an Schiller: „Vielleicht bilde sich die Idee zu einem Märchen, die ihm gekommen sei, weiter aus. Es sei nur gar zu verständlich, darum wolle es ihm nicht recht behagen. Könne er aber das Schiffchen auf dem Ozean der Imagination recht herumjagen, so gäbe es doch vielleicht eine leidliche Komposition, die den Leuten besser gefalle, als wenn sie besser wäre. Das Märchen mit dem Weibchen im Kasten lache ihn auch manchmal wieder an, es wolle aber noch nicht recht reif werden." – Er nahm dieses Undenische Pygmäenweibchen, wie er es auch nennt, auf die Reise nach der Schweiz mit und hoffte es zusammenschreiben zu können. Es kam aber erst im Jahre 1808, unter dem Namen „die neue Melusine", zur völligen Erscheinung, in Karlsbad, wo es uns gemeinsam höchst angenehme Stunden verschaffte, indem auch die feine Ironie und verborgene Schalkheit nicht unvermerkt und unerörtert blieb. –

Jenes erste Märchen wurde auch damals von diesem so, von jenem anders gedeutet, und Goethe sagte zu mir (am 21. März 1809): „Es komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch heutzutage auf Napoleon deute. Es fühle ein jeder, daß noch etwas drin stecke, und wisse nur nicht was." – In der allerneuesten Zeit sind die Deutungen, welche Göschel und Hartung versucht haben, die geistreichsten, indem sie die von Schiller schon angedeutete abstrakte Idee „vom gegenseitigen Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückweisen aufeinander" selbst wiederum konkretisieren und spezifizieren.

Deutsches Volksbuch

Ein Plan dazu wurde von Goethe mit mir besprochen in Karlsbad, im August 1808. Es sollte, soviel ich mich noch er-

innere, aus der Bibel die Geschichte der Juden, desgleichen aus dem Josephus enthalten, nebst anderem Nützlichen und Wissenswürdigen aus der vaterländischen Geschichte, auch Poesien, Lieder u. a. m., dessen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andre Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es versteht sich, daß auch Mitarbeiter dazu gesucht und eingeladen werden sollten. Wäre es geschehen, so würde man wenigstens nicht sagen können, daß er keine Zeile für Deutschland geschrieben. Bleibt denn aber nicht das schönste und beste Enkomium für die Deutschen wie für ihn selbst sein Hermann?

Wahlverwandtschaften

Unter andern Philisterkritiken über die Wahlverwandtschaften, gleich nach ihrer Erscheinung, war auch die: daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung sehe. – Goethe bemerkte dabei gegen mich [Dezember 1809]: „Dieser Kampf ist aber hinter die Szene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch das äußere Dekorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung: denn entweder siegt das Sittliche, oder es wird überwunden. Im ersten Falle weiß man nicht, was und warum es dargestellt worden; im andern ist es schmählich, das mitanzusehen. Denn am Ende muß doch irgendein Moment dem Sinnlichen das Übergewicht geben, und dieses Moment gibt der Zuschauer gerade nicht zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte immer wieder eludiert, je sittlicher er selbst ist. In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen, so muß Ottilie karterieren und

Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph." –

Statt aller weitern Kontroverse, deren kein Ende abzusehen wäre, weil jeder immer noch ein Wort hat, möge eine nicht uninteressante Nachricht hier Platz finden.

Der rote Faden, der nun aus den Wahlverwandtschaften für alle Welt zur Phrase geworden, hatte für Goethe den realen und reellen Erfolg, daß im Jahre 1813, als die englische Flotte vor der Elbe lag, ein Oberwundarzt derselben, Herr John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin Goethes erfahren, daß dieser in den Wahlverwandtschaften von dem roten Faden der englischen Schiffstaue spreche, in der Freude darüber sich augenblicklich erbot, ein Stück eines solchen Taues an den Dichter zu senden, mit der Bitte, er möge es als einen Beweis seiner hohen Achtung annehmen. Es geschah durch eben jene Freundin, und Goethe zeigte es uns am 9. Januar 1814 mit billigem Behagen vor.

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Um ein Wort von den Novellen zu sagen, so ist „der Mann von funfzig Jahren", vor dem ein gewisser Nonchalant soviel Aversion hat, eine frühe Konzeption, schon 1803 von Goethe akkusiert, 1807 wieder aufgenommen und in den folgenden Jahren weiter ausgeführt, ohne Zweifel ein aus der Erfahrung aufgefaßtes Motiv aus dem Leben der höheren Stände, wo es deren genug gibt, die sich zu konservieren wissen und gewußt haben. Die neue Melusine ist ebenfalls ein frühes Erzeugnis, als „Weibchen im Kasten", auch „undenisches Pygmäenweibchen" in Schillers Briefwechsel vorkommend. Die pilgernde Törin ist eine freie Übersetzung einer französischen Novelle la folle en pélerinage, die bereits in den achtziger Jahren in Weimar zirkulierte und aus der die Romanze „der Müllerin Verrat" nach Goethes freier Behandlung zuerst in Schillers Musenalmanach erschien. Was

endlich die Pädagogische Provinz betrifft, so ist sie – was sich eigentlich von selbst versteht – nach Goethes eigener Aussage ein Utopien. Unter dem Bilde der Wirklichkeit ist eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen gemeint, die freilich zusammenhangen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Weil aber Goethe gern durch Bilder das Mögliche und das Unmögliche verwirklichen mag, so muß man es schon gelten lassen und keinen philologischen Feldzug dagegen unternehmen. Wenn man sich ferner über die Macaria mokiert und sie absurd und ich weiß nicht was findet, so möge hier zuvörderst Goethes Bemerkung gelten: „Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird." Sodann sage man sich im stillen: „Weiß man doch eben nicht, was er sich dachte, der Schalk!" Es könnte ja wohl auch Ironie, Persiflage oder gar Symbolik des Siderismus sein. Es ist nichts so absurd, was nicht schon einmal geglaubt worden und wieder geglaubt werden könnte; dem Dichter ist das einerlei, was sich malen läßt, das malt er, Engel und Hexen. Übrigens ist diese Macaria, nur als Bild angesehen, eines der schönsten Porträte von einer würdigen alten Frau, das vollkommen in diese Galerie paßt.

Werther

Noch im Jahr 1809 oder 1810 kam unter französischer Aufschrift: „an den Verfasser der Leiden des jungen Werther" ein Paket von Ingolstadt, mit einer französischen Nachbildung des Werther, das, weil es den Weg von Isle de France nach Ingolstadt gemacht und hier mit begreiflichem Protest, als inconnu à Ingolstadt abgewiesen worden, den ganzen Rückweg hätte antreten müssen, wenn nicht zuletzt irgendwo ein Postmeister sich auf den Namen des Autors und ein anderer auf dessen Wohnort besonnen und dem Herumirrenden die

rechte Straße gewiesen hätte. Das ist wohl der einzige Spaß, den Goethe von seinem Werke erlebte, und an dem er auch, wie an einem gefundenen Groschen, den Nachbar teilnehmen ließ, indem er das mit allen möglichen Postzeichen dekorierte Kuvert, wie ein Quodlibet, unter Glas und Rahmen in seinem Besuchzimmer eine Zeitlang aufhing, um abermaliges Quästionieren der Neugier auszustehen.

Die Wette

Dieses kleine dramatische Stück machte Goethe in Teplitz 1812, auf Verlangen Ihro Majestät der Kaiserin Louise von Österreich. Die Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden." Der Auftrag ward ihm den 28. Juli; den 29. ist das Stück bereits im Kopfe fertig; den 30. wird es diktiert, den 31. die Rollen ausgeschrieben und nach Lese- und Hauptproben den 5. August aufgeführt. — Die Kaiserin verehrte dem Dichter ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi. Zur Erwiderung schrieb Goethe das Sonett an denselben in Band IV, Seite 97.

Zahme Xenien

Obgleich das voranstehende Motto aus Horaz, welches ich Goethe vorschlug und er mit Billigung annahm, hinlänglich und treffend Inhalt und Veranlassung dieser kleinen Gedichte angibt, so ist doch, zu tieferer Begründung der Angemessenheit desselben, zu vergleichen, was Goethe selbst in seinem Leben gesteht, daß er nämlich alles, was ihn quälte, angenehm oder unangenehm beschäftigte, in ein Lied, Epigramm oder sonst einen Reim zu bringen pflegte, um es loszuwerden. Und wie er ferner bei Entstehung seines Werther bemerkt, daß ebendiese Briefe aus ideellen Unterhaltungen mit Personen, die er in Gedanken sich herbeirief, hervorgegangen, geradeso sind diese Xenien ideelle, mentale Apostrophen an gewisse Personen, die er sich im Geiste vorstellt, sie

harangiert, rektifiziert, tadelt, schilt, abfertigt usw., also an Gegner, Widersacher, Feinde und solche, denen Lehre und Belehrung not tut. Er machte sich dadurch Luft: „denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im einzelnen manchmal Luft machen".

Goethe im mündlichen Verkehr mit Riemer

Wer sie alle hätte aufschreiben können, würde nicht nur etwas Interessanteres zu liefern haben als z. B. Luthers sogenannte Tischreden – welches freilich nicht viel heißen würde –, sondern etwas, worin Goethe vielleicht mehr Goethe erschiene, als in dem, was er selbst über sich sonst in Druck gegeben. Wir wissen ja nicht, was andern an uns am interessantesten sein könnte.

Denn nicht nur, daß er sich in solchem Falle ganz unbefangen und rein natürlich darbot, so war auch, was er sagte, nur improvisiert, naiv, derb, tüchtig, konzis, apophthegmatisch, epigrammatisch, humoristisch und meistens seine konstante Meinung. Nur manchmal waren es absichtliche oder hypochondrische Paradoxien.

Um jedoch keine Fehlerwartung durch das hier Mitgeteilte zu verschulden, muß ich sogleich sagen, daß es freilich nur das minimum von dem ist, was ich hätte aufzeichnen können, ja sogar von dem, was ich wirklich aufgezeichnet habe. Allein mein Herz war zu voll. „Alles auf der Stelle wieder zu erzählen auch nur für sich, macht den Wert der Dinge zur Hälfte für uns verloren." Ich konnte und mochte nicht jede geistreiche Unterhaltung mit ihm auf der Stelle zu Papier bringen; ich fürchtete fast, sie möchte schon im Niederschreiben sich verändern, ich glaubte sie im Gedächtnis treuer zu bewahren, als auf dem Papier. Und vollends sie für künftige Leser zu fixieren, schien mir zunächst ein Mißbrauch seines Vertrauens, ein Verrat an dem, was er nicht bekannt, wenigstens nicht allgemeiner verbreitet wissen wollte. Auch konnte ich mir nicht denken, daß ich jemals in den Fall kommen würde, diese Reden an seiner Statt auszusprechen. Er sollte, hoffte ich, mich überleben; er sollte sie wenigstens selber, bei den vielen Vorsätzen, die er hatte, zu Papier bringen, und so stellte ich ihm die unmittelbar nach seinen Worten aufgeschriebenen Bemerkungen wiederum zu, als er seine Maximen und Reflexio-

nen redigierte, und er nahm mit Dank auf, was doch nur sein Eigentum war. Wenn daher einige der nachfolgenden bereits im XLIX. Bande seiner Werke sich vorfinden sollten, so sind sie nicht von dorther entnommen, sondern die ursprüngliche Fassung, die manchmal deutlicher sein dürfte als das Rezipierte, indem er auch hier die Spitze abzubrechen liebte, oder ins Allgemeine spielte, was einen konkreten Ursprung hatte.

Nun, da das Schicksal es anders gewollt hat und ich ihn zu überleben ausersehen ward, so will ich das Pekulium, das ich mir bei seinen Lebzeiten gesammelt, als ein Legat von ihm ansehen, es zu seiner Ehre verwenden, und mich damit trösten und entschuldigen, daß wir auch den Göttern nichts anderes zu bringen vermögen, als sie selbst uns zuvor gegeben haben.

Aus den ersten Jahren 1803–1805 habe ich leider keine wörtlichen Aufzeichnungen, sondern schon mit meinem Räsonnement vermischte größere oder kleinere Aufsätze, die ich nicht für Goethes authentische Gedanken ausgeben kann und darf.

Friedrich Wilhelm Riemer
Kolorierter getuschter Schattenriß

Aus dem Vorwort zu den Aphorismen

Die nachstehenden, unter dem generellen Namen Aphorismen mitgeteilten Äußerungen Goethes sind zwar als eine Fortsetzung und Vermehrung der bereits in meinen Mitteilungen unter der Rubrik Tischreden vorgebrachten anzusehen, sie sind aber keineswegs sämtlich aus der Unterhaltung mit ihm über Tisch hergenommen, sondern auch aus beiläufigen Bemerkungen in andern Gesprächen, beim Diktieren seiner verschiedenen Aufsätze, Briefe usw. und gewöhnlich kurz nachher niedergeschrieben, nicht im Ausdruck verändert, noch etwa mit meinen Gedanken unkenntlich vermischt und alteriert, so daß sie für ipsissima verba auctoris gelten können. Man bemerkt darin noch etwas von der Unmittelbarkeit des lebendigen Wortes, das man zu hören glaubt, zumal bei mitgeteilten Anekdoten, und überhaupt, daß von etwas die Rede gewesen sein müsse, was zu solchen Zwischenreden Veranlassung gab.

Es ist nicht davon die Rede, daß alle und jede dieser gelegentlich vorgebrachten und gleichsam improvisierten Äußerungen für Orakelsprüche gelten, nicht mitunter sich selbst widersprechen, nicht hier und da einer genauern Bestimmung und Einschränkung bedürfen sollten; sie sind in solchen Fällen nur als Belege der wechselnden Ansichten im Leben, als Anzeiger augenblicklicher Stimmung, als Proben genialen Scherzes anzusehen. Zudem läßt das meistens beigefügte Datum des Tags, des Monats, auch schon des Jahres überhaupt, die damaligen Zeitumstände, die äußere und innere Temperatur, Gewohnheit, Anlaß, Beschäftigung, bei welchem sie entstanden, zu ihrer Begreiflichkeit, Entschuldigung, ja Rechtfertigung hinreichend erkennen. Und da Goethe, was wir alle wissen, selbst am ersten, freiesten und liebsten eingesteht, daß er ein Mensch war, so wird auch, was menschlich ihm begegnet, Irrtum und Fehler, nachzusehen sein, zumal da wohl auch manches auf Mißverstand des Sammlers beruhen könnte, wofür dieser gleichfalls um Nachsicht bittet.

1803

„Wer nicht das Mechanische vom Handwerk kennt, kann nicht urteilen: den Meister kann niemand und den Gesellen nur der Meister meistern."

*

„Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit."

*

„Es geht nichts über den Genuß würdiger Kunstwerke, wenn er nicht auf Vorurteil, sondern auf würdiger Kenntnis ruht."

*

„Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen."

*

„Fast bei allen Urteilen (in der deutschen Literatur) waltet nur der gute oder böse Wille gegen die Poeten, und die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider als irgendeine andere Karikatur."

*

„Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigner Zustand zu behagen braucht."

*

„Wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird."

*

„Ich sehe immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar

Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen."

*

„Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt, das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten."

*

„Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein."

*

„Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wie viel Totes und Tötendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hinein kommt; und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben."

*

„Die Hausgenossenschaft hat das Eigene, daß sie, wie eine Blutsverwandtschaft, zum Umgang nötigt, da man gute Freunde seltner sieht, wenn man sich erst sie zu besuchen oder einzuladen entschließen soll."

1804

29. Januar

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt, sie werfen das alles in eine

Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt: es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich."

*

„Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen.

Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

*

„Äschylus und Sophokles führen den Pylades nur stumm ein. Orest und Pylades sind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, also was der eine denkt und sagt, tut der andere auch."

„Die alte Tragödie bei Äschylus hat Ähnlichkeit mit den alten tragischen Balladen, besonders den schottischen. Vielleicht ließen sich diese auf alte Weise zu Dramen machen."

*

* „Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohltätig für die Menschheit. Die abstrakten, der Philosophie und Philologie (Geschichte), führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung."

*

„Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns."

*

Pfingstsonntag

* Nach Goethens sehr treffender Bemerkung kann die Sprache nicht das Individuum (das Individuelle der Erscheinung, wie ich's nenne) ausdrücken, das Spezifische. Unsre Worte für die species sind doch nur generell. Es ist daher gar nicht möglich,

verständlich zu sein, wenn der andre nicht die nämliche Anschauung hat. Er muß mehr auf die Intration des Sprechenden als dessen Worte sehen.

Auf einer Spazierfahrt nach Belvedere.

1805

1. März

„Für eine chemische Gesellschaft wäre ein gutes Motto und Emblem die Stelle im Homer vom Menelaus und Proteus. (Odyssee IV, 450 ff.) Proteus kann für ein Symbol der Natur, Menelaus für ein Symbol der naturforschenden und naturzwingenden Gesellschaft gelten."

*

Ein andermal sagte Goethe: „Er hätte den Einfall gehabt, auf die Mineralogen, zu der Zeit wo sie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine schlugen, ein Bild zeichnen zu lassen, wo ihrer zwei von entgegengesetzten Seiten an einen Felsen kämen und daran schlügen. Der Felsen spränge, und nun erblickten sich die Herren staunend und grimassierend." – Er erzählte dies mit seinem gewöhnlichen humoristischen Tone und der kleinen Andeutung von Gest, die er in solchen Fällen sich erlaubte.

*

16. August

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsre körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders als bei einer zarteren Organisation."

21. Oktober

* „Alle unsere Erkenntnis ist symbolisch. Eins ist das Symbol vom andern: die magnetischen Erscheinungen Symbol der elektrischen, zugleich dasselbe und zugleich ein Symbol der andern. Ebenso die Farben durch ihre Polarität symbolisch für die Pole der Elektrizität und des Magnets. Und so ist die Wissenschaft ein künstliches Leben, aus Tatsache, Symbol, Gleichnis wunderbar zusammengeflossen."

*

„Die Verleger haben die Autoren und sich selbst für vogelfrei erklärt; wie wollen sie untereinander, wer will mit ihnen rechten?"

1806

11. Januar

„An der Newtonischen Lehre ist schon so viel verändert und hinzugeflickt worden; und doch meinen die Herren, sie hätten noch die alte. Sie ist ein wahrer Bettlersmantel, der schon aus den Flicken der vierten, fünften Generation besteht, den die Prorektoren umtun, und immer wieder Doktoren dieser Bettlerfakultät kreieren."

*

11. Januar

* Cotta, so gescheit und unternehmend er sei, ruhe doch mit seinem Gemüt auf dem Mittelmäßigen. Es tue ihm doch gewissermaßen leid, daß er aus den Pulvertonnen von G., H. und S. nicht Speiteufel und Raketen machen könne.

*

16. Januar

„Der Mensch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu sein oder zu handeln, lassen soll und zur entgegengesetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erst von dieser einigen sichtlichen Vorteil, der den Schaden durch den

Verlust jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr eins wird."

*

März

„Lichtenbergs Wohlgefallen an Karikaturen rührt von seiner unglücklichen körperlichen Konstitution mit her, daß es ihn erfreut, etwas noch unter sich zu erblicken. Wie er sich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Einwirkung der Kunst? Er war keine konstruktive Natur, wie Äsop und Sokrates; nur auf Entdeckung des Mangelhaften gestellt."

*

März

* Ritter winde die Natur wie eine Aderlaßbinde von zwölf Meilen um sich herum, als um eine Mumie, daß man nicht sagen könne, wo sie anfange, wo sie aufhöre, wo der Kopf und wo der Fuß sei.

*

März

* Wielands neuestes Gedicht an die Großfürstin sei so hohl, so leer, als wenn einer mit den dürren Hülsen von Bohnen (mit dürren Bohnenschalen) klapperte.

*

Anfang April

„Es gibt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zugute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt, und zur Abwehr äußeren Unglimpfs, nur als Gegendruck gebraucht.

Hammer zu sein scheint jedem rühmlicher und wünschenswerter als Amboß, und doch was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten!"

*

den 10. Mai

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch tätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in frühern Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst.

Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst."

*

30. Juni

Als wir auf der Reise nach Franzenbrunn in Asch übernachten mußten und daselbst die Hussiten vor Naumburg [von Kotzebue] in einer Scheune gegeben wurden, wovon wir Spaßes halber einen Akt mit ansahen, sagte Goethe: „Er könne mit Recht hier anwenden: ‚Und hätt' ich Flügel der Morgenröte und flög' an die äußersten Enden der Erde, so würde seine Hand mich doch treffen usw.' – Übrigens sei Kotzebue ein vortrefflicher Mann; was für eine Menge Menschen er abspeise, die wie hungrige Raben auf ihn warteten!"

8. August

* Wir Napoleon, Gott in Stücken, Mahomet der Welt, Kaiser von Frankreich, Protektor von Deutschland, Setzer und Schätzer des empirischen Universums usw. usw.

Gemeinschaftlich mit Goethe erfunden auf der Rückreise von Karlsbad, nach erhaltner Nachricht, das Deutsche Reich sei aufgelöst.

*

31. August

* „Das Beste in den Briefen des Bonifacius sind die Stellen aus der Bibel, weil es ewig nur Mosaik ist, was die Leute machen, aber in dem Sinne gut.

Wir haben ja auch unsere Kotteriesprache, z. B. August." (Man kann von den Humanisten, welche römisch schreiben, dasselbe sagen. R.)

*

31. August

„Die beiden ersten Akte der Minna von Barnhelm sind schön und gut, sie haben Handlung und Fortschritt, im dritten stockt's. Man weiß nicht, woran es sich akkrochiert. Da erscheint ein retardierender Auftritt zwischen dem Wachtmeister und Franziska. Man sieht, Lessing hat Lust an den Charakteren selbst gewonnen und spielt nun mit denen, malt sie zu einzelnen Szenen aus, die als solche recht schön sind. Sensation des Stücks bei seiner ersten Erscheinung. Im Tellheim die Ansicht seiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre, in Minna Lessings Verstand."

*

2. November

„Es ist ein greuliches Verfahren, welches die Mineralogen bei der Bestimmung der Farben beobachten. Nicht nur mengen sie apparente Farben, chemische, und unter diesen durchsichtige und Erdfarben untereinander; sondern auch die physischen

mischen sie mit chemischen wie auf der Palette durcheinander: Morgenrot mit gelblich braun und dergl."

*

November

„Wenn Paulus sagt: gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist Gottes Ordnung, so spricht dies eine ungeheuere Kultur aus, die wohl auf keinem frühern Wege als dem christlichen erreicht werden konnte: eine Vorschrift, die, wenn sie alle Überwundenen jetzt beobachteten, diese von allem eigenmächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagenden Verfahren abhalten würde."

*

6. November

Angefangen an dem Schema und der Einleitung zur Morphologie, des Abends um acht Uhr.

„Das Gallsche System kann dadurch zu einer Erläuterung, Begründung und Zurechtstellung gelangen.

Es ist ein sonderbarer Einwurf, den man gegen dasselbe davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweise sei von Erscheinungen, die aus dem gesamten organischen Wesen ihre Erklärung schöpfen. Als wenn nicht alle Wissenschaft in ihrem Ursprunge partiell und einseitig sein müßte! Das Buchstabieren und Syllabieren ist noch nicht das Lesen, noch weniger Genuß und Anwendung des Gelesenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieser erst aufkeimenden Wissenschaft oder dieser Art des Wissens ist noch viel zu früh."

*

November

„Wie die Schaltiere im nächsten Bezug auf den Kalk stehen, daß man sagen kann, sie seien organisierter Kalk, so kann man sagen, daß diejenigen Insekten, welche auf färbenden Pflanzen leben und gleichsam lebendig den Farbestoff derselben darstellen, als die Kokkusarten, gleichsam die organisierten Pflanzen sind. Steffens nannte gewisse Käfer in bezug auf

den Blumenstaub, den sie der Blume zuführen, das fliegende Gehirn derselben. Mit demselben Rechte einer witzigen Kombination, wenn es weiter nichts wäre, kann man jene Insekten organisierten Farbestoff nennen. Lebendiger Farbestoff, wie jeder sagen würde und könnte, drückt das nämliche aus, nur versteckter."

*

7. November

„Die Naturphilosophie konstruiert zuerst aus dem Lichte die Solidität und die Schwere. Den die Schwere konstituierenden Kern des Erdkörpers bilden die Metalle. Demnach müßte man sagen: die Metalle seien das solidierte Licht und Darsteller der Schwere; daher auch ihr übriger Bezug zum Lichte teils durch ihren Glanz, teils durch die Farbe, die sie in ihrem reguliniſchen, kristalliſchen und kalkhaften Zustande bereits haben und noch annehmen."

*

7. November

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, so ins Unendliche fort.

Seitdem man die Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch außer dem Rezensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzuteilen, und so ist eins des andern wert."

*

10. November

„Qualis rex, talis grex paßt niemals mehr als jetzt, und miles gregarius versteht man jetzt, wovon es ausgeht.

Es bemerkte jemand sehr gut, daß Napoleon in seinem Zimmer wie ein Löwe oder Tiger in seinem Käfig unruhig auf und ab geht und sich dreht."

den 18. November

„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet."

*

November

„Den Verstandesphilosophen begegnet's und muß es begegnen, daß sie undeutlich aus gar zu großer Liebe zur Deutlichkeit schreiben. Indem sie für jede Enunziation die Quelle oder ihr Acheminement nachweisen wollen, von dem Orte an, wo sie ins Räsonnement eingreift, bis zu ihrem Ursprunge, auf welchem Wege wieder anderes acheminiert und einläuft,

geht es ihnen, wie dem, der einen Fluß von seiner Mündung an aufwärts verfolgt, und so immer auf einfallende Bäche und Flüßchen stößt, die sich wieder verzweigen, so daß er am Ende ganz vom Wege abkommt und in Deverticulis logiert. Beispiele geben Kant, auch Hegel. Aristoteles ist noch mäßig mit seinen Denns und γάρ. Sie weben eigentlich nicht den Teppich, sondern sie dröseln ihn auf und ziehen Faden aus; die Idealphilosophen sitzen eigentlich am Stuhl, zetteln an und schießen ihr Schiffchen durch. Manchmal reißt wohl ein Faden, oder es entstehen Nester, aber im Ganzen gibt's doch einen Teppich."

*

20. November

„Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit, oder die weibliche in ihrer Art höher stehe, kann nur aus der größern oder geringern Annäherung der männlichen oder der weiblichen Form an die Idee geschlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und ist keineswegs die vorletzte Stufe usw."

*

November

„Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie alles zusammendrängen, und kommen mir dann vor wie eine Art Wurstmacher, die in den sechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Silbenfülle stopfen."

*

„Die Stelle aus Delilles l'Imagination (Chant IV, p. 224), welche den Eindruck der Verödung von Versailles schildert, ist poetisch durch den Gegenstand, und die rhetorisch-energische

Behandlung, welche die Franzosen ihren Poesien geben, tut hier gut und ist an ihrer Stelle. Wie aber da, wo der Mann sich im Gegenstand vergreift und diesen λήκυθος (Farbenkasten) an unrechten Stellen ausschmiert!"

*

„Die Weiber haben das Eigene, daß sie das Fertige zu ihren Absichten verarbeiten und verbrauchen. Das Wissen, die Erfahrung des Mannes nehmen sie als ein Fertiges und schmücken sich und anderes damit. Nicht die Raupe zu erziehen, das Kokon abzuhaspeln, die Seide zu spinnen, zu färben und zu appretieren, sondern sie zu Blumen zu versticken oder in schon gewebtem Stoffe sich damit zu putzen, ist im allegorischen Sinne dieses Bildes ihre Sache. Daher folgen sie dem Manne nicht in seiner Deduktion und Konstruktion, ob sie ihnen schon manchmal artig vorkommen kann, sondern sie halten sich an das Resultat; und wenn sie ihm auch folgen, so können sie ihm doch darin nicht nachahmen und es in anderem Falle wieder so machen. Der Mann schafft und erwirbt, die Frau verwendet's: das ist auch im intellektuellen Sinne das Gesetz, unter dem beide Naturen stehen. Daher muß man einer Frau das Fertige geben; und aus eben dieser Ursache sind sie das wünschenswerteste Auditorium für einen Dogmatiker, der nur Geist genug hat, das, was er ihnen sagt, angenehm und sinnlich ergreifend zu sagen. Das Positive lieben sie in diesem Falle, solche Unduliſten sie auch in andern Rücksichten sein mögen."

*

23. November

„Obgleich die Natur einen bestimmten Etat hat, von dem sie zweckmäßig ihre Ausgaben bestreitet, so geht die Einnahme doch nicht so genau in der Ausgabe auf, daß nicht etwas übrigbliebe, welches sie gleichsam zur Zierde verwendet. Die Natur, um zum Menschen zu gelangen, führt ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr

viel zum Menschen fehlt. In jedem aber ist eine Tendenz zu einem andern, was über ihm ist, ersichtlich. Die Tiere tragen gleichsam das, was hernach die Menschenbildung gibt, recht zierlich und schön geordnet als Schmuck, zusammengepackt in den unverhältnismäßigen Organen, als da sind Hörner, lange Schweife, Mähnen usw., welches alles beim Menschen wegfällt, der schmucklos, durch sich selbst schön und in sich selbst schön, vollendet dasteht; der alles, was er hat, auch ist, wo Gebrauch, Nutzen, Notwendigkeit und Schönheit alles eins ist und zu einem stimmt. Da beim Menschen nichts Überflüssiges ist, so kann er auch nichts entbehren und verlieren, und was er verliert, kann er deswegen auch nicht ersetzen (Haare und Nägel ausgenommen und die geringe Reproduktionskraft in Rücksicht auf Haut, Fleisch und Knochen), dagegen bei den Tieren, und je niedriger die Tiere stehen, die Reproduktionskraft ebenso wie die Zeugungskraft größer ist. Die Reproduktionskraft ist nur eine unabgelöste Zeugung und umgekehrt."

*

26. November

„Daß der Mensch, zu Behauptung seiner Freiheit, den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt, und mit dem Gegebenen und dem selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt."

*

November

Horaz. Sein poetisches Talent anerkannt nur in Absicht auf technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache, nebst einer furchtbaren Realität, ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden.

*

„Die guten Vorsätze im Menschen, die Grundsätze, die immer wieder von der Natur überwältigt werden, sind wie die Rei-

nigung, Scheuerung und Schmückung an Sonn-, Fest- und Ehrentagen. Man wird zwar immer wieder schmutzig, aber es ist doch gut, daß man durch solche partielle Reinigung die Reinlichkeit überhaupt nicht unmöglich macht."

*

2. Dezember

„Wenn die Natur einen bestimmten Etat für die genera der organischen Wesen hat, demzufolge sie eine starke Ausgabe durch eine Ersparnis wieder kompensieren muß, so hat sie ihn wahrscheinlich auch bei den Individuen. Um nur vom Menschen zu reden, so scheinen die starken Ausgaben an gewissen Teilen der Organisation gewisse Schwächen an anderen nach sich zu ziehen. Und auf dieser Lässigkeit, auf dieser Balanzierung, scheint es, beruht alle Verschiedenheit der Bildung, und nur auf diesem Wege dürfte Galls Theorie zu begründen sein."

*

Dezember

„Man kann die Phalangen (Wirbel im Rücken und sonst) als die Knoten ansehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, so die Organisation der Tiere. Die Knochen der Arme und Beine sind auch nichts anderes als größere Knoten oder Phalangen. Von eins fängt's an, geht im Vorderarm und im Unterschenkel in zwei, dann in drei, vier, fünf über usw."

*

Dezember

„Die Farbe zeigt eine Polarität, sie oxydiert und desoxydiert, und wird es: beides Erscheinungen wie bei Magnet und Elektrizität. Sollte die Farbe nicht eine nur für den Sinn des Auges erfolgende Erscheinungsweise eines und desselben Entis sein, das sich bald als Magnetismus, bald als Elektrizität, bald als Chemismus zeigt? Sollte nicht beim Erscheinen der prismatischen Ränder gleichsam eine Oxydation und Des-

oxydation des Lichtes durch das Medium des brechenden Mittels und auf Anlaß dessen vorgehen? Daß also das Prisma nur für den Sinn des Auges täte, was bei dem Galvanismus die beiden Drähte im Wasser tun, eine Zersetzung des Lichts hervorbringen. Elektrizität wird ja sehr leicht für die taktische Empfindung als Galvanismus erregt, warum nicht ebenso leicht für die Empfindung des Auges durch das prismatische Medium als Farbe?"

*

„— Alles was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Überzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt; daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deswegen zugeben mag. Im Wissen wie im Handeln entscheidet das Vorurteil alles, und das Vorurteil, wie sein Name wohl bezeichnet, ist ein Urteil vor der Untersuchung. Es ist eine Bejahung oder Verneinung dessen, was unsere Natur anspricht oder ihr widerspricht; es ist ein freudiger Trieb unseres lebendigen Wesens nach dem Wahren wie nach dem Falschen, nach allem, was wir mit uns in Einklang fühlen" usw.

*

„Es gibt keine Individuen. Alle Individuen sind auch genera: nämlich dieses Individuum oder jenes, welches du willst, ist Repräsentant einer ganzen Gattung. Die Natur schafft nicht ein einzelnes Einziges. Sie ist ein Einziges, sie ist Eine, aber das Einzelne ist oft viel, in Menge, zahllos vorhanden."

*

„Jeder Irrtum ist eine Falschheit, und zwar gegen uns selbst. Die Vernunft kann nicht irren, denn sie ist ja die oberste Einsicht. Sollte diese in je einem Augenblicke fehlen können, wie möchte sie die oberste Einsicht sein und wie wäre man versichert, daß sie sich nicht immer irrte?

Es fällt also bloß auf das unterste Seelenvermögen, auf die Leidenschaft, welche an sich auch nicht irrt, aber in diesem Falle die Vernunft übereilt, daß sie konniviert, wenn jene den Entschluß macht.

So ist es auch in der Liebe und überall in dem Leben. In der Liebe ist man oftmals falsch, denn man konniviert gegen die Unvollkommenheiten des andern und erhebt sie zu Tugenden, dagegen man im Haß viel klarer sieht."

*

8. Dezember

„Es werden die Franzosen nach innen zu genötigt, sich tugendhaft zu zeigen, ehrlich, honett, rechtschaffen usw. zu sein, da sie nach außen zu als Räuber, Spitzbuben und Mörder zu agieren gezwungen sind. Wir Deutsche waren im Bewußtsein unserer Tugenden früherhin im Ausdruck freier und loser, da wir jetzt bei ungebundenen Sitten zu einer Dezenz des Ausdruckes streben müssen."

*

11. Dezember

„Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen, ihren Blüten und Früchten vergleichen. Die untern Stände sind die Kotyledonen und die daraus sich entwickelnden ersten Stengelblätter; die höhern Stände und die Kulturen derselben repräsentieren die fernern Blätter, Blüten, Früchte.

Hier öffnete sich ein weites und artiges Feld für die Rungische allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose."

*

12. Dezember

Goethe liebte in seiner Jugend einen jungen Freund außerordentlich. Dieser starb; bei seinem Begräbnis warf ihm Goethe den linken Handschuh nach ins Grab. Dies erregte äußerste Bewegung und Sensation unter den Anwesenden, die diese Äußerung jeder anders anklagten und entschuldigten.

K–r ließ dem Herzog von Braunschweig-Öls noch im Grabe das Hemd des Herzogs von Weimar wieder ausziehen, das von jenem geliehen, und verbrannte es eigenhändig im Park.

Der sogenannte Aberglaube beruht auf einer viel größern Tiefe und Delikatesse als der Unglaube.

*

13. Dezember

„Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu nähren."

*

15. Dezember

Von Jean Pauls neuestem Erziehungsbüchlein [Levana] sagte Goethe: Es komme ihm vor wie ein Züchtling, dessen Ketten man immer klirren höre, wenn er auch noch so leise Bewegungen mache. Man höre immer die Catena von Zitaten, Exzerpten, Kollektaneen und so fort.

*

16. Dezember

Goethe bemerkte, daß, da er nach Gall die Gabe habe, sich nur gleichnisweise auszudrücken, er nun auch das Verhältnis der Newtonischen Lehre zu seiner und der frühern in einem Gleichnis darstellen wolle. Er habe dieses gefunden in den verschiedenen astronomischen Systemen. Das Newtonische verhalte sich zu dem neusten seinen, wie das Tychodebrahische zu dem Kopernikanischen.

*

18. Dezember

* So schwer, ja so unmöglich es wäre, aus gefilzter Wolle, aus dem Hutfilz alle die Hasenhaare wieder zu sondern, so bei Newton diese Verfilzung von Wahrem und Falschem, Gesehenem und Gemeintem.

Auf Newtons Art zu schließen passe Basedows ergo bibamus.

*

24. Dezember

Goethe wünschte einmal die Frage: ob ein nützlicher Irrtum, eine nützliche Lüge einer schädlichen Wahrheit vorzuziehen sei, in einer Fabel zu behandeln. Ich soll ihn daran erinnern, wiewohl sie in der Iphigenie schon durchgeführt sei. Während Orest und Pylades ihre Zwecke durch Lug und Trug zu erreichen streben, sucht sie auf ihre Weise durch die Wahrheit dahin zu gelangen.

*

Goethe habe nur drei Arten, sein Urteil zu äußern, indem er lobe, oder schweige, oder schelte.

*

26. und 27. Dezember

„Hauy gehört zu den wiederkäuenden Tieren, wie die Newtonianer sind, bei denen der Schlund sich in lauter aufeinanderfolgende Magen zusammenfaltet. Das Newtonische Heu schlucken sie hinunter; aber sie können's im Magen weder verdauen, noch sonst loswerden. Sie ruminieren es also durch alle Magen herauf und können's immer nicht digerieren, dahingegen andere edlere Tiere das ihrem Magen Widerspenstige gleich von sich geben."

„Den Hauy müßte man in ein Ragout zerpflücken (diszerpieren) und ihn recht zierlich auf einem silbernen Teller über einer Lampe à la *** zurechtemachen!"

*

27. Dezember

* Goethes Gleichnis vom alten ehrwürdigen Eichbaum, den ein Eiferer umhaut. Aber wenn der Aberglaube aufhören soll, so müsse auch der Eichbaum umgehauen werden.

*

Bei Ifflands Almanach für's Theater

Auf meine Bemerkung, daß die Deutschen den Franz Moor nicht loswerden könnten, erwiderte Goethe, daß Iffland ihn in seiner Jugend gut gespielt habe, und weil er ihn nicht losgeben wolle, ihn nun in das Würdige ziehe, einen Richard aus ihm mache usw. Was es denn aber helfe, eine grelle Figur abzudämpfen, wenn die übrigen es noch blieben, ja nur stärker hervorträten? Schillers Intention, als Mann von Genie, sei vielmehr gewesen, in diesem fratzenhaften Stücke auch einen fratzenhaften Teufel auftreten zu lassen, der die andern übertrumpfe. — — — Aber nun beschneiden sie ihm die Krallen, und da soll es ein würdiger Hundsfott werden, damit ihn ein würdiger Mann spielen könne.

*

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung usw., ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht und worauf sie ruht.

Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein anderer.

Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande; denn ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters und redet bloß ihren ursprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort. Das Eigennützige, das Habsüchtige, das alles sich Aneignende, Fremdes Ausschließende, dieses bestimmt sie mehr, als was nicht so ist. Wenn nun eine ganze Nation so ist, muß sie ja die Welt gewinnen."

*

„Im Homer reflektiert sich die Menschenwelt noch einmal im Olymp und schwebt wie eine Fata Morgana über der irdischen. Diese Spiegelung tut in jedem poetischen Kunstwerk wohl, weil sie gleichsam eine Totalität hervorbringt und

wirklich ein Menschenbedürfnis ist. Daher auch in der katholischen Religion. Im Himmel ist ein Vater, wie es irdische gibt, eine Mutter wie hier, einer der gelitten hat, wie es hier viele Leidende gibt. So auch im Paganismus. Der Baum soll mehr sein als ein Baum, es ist eine Dryas, die Quelle eine Najade. Die Einsamkeit des Mittags ist personifiziert in allen Waldgöttern usw.

In den Nibelungen ist ein eherner Himmel, keine Spur von Göttern, von Fatum. Es ist bloß der Mensch auf sich gestellt und seine Leidenschaften." – Schon dies ist Goethen ein Hauptbeweis, daß es eine nordische und heidnische Fabel ist.

* [1803—1806]

Aus einem Gespräch mit G. über Shakespeare notierte ich mir einmal Nachstehendes über die Tendenz des englischen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anschauung habe bringen wollen. Im Antonio, daß Genuß und Herrschaft (der Welt) nicht beisammen sind. Im Coriolan den Haß des Volkes gegen den Besten, den es doch nicht entbehren kann. Im Cäsar den Haß der Besten (Optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit sie alle gleich seien.

1807

„Weiber verstehen alles à la lettre oder au pied de la ettre, verlangen aber, daß man sie nicht so verstehen soll."

*

„Ein Gott kann nur wieder durch einen Gott balanziert werden. Die Kraft soll sich selber einschränken, ist absurd. Sie wird nur wieder durch eine andre Kraft eingeschränkt. Dieses spezifizierte Wesen kann sich nicht selbst einschränken, sondern das Ganze, welches sich spezifiziert, schränkt sich eben dadurch selbst ein, aber nicht das Einzelne sich."

*

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben

kommt und solange die Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. „Nützlich" – Nutzen, das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfnis danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument oder, wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ."

*

13. Januar

Abends bei Goethe Newtons zweites Buch der Optik besprochen. Wie es sich damit verhalte, daß der Spektator die Farben umgekehrt sehe im Prisma gegen die, welche das Prisma an die Wand werfe. Versuch mit dem Kerzenlichte. Es ist gar nicht dasselbe, was er im Prisma und an der Wand sieht. Jenes ist das ganze Bild des Lichts vom Auge rückwärts gefärbt, das an der Wand sind die Ränder des Prismas.

*

14. Januar

„Die mathematischen Formeln außer ihrer Sphäre, d. h. dem Räumlichen, angewendet, sind völlig starr und leblos, und ein solches Verfahren höchst ungeschickt. Gleichwohl herrscht in der Welt der von den Mathematikern unterhaltene Wahn, daß in der Mathematik allein das Heil zu finden sei, da sie doch, wie jedes Organ, unzulänglich gegen das All ist. Denn jedes Organ ist spezifisch und für das Spezifische."

*

19. Januar

Abends „Der Amerikaner"; Goethe bemerkte, daß er sich zu einer vortrefflichen Oper machen ließe.

*

20. Januar

Abends Leseprobe vom Tasso. – Nach Goethes Bemerkung gebe ein schmarutzender Tyrann oder tyrannischer Schmarutzer ein gutes Stück.

*

3. Februar

„Die Reflexion führt darum so leicht auf's Unrichtige, auf's Falsche, weil sie eine einzelne Erscheinung, eine Einzelheit, ein Jedesmaliges zur Idee erheben möchte, aus der sie alles ableite; mit einem Worte, weil es eine partielle Hypothese ist. Z. E. wenn man sagt: „Jeder handele aus Eigennutz." – „Die Liebe sei nur Selbstsucht." – Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des Einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen; als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben; ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird, und welches nur in gewissen Fällen geschehen kann.

Wäre es wahr, daß jeder nur aus und zu seinem Vorteil handle, so würde einmal folgen, daß, wenn ich zu meinem Abbruch, Nachteil, Detriment handelte, ich erst die Wohlfahrt des andern beförderte, welches absurd ist. Ferner daß, wenn ich dem andern Schaden täte, wenn ich in Zorn gegen ihn aufwallte und ihn schlüge oder dergleichen, daß ich alsdann zu meinem Vorteil, für mein Interesse handelte, welches ebenso absurd ist. Man unterscheidet hier nicht die Aufwallung, die Regung der Natur, die in jedem Einzelnen den Mittelpunkt vom Ganzen aufschlagen will."

*

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

„Ja, schon jeder, der aus der Subordination heraustritt – denn die ist das Moralische –, ist insofern unmoralisch."

*

„Wer von seinem Verstande zum Schaden anderer Gebrauch macht, oder diese auch nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch."

*

„Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt."

*

11. Februar

Die Wahlsprüche, bemerkte Goethe, deuteten auf das, was man nicht hat, sondern wonach man strebt. Nec temere nec timide.

Richter in Göttingen hatte ebensowenig auream mediocritatem als Wieland, der sein ganzes Leben in Extremis zubrachte.

*

22. Februar

– „Es ist ganz einerlei, auf welcher Seite ihr zugrunde geht, auf der aktiven oder passiven", erwiderte Goethe scherzhaft auf die Bemerkung, daß ein kleiner, zeither wilder, vorwitziger Knabe auf einmal wie geknickt und umgekehrt erscheine, ohne krank zu sein, so daß man ihn nicht wiedererkenne.

*

22. oder 23. Februar

* Bei der Ode auf Napoleon, in der zuletzt für den König von Preußen interzediert werde, im Publizisten, hatte Goethe die Vermutung, daß sie von Napoleon selbst herrühre, um einzulenken.

*

1. März

* Kotzebue sei wie ein Pagliasso: Wenn er die Leute auf dem Drahte tanzen sieht, so sagt er: Was ist denn das weiter?

das kann ich auch (nämlich auf dem Erdboden). Was soll denn das dort heißen, warum nicht hier? Das kann ich und noch dazu... Das macht mir einmal nach auf eurem Drahte! – Bei Gelegenheit von Kotzebues Reisen. Er sei wie die Sau ins Judenhaus so in die Peterskirche gerannt.

*

19. März

„Man wird sich dessen, was man hat oder nicht hat, ist oder nicht ist, erst am Gegenteile von diesem bewußt oder inne.

Darum werden so viele Menschen durch die Erscheinung eines neuen, fremden Menschen in der Gesellschaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was sie nicht haben, und dann hassen sie ihn, oder er entdeckt ihnen durch sein Gegenteil, was sie haben, und so verachten sie ihn wieder. Ist er besonders höflich und galant, so ist er den Groben zuwider; ist er grob, so ist er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und so durch alles durch."

*

19. März

„Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere vorauf-gingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt. So ist immer eines um alles, alles um eines willen da, weil ja eben das Eine auch das Alles ist. Die Natur, so mannigfaltig sie erscheint, ist doch immer ein Eines, eine Einheit, und so muß, wenn sie sich teilweise mani-festiert, alles übrige diesem zur Grundlage dienen, dieses in dem übrigen Zusammenhang haben."

*

20. März

„Franzosen sind Pedanten – bemerkte Goethe –, das heißt, sie können aus der Form nicht heraus."

*

22. März

Morgens bei Goethe. Interessante Materien im Gespräch. Fürstin Gallitzin ging noch in der Blüte ihrer Jahre vom Hofe ab, aus Religiosität. Sie sagte zu Goethe, als sie ihm was Großes anvertraute (es waren die geschnittenen Steine): „Wenn Ihr mich betrügt, so schadt's auch nichts, so bin ich um eine Erfahrung reicher." – Es hat wohl jeder im Leben Momente, Vorfälle gehabt, über die er nicht hätte hinauskommen sollen (und doch ist er's, wie Goethe über den Werther).

*

24. März

„Die Formel der Steigerung läßt sich auch im Ästhetischen und Moralischen verwenden.

Die Liebe, wie sie modern erscheint, ist ein Gesteigertes. Es ist nicht mehr das erste einfache Naturbedürfnis und Naturäußerung, sondern ein in sich kohobiertes, gleichsam verdichtetes und so gesteigertes Wesen.

Es ist einfältig, diese Art zu verwerfen, weil sie auch noch einfach existiert und existieren kann.

Wenn man in Küche und Keller ein Gesteigertes sucht und darauf ausgeht, warum soll man nicht auch diesen Genuß für die Darstellung oder für das unmittelbare Empfinden steigern dürfen und können?

Jeder Koch macht auf diese Weise seine Brühen und Saucen appetitlicher, daß er sie in sich kohobiert."

*

März

„In dem, was der Mensch techniziert, nicht bloß in den mechanischen, auch in den plastischen Kunstproduktionen ist die Form nicht wesentlich mit dem Inhalt verbunden, die Form ist dem Stoff nur auf- oder abgedrungen. Die Produktionen der Natur erleiden zwar auch äußere Bedingungen, aber mit Gegenwirkung von innen. Kurz, es ist hier ein lebendiges Wirken von außen und innen, wodurch der Stoff die Form erhält.

Die Form des Leuchters ist dem flüssigen Messing aufgenötigt. Sich selbst überlassen, hätte es sich aus sich und durch die einwirkende Luft geformt.

Man könnte einen Leuchter auch aus Salz gerinnen lassen. Hier würde sich das Salz zwar innerlich kristallisieren, aber nach außen zu wird ihm die Form des Leuchters aufgedrungen!"

*

11. Mai

Als über Tisch von Erasmus die Rede war, sagte Goethe: Erasmus gehöre zu denen, die froh sind, daß sie selbst gescheit sind, und keinen Beruf finden, andre gescheit zu machen, – was man ihnen auch nicht verdenken könne.

*

16. Mai

Um 12 Uhr in Jena. Unterwegs das Schlachtfeld betrachtet. Mittags beim Herrn Major [von Hendrich]. Nach Tische bei Frommanns. – Goethes Verstimmung durch die politica und das Hundegebell. Ging noch mit mir um die Stadt. Späße aus dem Zincgräf. Geschwätzt mit Goethe. Aus Zincgräfs Apophthegmen: Gott definiert er also, daß er sei ein unaussprechlich Seufzen, im Grund der Seelen gelegen. Ein anderes führte Goethe an: Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

*

17. Mai

Zu Goethe. „Flucht nach Ägypten" diktiert. Goethe äußerte, er habe nie auf Despoten schimpfen hören, als die selbst Despoten gewesen, kleine oder große. Mit Beziehung auf die Jenaische Brandstätte bemerkte er: Niemals werde ein Fürst oder großer Herr von einer Sache schlechter unterrichtet, als wenn er sich selbst dahin begebe, um sich zu unterrichten. Ferner äußerte er: Die Franzosen hätten keine Imagination, sonst hätten sie statt der zwanzig Häuser in Jena und Weimar, wenn sie nicht zufällig abgebrannt, sondern von ihnen angezündet sind, die Stadt an allen Ecken angezündet und mit

Stumpf und Stiel abgebrannt; das hätte dann anders in die Welt hineingeklungen. Er sagte weiter:

Die Weiber müßten nur lieben oder hassen, da wären sie ganz scharmant. Die Männer aber müßten weder lieben noch hassen. So käme alles wieder ins Gleichgewicht.

Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

*

Mai

– „Die Arzneikunde ist viel mehr politisch als ein anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen, wie auf einen großen Herrn oder ein hübsches Mädchen, die man be– will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant, daß er pfiffig ist, ist einer ein guter Arzt."

*

19. Mai

Als die Rede davon war, daß Napoleon seinen Soldaten den Sold vorenthalte, sagte Goethe: Da alle Welt über den Egoismus, der jetzt herrsche, Klagen führe, so sei Napoleon gekommen, die Menschen uneigennützig zu machen.

*

19. Mai

Gespräch über Kunst. In der Malerei fehle schon längst die Kenntnis des Generalbasses, es fehle an einer aufgestellten approbierten Theorie, wie es in der Musik der Fall ist.

*

21. Mai

Zu Goethe. Die neue Melusine. Abends zu Frommanns. Über die Eitelkeit. Man mutze sich jetzt in der Gesellschaft die Eitelkeit auf. Dadurch gehe die Gesellschaft zugrunde, denn nun würden die einen bloß passiv, indem sie dächten: wenn ich die angenehme Eigenschaft, die ich besitze, nicht zeigen

soll, so will ich tun, als hätte ich gar keine. Und nun passen sie den andern auf. Dadurch bemächtigt sich gerade der Schlechteste der Gesellschaft, der dreist genug ist. – Im Alter schlafe man eigentlich nicht, der Schlaf ziehe sich nur über die Gegenstände des Tags wie eine Art von Flor und lasse sie durchscheinen. So sah Goethe vorige Nacht sein Märchen von der Melusine unter einer Architektur hervorschimmern. Er hielt das im Traume für das Schöne und Rechte und wollte es festhalten; aber wie er erwachte, verschwand der Unsinn.

*

22. Mai

Elektrometer. „Die Luft ist niemals elektrisch, sondern der Gegenstand in ihr wird es durch seine Position und Berührung mit einem andern."

*

25. Mai

Nach 4 Uhr von Jena weggefahren. Prächtiger Morgen. Über Lenz und Moritz gesprochen. Lenz hatte einen besonderen Hang zur Intrige, auch gegen Goethe trotz seiner Anhänglichkeit. Sie hatten zusammen in Straßburg studiert. – Moritz' italienische Reise ist gewissermaßen verdorben durch das Bestreben, es Goethe nachzutun. Seinen Aufsatz über die Kunst ist Goethe durchgegangen.

*

26. Mai

* „Wenn man erscheinen will, so muß man mit seiner ganzen Umgebung erscheinen. Man muß sich in ihr und durch sie ankündigen. So Napoleon, wenn er das System der Soldaten zu begünstigen scheint. Das Anzünden eines Hauses ist bei ihnen Symbol ihrer Ankunft für die übrigen."

*

27. Mai

„In der Jugend sieht man das Detail als Masse, die Masse als Detail; im Alter umgekehrt."

*

Wir lasen in Zincgräfs Apophthegmen, und Goethe wendete eine Sentenz sogleich an, indem er sagte: „Napoleon habe die Tugend gesucht, und als er die nicht funden, die Macht bekommen."

*

— „Daß die Pfaffen so dumm gewesen, sich ein solches Besitztum, wie ein Bad, ein Gesundbrunnen ist, entgehen zu lassen und keine Anlagen und Anstalten für Wunderkuren damit zu verbinden, wie bei dem Teich Bethesda." —

„Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee. Das Ideale war bloß geistlich, christlich, und in der Natur, glaubte man, seien Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel standen. Die Welt gehörte dem Teufel an, selbst bis auf Luther."

*

„Die Welt ist wie ein Strom, der in seinem Bette fortläuft, bald hier bald da zufällig Sandbänke ansetzt und von diesen wieder zu einem andern Wege genötigt wird. Das geht alles so hübsch und bequem und nach und nach; dagegen die Wasserbaumeister eine große Not haben, wenn sie diesem Wesen entgegenarbeiten wollen."

*

„Man ist sehr übel dran, daß man den Ärzten nicht recht vertraut und doch ohne sie sich gar nicht zu helfen weiß."

*

„Wir sind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlassen, wenn es nichts mehr wert ist, und da muß derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht."

*

2. Juni

„Man kann schon einen nicht, geschweige denn viele unter einen Hut bringen, denn jeder setzt ihn sich anders zurecht!“ – Bei Gelegenheit von einem Apophthegma im Zincgräf.

*

6. Juni

– „Man muß nicht auf die Sachen böse werden: denn das tut den Sachen ganz und gar nichts“, sagt Marc Aurel. – „Also indignieren die Menschen mich dann und wann wohl; aber die Sachen finden mich immer entschlossen.“

*

13. Juni

Abends mit Goethe spazieren. Jugendgeschichten aus Wetzlar. Goue, Gotter, von Braun usw. Geheime Ritterorden, Mystifikationen. Zu der Zeit, wo ganz Deutschland seinen Götz von Berlichingen bewunderte, befand sich Goethe in größter Verlegenheit, wie er das Papier dazu bezahlen sollte: denn er hatte mit Merck gemeinschaftlich es drucken lassen, jener den Druck, er das Papier besorgt, und hernach in Kommission gegeben, aber sein Lebtag nicht einen Heller dafür eingenommen. – Zincgräf Apophthegma: „Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen.“

*

1. Juli

Als ich in Elbogen einiges gezeichnet hatte, riet er mir, Everdingens Sachen zu studieren, weil ich das Aperçu der Silhouette habe.

*

8. Juli

– „Die Kunst stellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art, wie sie darstellt, ist ein Begreifen, ein Zusammenfassen des Gemeinsamen und Charakteristischen, d. h. der Stil.“

*

10. Juli

„Die Götter haben im menschlichen Körper eine unmögliche Syntheſe geleiſtet: das Tier und den Menſchen zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu ſtehen, da ſie bei den Tieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können: dann – ſcherzte er – legten die Weiber Eier und brüteten ſie aus; dann uſw."

*

14. Juli

„Das Stück [Amphitryon von Kleiſt] enthält nichts Geringeres als eine Deutung der Fabel ins Chriſtliche, in die Überſchattung der Maria vom heiligen Geiſte. So iſt's in der Szene zwiſchen Zeus und Alkmene. Das Ende iſt aber klatrig. Der wahre Amphitryon muß es ſich gefallen laſſen, daß ihm Zeus dieſe Ehre angetan hat. Sonſt iſt die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grauſam."

*

23. Juli

„Vokalmuſik heißt ſie, weil man beim (jetzigen) Singen nur die Vokale hört."

*

24. Juli

„Die Bildung wird zwar von einem Wege (ins Holz) angefangen, aber auf ihm nicht vollendet. Einſeitige Bildung iſt keine Bildung. Man muß zwar von einem Punkte aus-, aber nach mehreren Seiten hingehen. Es mag gleichviel ſein, ob man ſeine Bildung von der mathematiſchen, oder philologiſchen, oder künſtleriſchen Seite her hat, wenn man ſie nur hat; ſie kann aber in dieſen Wiſſenſchaften allein nicht beſtehen. Die Wiſſenſchaften einzeln ſind gleichſam nur die Sinne, mit denen wir den Gegenſtänden Face machen; die Philoſophie oder die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften iſt der sensus communis. Aber ſo wie es lächerlich wäre, wenn einer das Sehen durch das Hören, das Hören durch das Sehen

kompensieren und ersetzen wollte, sich bemühte, die Töne zu sehen statt zu hören: so ist es lächerlich, durch Mathematik die übrigen Erkenntnisarten zu kompensieren und vice versa so in allen übrigen; oder es wird eine Phantasterei. Daher gibt es jetzt so manche Phantasten, die ohne positive Kenntnisse durch phantastische Kombination dessen, was von jenen öffentlich verlautet, sich das Ansehen tiefer Einsicht in das Wesen einer jeden zu geben wissen. Exempla sunt odiosa."

*

24. Juli

– „Die stoische Philosophie ist, wie ich schon sonst bemerkte, eine Philosophie für die Armen, nämlich beruhend auf dem Abweisen des Objekts als in nostra potestate non situm."

*

30. Juli

Bei Gelegenheit einer [Adam] Müllerschen Vorlesung über das spanische Drama: „Alles Spinozistische in der poetischen Produktion (oder: Was in der poetischen Produktion Spinozismus ist) wird in der kritischen Reflexion Machiavellismus."

*

1. August

Bei Gelegenheit eines geistreichen, wiewohl malitiösen Urteils über Corinna [von Frau von Staël] von Reinhard:

Goethe ist einer von den gutwilligen Lesern, die das Brot des Autors mit der Butter guten Willens überstreichen und so die Lücken zukleben, wenn sie nicht gar zu groß sind: R. ißt das Brot trocken, und da kann er freilich sonderbare Dinge erzählen von dem, wie es ihm geschmeckt.

*

„Die christlichen Tugenden sind architektonisch, sie sind leidend, tragend. Sie sind wie die Festungswerke, die den unendlichen Kanonendonner auf und gegen sich aushalten müssen."

„Es sind närrische Spezifikationen (Begriffe): Heidentum, Judentum, Christentum! – Juden gibt es unter den Heiden: die Wucherer; Christen unter den Heiden: die Stoiker; Heiden unter den Christen: die Lebemenschen."

*

„In dem Protestantismus trat an die Stelle der guten Werke Sentimentalität."

*

2. August

Fernow hatte das Bouterweckſche Buch über die franzöſiſche Literatur ſchon geſtern den 1. Auguſt gebracht, worin der luſtige Vorſchlag zu einer Tragödie: daß man einer Dame das Herz ihres Geliebten zu eſſen gibt. Mittags nach Tiſche über Bouterwecks Vorſchlag uns luſtig gemacht und das Trauerſpiel ſchematiſiert. Zu einer romantiſchen Tragödie, worin man das Herz eines Liebhabers der Geliebten zu eſſen gibt, entwarf Goethe das Szenario.

*

2. Auguſt

„Alle Philoſophie über die Natur bleibt doch nur Anthropomorphismus, d. h. der Menſch, eins mit ſich ſelbſt, teilt allem, was er nicht iſt, dieſe Einheit mit, zieht es in die ſeinige herein, macht es mit ſich ſelbſt eins.

Um die Natur zu erkennen, müßte er ſie ſelbſt ſein. Was er von der Natur ausſpricht, das iſt etwas, d. h. es iſt etwas Reales, es iſt ein Wirkliches, nämlich in bezug auf ihn. Aber was er ausſpricht, das iſt nicht alles, es iſt nicht die ganze Natur, er ſpricht nicht die Totalität derſelben aus.

Wir mögen an der Natur beobachten, meſſen, rechnen, wägen uſw., wie wir wollen, es iſt doch nur unſer Maß und Gewicht, wie der Menſch das Maß der Dinge iſt. Das Maß könnte größer oder kleiner ſein, es ließe ſich mehr oder weniger damit abmeſſen, aber das Stück, das Gewebe bleibt nach wie vor, was es iſt, und nichts weiter von ihm als ſeine Aus-

dehnung in bezug auf den Menschen ist durch jene Operation ausgesprochen. Mit Duodezimal- oder Dezimalmaß wird nichts von der sonstigen anderweitigen Natur des Dinges ausgesprochen und verraten.

Dies zur Verständigung und Vereinigung mit denen, welche noch von Dingen an sich sprechen. Ob sie gleich von den Dingen an sich nichts sagen können, eben weil es Dinge an sich, d. h. außer bezug auf uns und wir auf sie sind, und sie alles, was wir von den Dingen sagen, für unsere Vorstellungsart halten (wobei nur zu bemerken ist, daß es nicht bloße Vorstellungsart sein kann, sondern das Ding in unserer Vorstellungsart, von ihr bekleidet), so leuchtet doch daraus so viel ein, daß sie mit uns darin einig sind, daß, was der Mensch von den Dingen aussagt, nicht ihre ganze Natur erschöpft, daß sie dieses Ausgesagte nicht pur allein, einzig, sondern noch viel mehr und anderes sind. Und das ist doch wahr: denn man entdeckt täglich mehr Relationen der Dinge zu uns, empfindet ihnen immer noch etwas ab. D. h., die Dinge sind unendlich. Das wissen wir ja. Mit einem Worte: der Mensch spricht das Objekt nicht ganz aus. Aber was er davon ausspricht, das ist ein Reales, wäre es auch nur seine Idiosynkrasie, d. h. der Bezug, den es auf ihn allein hat. Wäre das nicht, wer sollte den Bezug aussprechen? Der Mensch ist in dem Augenblicke, als er das Objekt ausspricht, unter und über ihm, Mensch und Gott in einer Natur vermittelt. Wir sollten nicht von Dingen an sich reden, sondern von dem Einen an sich. Dinge sind nur nach menschlicher Ansicht, die ein Verschiedenes und Mehreres setzt. Es ist alles nur Eins; aber von diesem Einen an sich zu reden, wer vermag es?

Dinge sind ja selbst nur Verschiedenheiten, durch den Menschen gesetzt und gemacht; und die Verschiedenheiten, die er setzt und macht, wird er ja wohl auch als solche Verschiedenheiten, nämlich als das, wofür er sie erkennt, als verschieden aussprechen können!"

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist dicto audientem esse; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant, und wie es heißen mag, ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um: der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen."

*

3. August

Goethe bemerkte bei der [Adam] Müllerschen Vorlesung über die spanische Poesie und seinem Lobe von Schlegels Übersetzung des Calderon: Sie sei denn doch nur ein ausgestopfter Fasan gegen einen wirklichen (lebendigen), aber ein gut ausgestopfter.

*

8. August

— „Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich Afterredung (aus Besserwissenwollen) und Hypochondrie."

*

Über Tisch. Betrachtungen über die Natur, welche, immer dieselbe, zu verschiedenen Sinnen anders rede. „Die Farbe ist für's Auge, aber sie ist nicht bloß für's Auge. Das Blaue z. B. ist etwas, kein bloßer Name, es ist ein Chemisches, es beruht auf der Natur des Körpers. Daher die Farben auch zu fühlen sein müssen usw."

*

— „Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab ist, dann geht es auch blind und rücksichtslos auf dem bösen fort; und der Mann ist nichts dagegen, wenn er auf bösen Wegen wan-

delt. Denn er hat immer noch eine Art von Gewissen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur."

*

13. August

„Die femmes auteurs (und wohl überhaupt) fassen die Männer nur unter der Form des Liebhabers auf und stellen sie dar; daher alle Helden in weiblichen Schriften die Gartenmannsfigur machen." —

„Koketterie ist Egoismus in der Form der Schönheit. Die Weiber sind rechte Egoisten, indem man nur in ihr Interesse fällt, sofern sie uns lieben, oder wir ihre Liebhaber machen, oder sie uns zu Liebhabern wünschen. Eine ruhige, freie, absichtslose Teilnahme und Beurteilung fällt ganz außer ihrer Fähigkeit. Sie sehen alles nicht etwa nur aus ihrem Standpunkt, sondern in persönlichem Bezug auf sich. Die Weiber bestreben sich innerlich und äußerlich anmutig, liebenswürdig zu erscheinen, zu gefallen, mit einem Worte, und wenn wir dasselbe tun, so nennen sie uns eitel."

*

18. August

„Der Philister regiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Leben lang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen zu lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst!

Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eignen Zustand ausspricht,

indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der andern ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat, den der andern."

*

28. August

„Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt, wo nicht gerecht, doch wenigstens gleichgültig ist, so läßt sie sich's gefallen, nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja, es ist sogar im Publikum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu sein, um gelegentlich zu seinem Vorteil zu erscheinen; wobei es dann hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe, zur Zeit wo er vernichten kann."

*

August

„Die Phänomene, wenn man sie auch gut aperzeviert hat, werden immer wieder dadurch entstellt und zugrunde gerichtet, daß man sie aus der jedesmaligen Philosophie zu erklären und dieser zu subsumieren sucht; so wie umgekehrt die herrschende Philosophie sich wieder solche physische Vorstellungsarten aneignet, die in ihren Kram dienen, z. B. die Naturphilosophie die Newtonische Lehre, damit sie auch hier alles aus dem Lichte ableiten können."

*

3. September

Gespräch über Einrichtungen des Lebens und Verfahrens bei jetzigen politischen Umständen, was ein junger Mensch zu

tun habe. Es ist weiter nichts als das gesellschaftliche Betragen, ausgedehnt auf eine größere Gesellschaft, auf Franzosen usw.

*

26. September

Vernunftkultur hätten am Ende einzig nur die Frommen. Bei den andern (Jacobi usw.) gewinnt zuletzt der Verstand doch die Überhand, daß man das Höchste zu irdischen Zwecken benutzt. So eine sinnlich verständige Kultur, wie z.E. Wedgwoods, sei auch schätzbar, und schätzbarer als diese. Es seien zu allen Zeiten nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt. Nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hus verbrannt; die Zeitalter sind immer sich gleich geblieben.

*

1. Oktober

Mit Goethe im Garten, über Motive und über Geschichte der Philosophie. „Die Wissenschaften bilden sich auch aus und im Gegensatze. Das Zeitalter der Sophisten forderte den natürlichen Menschenverstand und das rechtliche Gefühl des Sokrates. Das Zeitalter der Scholastiker einerseits das Sittliche des Petrarca und in der Physik den Forschungsgeist des Roger Baco usw."

*

1. Oktober

„Die norddeutschen Poesien, insonderheit die moralischen Lieder, kommen mir vor wie die reformierten Kirchen, die auch ohne Bilder sind."

*

„Der Mensch ist wie eine Republik oder vielmehr wie ein Kriegsheer. Hand, Fuß und alle Gliedmaßen dienen und helfen zu dem Zwecke, den sich das Haupt vorgesetzt hat, und ermüden nicht, beseelt von der Vorstellung des Zwecks; darum nennen es auch die Alten das ἡγεμονικόν.

Aber das ἡγεμονικόν muß auch die Einsicht haben und den Soldaten die gehörige Erholung lassen.

An den Franzosen sieht man so recht die Zusammenwirkung von Geist und Leib, die ganze Armee ist ein Mensch, der keine Anstrengung, keine Ermattung und nichts scheut.

Das Ganze ist ein großer Riese, dem vielleicht hie und da ein Finger oder eine Hand verloren geht, oder ein Bein usw. abgeschossen wird, das er wie der Fierabras ersetzt, aber den Kopf verliert er nie."

*

7. Oktober

Bei Gelegenheit von Görres' dummem Urteil über Goethe und daß Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen Dichter seien:

„So lieb' ich sie aber", sagte Goethe.

Noch ward bemerkt, daß einzelne Menschen einzelne Organe konstituieren und ausmachen, Gehör, Auge, Verstand, Gedächtnis usw.

*

13. Oktober

Früh zu Goethe. Geschrieben über Baco von Verulam, das Haupt aller Philister, und darum ihnen auch so zurechte.

*

21. Oktober

„Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen."

*

24. November

Goethes Aperçu über die Alchimisten, welche die drei Ideen: Gott, Tugend und Unsterblichkeit in der Empirie darstellen wollen durch den Stein der Weisen (als die prima materia), nämlich vis-à-vis von

Gott, Tugend, Unsterblichkeit
Gold, Gesundheit, ewiges Leben

als die Allmacht: Sana mens in corpore sano.

*

25. November

„Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet – der Zufall nachher von ihnen genannt, – das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringfügigste verherrlicht."

*

26. November

Goethes Vorschlag (wahrscheinlich scherzhaft), die Weiber in gewissen Fächern des Finanz- und Kammerwesens zu bräuchen, wurde von mir verworfen.

*

6. Dezember

„So wie etwas ausgesprochen wird, sogleich wird ihm auch widersprochen, wie der Ton gleich sein Echo hat.

Seitdem man die dunkeln Empfindungen und Ahnungen des unendlichen Zusammenhangs der Geister- und Körperwelt (Mystik) allgemeiner und öffentlich auszusprechen anfängt, ist keiner, der nicht das in Worten bestritte, was er in Empfindung und Ahnung gelebt und geleistet hat.

Die sublimierten Gefühle der Liebe ausgesprochen erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. „Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen" – heißt es da. Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre! Die sogenannte Gesundheit kann nur im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte bestehen, wie das Aufheben derselben entsteht und besteht nur aus einem Vorwalten der einen über die andern; so daß der Zustand hypersthenisch und asthenisch heißen würde, wenn man sthenisch als das Harmonische (als die Indifferenz) setzen wollte."

*

7. Dezember

Äußerte Goethe: „Jean Paul ist das personifizierte Alpdrücken der Zeit."

* „Böttiger ist wie die Harpyen. Er kann dem Publikum nichts auftischen, ohne daß er zugleich dareinscheißt."

1808

Januar

„Durch das jetzt in Deutschland allgemein verbreitete Interesse an Kunst und Poesie wird weder für diese beiden, noch für die Erscheinung eines originalen und ersten und einzigen Meisterwerks etwas gewonnen. Der Kunstgenius produziert zu allen Zeiten, in mehr oder minder geschmeidigem Stoff, wie die Vorwelt Homer, Äschylos, Sophokles, Dante, Ariost, Calderon und Shakespeare gesehen hat; es ist nur dies der Unterschied, daß jetzt auch die Mittelmäßigkeit und die sekondären Figuren drankommen und alle untern Kunsteigenschaften, die zur Technik gehören. Es wird nun auch im Tale licht, statt daß sonst nur die hohen Berggipfel Sonne trugen.

So ist es auch mit andern Stimmungen des Geistes, mit der religiösen, amourösen, bellikosen und andern. In einzelnen Individuen sind sie zu allen Zeiten gewesen und noch. Aber allgemein verbreitet nur zu gewissen Zeitaltern, und immer sind sie der Kometenschwanz irgendeines in diesen ausgezeichneten Mannes oder mehrerer, in denen, wie an den Spitzen der Berge, zuerst diese Morgenröte schimmerte. Jede solche Stimmung lebt einen Tag, hat ihren Morgen, Mittag, Nachmittag und Abend. So ist's mit der Kunst; so wird es auch mit der Poesie werden, die jetzt im Nachmittag ist." Oder wie Goethe sonst zu sagen liebte: „Es ist wie eine Krankheit, durch die man hindurch muß."

*

8. Januar

„Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevallerie der Franzosen, Servage."

*

10. Januar

In dem „Machtspruch“ von Ziegler schienen ihm die Helden wie von Därmen gemacht, von ausgestopften Därmen, als wären die Gliedmaßen lauter Würste.

*

1. Februar

Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, sagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen tut und mich hintergeht. Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat.“

Er drückte dies ein andermal auch so aus: „Man hält niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er sich was gefallen läßt; weil er entweder von seiner Absolutheit so viel nachläßt, daß man auch absolut sein kann.“ Und kürzer so: „Ich bin Gott darin ähnlich, daß er immer geschehen läßt, was er nicht will.“

*

1. Februar

Mittags allein. Uber das Trauerspiel Numanzia im Spanischen. Über die Herren, die Goethe als eine Puissance ansehen und besch—n. „Will's ihnen aber schon sagen.“ Goethe äußerte hinsichtlich Werners und seiner Rühmerei:

„Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine.“

*

* Die Devise der modernen Herren Schlegel, Oken, Steffens usw. sei: „Der Herr bedarf ihrer!“

*

26. Februar

Mittags sprach Goethe von der Deutlichkeit über andere Menschen, ihre Gesinnungen, was sie tun wollen und können; alles beruhe darauf, und daraus entstehe die Furchtlosigkeit.

*

4. März

Konzipierte Goethe einen Brief an Jacobi. Mittags war davon die Rede und über Platonismus und Spinozismus. Über den λόγος oder das Wort als Erstgewesenes.

*

8. März

Ermunterung an Goethe, etwas in der Tieckischen Liedermanier zu machen aus einer höheren Naturanschauung. Über Falk; hat nur die mittleren Maximen durch sich selbst, die höheren bloß aneignungsweise.

*

9. März

Nach Tische die Steindrücke der Albrecht Dürerschen Federzeichnungen besehen. Goethe sagte schon neulich, daß er sich ärgern würde, wenn er gestorben wäre, ohne sie zu sehen.

*

10. März

Mittags Dispute über Goethes paradoxe Maxime, alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjekten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten und dergleichen auf ihre Kosten zu errichten.

*

12. März

Über Werner: dessen Herz so weit wie Mahomets Westentasche, worin er alle Gläubigen ins Paradies führt.

*

15. März

„Deutsche gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind."

5. April

Mittags allein mit ihm. Über Galvanismus, Siderismus, Wünschelrute usw. Goethe bemerkte:

Werner verwechsle die ἀγάπη mit dem ἔρως.

Er äußerte weiter:

„In der Kultur der Wissenschaften haben die Bibel, Aristoteles und Plato hauptsächlich gewirkt, und auf diese drei Fundamente kommt man immer wieder zurück. Neuplatoniker sagt man, also Rückkehr auf den Plato.

Scholastiker, und daß Kant wieder die Scholastik bringe, also Aristoteles. Jetzt Rückkehr zur Bibel. Man kann aus diesen Elementen nicht heraus, und so ist es lächerlich, wenn die Menschen sagen, die Scholastik kehre wieder, Aristoteles oder Plato."

*

6. April

Mittags Seebeck zu Tische. Über Galvanismus und modernen Mystizismus, bemerkte Seebeck, daß man leicht glauben könne: der Messias könne aus den Tremellen, die bei Gewitterregen zum Vorschein kommen, als eine Gallerte entstehen. Goethe faßte es auf und wollte ein Gedicht Maranatha, oder Der Herr kommt, machen.

Goethe bemerkte über die neuesten Ästhetiker, die Schlegels, Ast usw., daß ihr ganzes Urteil und Absprechen bloß darauf beruhe, daß ein jeder wie im Dominospiel bloß den Stein lobt, an den er seine Zahl anschieben kann.

Er äußerte ferner:

„Engländer haben kein ästhetisch moralisches Urteil, sprechen von einzelnen Schönheiten. Als wenn für den Dichter etwas schöner wäre als das andere! Was er ausspricht, ist insofern etwas, daß er es ausspricht. Sie meinen, daß er nur etwas sage, wenn er gerade ihr Interesse ausspricht."

*

18. April

Bei Gelegenheit der Rezension seiner Werke in den Heidelberger Jahrbüchern von F. Schlegel sagte Goethe, er sei damit zufrieden. Der Rezensent habe sich viel Mühe gegeben und alles bedacht und bemerkt. Nur müsse er (Goethe) selbst am besten wissen, wo die Zäume hingen. Er verstehe die Rezension recht gut, aber gegen seine Leser, d. h. die Leser seiner Werke, habe der Rezensent einen kurioſen Stand.

Es seien ja dies alles nur Fetzen und Lappen von seiner Existenz; da einmal ein alter Hut, und dort ein paar Schuhe, und dort ein Lappen von einem Rock, den er einmal getragen.

Die große Kluft, die durch die Reise nach Italien gemacht wird, zwischen den italienischen und andern Gedichten, könne man freilich nicht verlangen, daß sie der Rezensent ausfüllen solle.

*

18. April

„Schelme, Halbschelme sind wie die doppelfarbigen Mäntel, die man nach Gefallen umkehren kann, um immer nach einer Seite zu erscheinen."

*

14. Mai

Auf mitunter sehr schlechten Wegen nach Franzensbad. Am Brunnen gewesen. Schöne Kobellsche Landschaft mit blauen Bergen. Besonders Politika besprochen.

„Europa – äußerte Goethe – war sonst eine der seltensten Republiken, die jemals existiert, und ging dadurch zugrunde, daß ein Teil das sein wollte, was das Ganze war, nämlich Frankreich wollte Republik werden. – Jetzt nirgends Schutz und Hülfe. Omnia in propatulo.

Sonst, der Mensch auf sich allein gestellt, suchte er Hülfe bei anderen: in Burgen, Schlössern, bei Freunden. Jetzt, in der öffentlichsten Kommunikation hülflos, und nur durch sein Inneres zu trösten und zu helfen.

Sonst verschlossen nach außen, offen nach innen; jetzt offen nach außen, verschlossen nach innen."

*

15. Mai

Unterwegs [zwischen Franzensbad und Maria Kulm] über Liebe. Amor feminarum plerumque officiosus, marium sive masculorum ἐνθουσιάζων. Goethes Geschichte amoris uxoris suae post expertam fidem. Über Werners Liebe.

*

17. Mai

Nach Tische Metra für Goethe. Abends mit ihm den Chodekschen Weg. Über Pandora: über Systole und Diastole des Weltgeistes. Jene gibt die Spezifikation, diese das Unendliche. In der Natur sei das Unmögliche, daß nichts nicht werde: das Leben sei gleich da.

*

2. August

Abends Armenkonzert von Pixis und Holbein gegeben, der deklamierte und sang, Goethes Hochzeitslied und Schillers Glocke. Nicht besonders. Um 9 Uhr nach Hause mit Goethe. Darüber gesprochen.

„Hier gibt man, sagte Goethe, Konzerte und Bälle, um wohltätig zu sein, und ist wohltätig, um mit Ehren singen und tanzen zu können. Das ist die Art von Mittelsalz, womit die moderne Welt ihre Pflicht und Vergnügen zugleich abführt, damit ja alles recht kurmäßig geschehen möge."

*

13. August

– „Es geht den Leuten oder uns mit den Wissenschaften wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen Hund und Pferde, das jedermann an der Beschreibung erkennt, aber keiner gesehen haben will."

„Ein ähnlicher Fall ist, daß die Leute auch von dieser oder

jener Sache etwas wollen gehört oder gelesen haben, aber nicht angeben können was und wo."

*

20. August

Über Frau von der Recke; sie sei ohne Perfektibilität und stehen geblieben.

*

* Nauwerks „Psyche" sei nicht episch-plastisch.

*

August

Goethe äußerte in Karlsbad: „Das Ideale im Menschen, wenn diesem die Objekte genommen oder verkümmert werden, zieht sich in sich, feinert und steigert sich, daß es sich gleichsam übertrumpft.

Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus usw."

*

27. August

Über Tische vom Charakter. Er sei, sagte Goethe, die Tüchtigkeit, vis-à-vis von etwas Höherem, das er über sich erkenne, und seine Selbstschätzung. Der Charakter ruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf dem Talente.

„Der Charakter ist eine psychische Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und seinem Charakter gemäß handeln, heißt seinen psychischen und geistigen Gewohnheiten gemäß handeln, denn diese sind ihm allein bequem, und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an.

Wer nicht nachgibt, ob er schon einsieht, daß der andere recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt ist, mit der linken Hand alles zu tun, was vielen schwer deucht), es ist seine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber so ver-

stehen. Wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts was nicht eigentlich schon unser wäre. Es ist nur das Wiederholen des ersten ursprünglichen Tuns, und der Charakter ist eigentlich vor aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erscheint uns nur als Gewohnheit, denn wir müssen etwas wiederkehren sehen, wenn wir wissen sollen, daß es da ist, und diese Wiederkehr, dieses Wiederholen des Ersten und Einen heißen wir Gewohnheit.

Die gewöhnlichen Vorstellungsarten sind absurd. Man sagt: weil er das und das oft getan hat, ist es ihm zur Gewohnheit worden. Dies ist ein Idem per Idem. Es ist wie wenn ich sagte: weil ich den Handschuh so oft aus- und angezogen habe, ist er weit geworden. Wenn es nicht die Natur des Handschuhleders wäre, sich zu dehnen, so hätte ich ihn tausend- und abertausendmal anziehen können, er wäre nicht weiter geworden. Warum wird es denn kein Stahlhandschuh, oder ein steinerner? ich mag sie noch so oft anziehen.

Nein! er hat es getan, so oft und so oft, weil er's mußte, weil es seine Eigenschaft ist; und diese Eigenschaft erscheint uns als Gewohnheit, weil wir sie wiederholt sehen. Charakter ist also Eigenschaft und Gewohnheit zugleich. Jenes a priori angesehen; dieses a posteriori.

Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, so hat man das Beste hinweggenommen. Sei ich noch so weise und verständig und zweckmäßig: ich muß sterben wie der Allerunvernünftigste, wie der Tor. Und ich habe keine Freude davon gehabt und andern keine damit gemacht."

*

28. August

Goethes Geburtstag. Mit ihm über den neueren Roman, besonders den seinigen. Er äußerte:

Seine Idee bei dem neuen Roman „Die Wahlverwandtschaften" sei: soziale Verhältnisse und die Konflikte derselben symbolisch gefaßt darzustellen.

Abends über das antike Tragische und das Romantische. „Das antike Tragische ist das menschlich Tragierte. Das Romantische ist kein Natürliches, Ursprüngliches, sondern ein Gemachtes, ein Gesuchtes, Gesteigertes, Übertriebenes, Bizarres, bis ins Fratzenhafte und Karikaturartige. Kommt vor wie ein Redoutenwesen, eine Maskerade, grelle Lichterbeleuchtung. Ist humoristisch (d. h. ironisch; vergl. Ariost, Cervantes; daher an's Komische grenzend und selbst komisch), oder wird es augenblicklich, sobald der Verstand sich daran macht, sonst ist es absurd und phantastisch. Das Antike ist noch bedingt (wahrscheinlich, menschlich), das Moderne willkürlich, unmöglich.

Das antike Magische und Zauberische hat Stil, das moderne nicht. Das antike Magische ist Natur menschlich betrachtet, das moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantastisches.

Das Antike ist nüchtern, modest, gemäßigt, das Moderne ganz zügellos, betrunken. Das Antike erscheint nur ein idealisiertes Reales, ein mit Großheit (Stil) und Geschmack behandeltes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, Unmögliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.

Das Antike ist plastisch, wahr und reell; das Romantische täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne, wie ein prismatisches Farbenbild, wie die atmosphärischen Farben. Nämlich eine ganz gemeine Unterlage erhält durch die romantische Behandlung einen seltsamen wunderbaren Anstrich, wo der Anstrich eben alles ist und die Unterlage nichts.

Das Romantische grenzt an's Komische (Hüon und Amanda, Oberon), das Antike an's Ernste und Würdige.

Das Romantische, wo es in der Großheit an das Antike grenzt, wie in den Nibelungen, hat wohl auch Stil, d. h. eine gewisse Großheit in der Behandlung, aber keinen Geschmack. Die sogenannte romantische Poesie zieht besonders unsere jungen Leute an, weil sie der Willkür, der Sinnlichkeit, dem Hange nach Ungebundenheit, kurz der Neigung der Jugend

schmeichelt. Mit Gewalt setzt man alles durch. Seinem Gegner bietet man Trotz. Die Weiber werden angebetet: alles wie es die Jugend macht. —

Alle irdische Poesie ist immer noch zu charakteristisch, rein objektiv zu sein, d. h. noch zu individuell, nicht generell genug. Ja, was uns als reines Objekt vorkommt, ist selbst noch Individuum. Die Sonne selbst ist ein Individuum, ob sie uns gleich als das reinste Objekt erscheint, da sie mit nichts zu vergleichen ist. Alle empirische Poesie, selbst die uns am meisten objektiv erscheint, die griechische oder antike, ist doch nur charakteristisch und individuell, und imponiert uns nur dadurch, durch ihr streng Charakteristisches. Es ist ein erhöhtes Griechentum, was uns entgegenkommt. Alles, was uns imponieren soll, muß Charakter haben. Die Poesie an sich, ohne Charakter, ist nicht empirisch darzustellen.

Das Eigene einer jeden Landes- und Volkspoesie, besonders im Dramatischen, besteht darin, daß sie auf einem Gegensatz beruht, auf einen Gegensatz hinarbeitet, gleichsam vis-à-vis eines Gegensatzes sich in bezug auf ihn heraushebt.

Das Drama macht bei den Franzosen einen viel stärkeren Gegensatz mit dem Leben, zum Zeichen, daß ihr gewöhnliches Leben ganz davon entfernt ist. Bei den Deutschen weniger, indem sie selbst schon im Leben wenigstens naiv, gemütlich und poetisch sind."

*

September

* Bei Lektüre von Fichtens Reden an die deutsche Nation.

„Die Menschen werden weit mehr von der Sprache gebildet denn die Sprache von den Menschen."

*

4. Oktober

Goethe. Mit ihm in den Garten und dann auf seinem Zimmer. Über die Erfurter Sachen. Daß er den Kaiser ge-

sprochen. Wolle es aufschreiben, was er mit ihm gesprochen. Er hat ihm gleichsam das Tippelchen auf das i gesetzt.

*

15. Oktober

Auf Talmas Frage an Goethe, ob der Werther nicht eine wahre Geschichte sei, half sich Goethe durch ein treffliches Wort heraus; er sagte: „Von den interessierten Personen habe sich der eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können, man wüßte sonst nichts von ihr."

*

9. November

Mittags mit Goethe allein zu Tisch. Über die Nibelungen als ein von Grund aus tüchtiges Gedicht.

*

25. November

Über Wolfs Meinung von Homer und dergl. äußerte Goethe: „Schon seit fast einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischengetreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat."

„Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann."

*

3. Dezember

Abends Humboldt und Theodor [sein Sohn, Riemers ehemaliger Schüler] zu Tisch. Über das Theater, Musik, römische Angelegenheiten. Gegen das Sprechen zur Musik erklärte sich Goethe so: Musik sei die reine Unvernunft, und die Sprache habe es nur mit der Vernunft zu tun. – Schiller hatte besonders den Tik, bei Musik sprechen zu lassen, z.B. die Jungfrau von Orleans. Goethen war das immer zuwider, wie er oft genug äußerte.

Ferner: „Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge."

*

7. Dezember

Nach Tisch kam die Elsermann. Streit mit ihr über die Weiber und ihre Einbildung von sich. „Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer."

*

8. Dezember

Als von Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft und deren Heiligkeit die Rede war, bemerkte Goethe, solche Naturen wie Schubert seien gleichsam die Moll-Töne der Natur; das Heilige spräche sich aber auch in Dur-Tönen aus.

9. Dezember

Von Tischbein in Hamburg sagte Goethe: Er sei ein rückschreitender Jehovah. Erst habe er Menschen gemalt, nun mache er Tiere.

*

31. Dezember

* Mittags Frommanns, Steffens und seine Frau, Werneburg und Werner. Nach Tische, aber noch an Tafel, rezitierte Werner sein altes Quodlibet aus Polen; dann ein paar Sonette aus Italien, das zweite aber nicht zu Ende: denn als er den Mond mit einer hostia verglich, so wurde Goethe furios und grob und sagte: er sollte was Beßres machen. Er turnierte es spaßhaft, aber kam immer wieder darauf zurück, daß es dumm sei. Steffens und Frommann stimmten ein und tadelten die Sache noch mehr. Werner war geduldig wie ein Märtyrer, sagte nichts und buckelte nur nach seiner gewohnten Manier.

1809

20. Februar

Goethe äußerte über Tisch: „Der reine wahre Despotismus entwickelt sich aus dem Freiheitssinne; ja, er ist selbst der Freiheitssinn mit dem Gelingen. Der Freiheitssinn strebt ins Unbedingte, er will herrschen, ohne daß er's immer imstande ist und werden kann. Nun kommt bei einem das Gelingen hinzu, und so ist der Despot fertig. – Aus der Sklaverei geht nur der eigentliche dominus hervor, niemals der Despot oder, wie er auch heißt, der Tyrann."

Ferner äußerte Goethe über den Witz:

„Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. – Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten. Er ist nur das

eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes, nicht schone.)

Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja, er ist die Idee selbst mit dem Minimo von Realität verkörpert oder daran offenbart."

*

5. März

– „Den französischen Edelmann, den ältern oder Ritter, zeichnet für mich am besten der Graf von Foix. Die Deutschen, als Götz, Frundsberg usw., erscheinen mir immer als Bürger und Philister dagegen."

*

– „Sehr angenehm für mich ist die Sitte der doppelten Namen, die sonst jemand führte, wovon der eine gerade der gewöhnliche war, als Cartesius für Descartes, Parmigianino für Mazzola usw. Wir haben die Sitte nur in Ekel-, Spitz- und Schimpfnamen."

*

– „Skeptizism Kantischer, oder Kritizism konnte nur aus den Religionssekten entstehen, aus dem Protestantism, wo jeder sich recht gab und dem andern nicht, ohne zu wissen, daß sie alle bloß subjektiv urteilten."

*

„Intentionelle Brezeln" nannte ich einmal beim Nachtisch solche, die geholt werden sollten und noch immer unterwegs blieben. Dies brachte Goethen darauf, das auch intentionelles Geld zu nennen, das Napoleon den Jenensern für die ab-

gebrannten Häuser angewiesen und doch gar nicht zurande und zustande kommen wollte.

*

– „Beständiger Ernst hat zum Vorteil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manchmal in Verzweiflung und Mißmut gerät. – Eine stille ernsthafte Frau ist übel daran mit einem lustigen Manne. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau." Ich sagte dazu: So dankt er Gott, daß er nicht nötig hat, lustig zu sein. Ist im Grunde Goethes und der Vulpia eigenes Verhältnis zueinander.

*

Nach Tisch. 5. März

Manier.	Stil.
Maxime des Künstler-Indiv.	Maxime der Kunst.
In den Gebilden der Natur erscheint zuerst das Individuelle, d. h. man sieht zuerst das Individuum, und der Charakter, das Allgemeine, die Idee erscheint erst darauf.	In den Darstellungen der Kunst ist das Allgemeine, das Charakteristische, das Ideale das erste, was erscheint, und das Individuelle füllt es gleichsam nur aus.

*

10. März

„Die Charakterzüge der christlichen Religion, wie sie sich als römisch-katholisches Individuum entwickelt, deuten sich sozusagen präformiert in den Charakteren der einzelnen Apostel an; die Liebe in Johannes, der Glaube in Jakobus, der Fanatismus und Verfolgungswut in Petrus, der Zweifel in Thomas, der Geiz in Judas Ischarioth, woran sie auch wie dieser gescheitert, durch die Reformation, denn vorzüglich der Geiz der römischen Kurie schlug dem Fasse den Boden aus."

11. März

Äußerte Goethe: „Je schlechter Land, desto bessere Patrioten. Das sehe man an den jetzigen Preußen (Märkern), sonst an den Schweizern."

*

Aus Goethes Munde notiert: Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität. Das allein Tragische ist das injustum und praematurum. Napoleon sehe dies ein, und daß er selbst das Fatum spiele. Inhalt seiner Unterredung mit Goethe.

*

21. März

Bei Gelegenheit der Deutung, die man von der Apokalypse noch heutzutage auf Napoleon mache, äußerte Goethe:

Sein Märchen komme ihm gerade so vor wie die Offenbarung S. Johannis. Schubert hatte es gedeutet, andere anders: Es fühlt ein jeder, daß noch etwas drin steckt, er weiß nur nicht was.

Er bemerkte ferner: Anglomanie der Franzosen von jeher, sobald sie Friede mit den Engländern hatten. Zeigt sich in der Anhänglichkeit an's Newtonische System und sonst.

Voltaire suchte auch die Gunst anderer Nationen; er sei wie ein Virtuos auf der Violine, dessen Sprache überall hinreicht, der sich überall kann hören lassen, während besonders die deutschen Dichter nur wie Maler und Bildhauer auf ihr Zimmer und Haus eingeschränkt sind.

*

23. März

Mittags mit Goethe allein. Er bemerkte:

— Die Materie habe ebensoviel Lust zu verharren als sich zu verändern, und auf diesem Gleichgewicht beruhe die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit wenigem den Ausschlag zu geben brauche.

1. April

Über Tische bemerkte Goethe:

– Seine Schrift über die Farbenlehre komme ihm vor wie eine Purganz, die bei den Leuten das Innere rege macht. (Oken, Werneburg und Rühl.) Mitunter gehe dann auch ein Bandwurm ab.

*

8. April

Mittags allein. Geistreiche Bemerkungen von Goethe über die Geschichte der Wissenschaften und sonst.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen, so sei außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns viel mächtiger beinahe, in der die meisten leben.

*

8. April

* Bei der Vorstellung von Tankred, lebhafter gespielt als sonst, auf französische Art, wo nur Deny es übertrieb, hatte Goethe ein Gespräch mit mir über das Stück. Wo er unter andern ausrief: „Das sind Eure Götter!" Mit Bezug auf den Ruhm und das Preisen der französischen Stücke besonders in den höheren Klassen.

*

10. Mai

Mittags bei Goethe. Über Romanmotive. Les illustres Françaises endigen mit einer wunderbaren Geschichte, auf Sympathie beruhend. – Geschichte eines, der ein Mädchen liebt, die ihn auf alle Weise knechtet, und die er hernach im Bordell findet. Rache an ihr durch Wiedervergeltung.

*

30. Mai

Früh zu Goethe; Wahlverwandtschaften. Über Tisch von dem Roman, über die Weiber und sonstiges. Goethe bemerkte:

– „Weiber scheinen keiner Ideen fähig, – kommen mir sämtlich vor wie die Franzosen, – nehmen überhaupt von den

Männern mehr, als daß sie geben", und äußerte sich: „Über das servire, was in ihrer Liebe liegt."

*

In bezug auf das Theater und die Schriftsteller bemerkte er über das Publikum: „Daß es hernach urteilt, wozu es vorher doch keinen Rat gegeben hat und geben kann, selbst wenn der Autor sie beirätig machen wollte, adjuvante Deo."

*

30. Mai

„Sollen, Wollen, Können – diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit etwas gemacht werde. Häufig findet sich im Leben nur eins von diesen dreien, oder nur zwei, als

Sollen und Wollen, aber nicht können;
Sollen und Können, aber nicht wollen;
Wollen und Können, aber nicht sollen.
D. h. es will einer was er soll, aber er kann's nicht machen;
es kann einer was er soll, aber er will's nicht;
es will und kann einer, aber er weiß nicht was er soll."

*

4. Juni

Äußerung Goethes: „De Mortuis. Die Menschen sollten nur bewundern, daß ein Mensch noch Tugenden hat, die Fehler verstehen sich von selbst."

*

9. Juni.

Äußerte Goethe: „Sich subordinieren ist keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Deszendenz etwas über sich erkennen, was unter einem steht.

Das Altertum setzen wir gern über uns; aber die Nachkommen nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohne nicht das Talent."

9. Juni

– „Ob ich gleich manchmal davon gehe, wie die Katze vom Taubenschlage, so mag ich doch womöglich nicht gern jemand dadurch kompromittiert wissen" usw.

*

11. Juni

Nach Tische Cortez' Eroberung von Mexiko. Ähnliches Verhältnis seiner zu den Wilden, wie Napoleons zu uns; ein Minimum ist's, was bei gleichen Schalen den Ausschlag gibt.

*

23. Juni nach Tische

* Goethes Poesien sind gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Aus solchen Bälgen machen sich die Leute nun Schuhe, Kleider usw. und tragen sie ab. – Dies fiel mir ein, als ich die kleine Buck des Schäfers Klage und Amor als Schütz singen hörte. – Er selbst sagte einmal, seine Sachen wären nur Bruchstücke aus ehemaligen Existenzen, da einmal ein alter abgelegter Hut, ein Paar Stiefeln und dergl.

*

28. Juni

Kotzebue sei wie einer, der auf dem Seile tanzt, es schnelle ihn empor und er betupfe es doch, das sei nicht zu leugnen. Er betupfe doch das Publikum, wenn es ihn auch wieder fahren lasse, und er komme immer wieder darauf zurück. Er habe sich doch auf dem Seil erhalten von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balanzierstange auf die Erde gestoßen. Andre wären doch heruntergefallen. Iffland sei viel zu schwer aufgetreten. Goethe habe Wernern dazu verhelfen wollen, er sei aber zu ungeschickt gewesen.

„Die Obtrectatores machen, daß man sich ewig defensiv verhalten muß. Man hat nichts von ihnen, man wird nicht gefördert. Ihre Liebe gewinnt man doch nicht, und man muß ewig wie vor Feinden auf der Hut sein. Solche Menschen sind wie die, welche einem Fieberkranken ewig zurufen, er habe das Fieber, er zittre, er friere, ihn überfalle jählings Hitze, – ohne daß ein einziger auch nur das geringste anwendet, ihn davon zu befreien."

*

„Seltsam, daß man im Physischen, besonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzutun und zu beweisen denkt, was vorher das Auge schon im vollkommensten Sinn aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel, als das Organ selbst ist, wofür eigentlich die Phänomene gemacht sind. Denn wenn das Experiment aufs höchste gebracht wird, so muß es identisch ausfallen mit dem Organ selbst; z. E. das Auge ist schon achromatisch; die achromatischen Gläser bringen nur das Identische mit dem Auge hervor. – Mit einem Worte, die Sinne selbst schon sind die eigentlichen Experimentierer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das, was sie sind, nur für die respektiven Sinne sind." – „Der Mensch ist der größte und gemeinste physikalische Apparat."

*

„Das Symbolische ist oft repräsentativ, z. E. in Wallensteins Lager ist der Bauer mit den Würfeln eine symbolische Figur, und zugleich eine repräsentative: denn er stellt die ganze Klasse vor."

*

„Motivieren bedeutete in dem bisherigen Verstande, von dramatischen Handlungen, das Individualisieren derselben bis ins Unendliche; so daß, wenn etwas bloß allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, – es sogleich hieß: die Handlung wäre nicht motiviert genug; z. E. der Haß zwischen zwei Brü-

dern. Aber das ganze Verlangen ist lächerlich: denn zuletzt muß doch etwas bloß zugegeben werden; weil es irgendwo wirklich ist, und folglich auch möglich sein kann. – Warum also nicht gleich anfangs?"

*

9. Juli

Mittags mit Goethe und Kaaz allein zu Tische.

Nach Tisch. Goethe äußerte: „Die Willkür des Genies läßt sich gar nicht bestimmen und abmessen. Genie kann im Schönen und Vollkommenen verbleiben, oder darüber hinausgehen ins Absurde.

Man könnte ein solches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moralisches nennen, weil es eben das tut, was das moralische Wesen tut, innerhalb der Pflicht oder des moralischen Gesetzes zu verbleiben.

Die andern, insofern unmoralische, wohlgemerkt! nicht unsittliche. Es ist das tertium comparationis hier nur dies, daß beide in einem gewissen Maße, auf einer gewissen Mitte bestehen.

Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ungeheuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sittliche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt, als das, welches im Schönen verbleibt."

*

20. Juli

Mittags Kaaz und Falk, der seine Wette, daß der österreichische Kaiser Wien behalten werde, sehr drollig erzählte. Die Franzosen, bemerkte Falk, seien fast keiner Ideen fähig, sie täten auch nichts um einer Idee willen, diese zu realisieren, und gleichen in diesem Stück den Weibern, die sich nie zum Allgemeinen erheben, sondern vom Einzelnen und für das Einzelne handeln.

So bemerkte auch Goethe: Ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer

noch einen Schwanz von Absehen dabei an, entweder um bei Hof, beim Kaiser, beim Publikum, bei den Frauen u. dergl. zu gewinnen.

„Die Weiber sind überhaupt Franzosen, und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen." – „Die Weiber überhaupt sind Franzosen."

*

24. Juli

„Die sittlichen Symbole in den Naturwissenschaften (z. B. das der „Wahlverwandtschaft" vom großen Bergmann erfunden und gebraucht) sind geistreicher und lassen sich eher mit Poesie, ja mit Sozietät verbinden als alle übrigen, die ja auch, selbst die mathematischen, nur anthropomorphisch sind, nur daß jene dem Gemüt, diese dem Verstande angehören."

„Es ist seltsam (singulier), daß eine so geistreiche Nation wie die französische sich mit solchen mathematischen, wie die des Cartesius sind, mit solchen Figuren, als seine Wirbel vorstellen, hat befassen mögen, die so unbegreiflich als irgendein andres der geoffenbarten Religion auch sind. Aber es scheint so, daß, wenn man sich des Unbegreiflichen in irgendeinem Falle abtut und es nicht anerkennen will, man zur Genugtuung in eine andre unbegreifliche Vorstellungsart verfällt, wie z. B. die Cartesianische und Newtonische sind."

*

24. Juli

Goethe führte die Anekdote von Isaak Vossius an, von dem Jakob I. von England gesagt haben soll: Das ist mir ein kurioser Pfaffe! Der glaubt an alles, nur nicht an die Bibel.

*

24. Juli

„Gewiß nur der am empfindlichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden; denn er muß sich mit einem

harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Berührungen zu sichern; und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last."

*

2. August

Über Tisch Goethes Hypothese, daß die Leidensgeschichte Jesu nach dem Vorbild gewöhnlicher Hinrichtungen gemeiner Übeltäter von poetischen Erzählern nachgedichtet worden. Sie ist wie ein Bild nach Gang und Ordnung und konnte deswegen zu Bildern wieder werden.

*

2. August

Das, was wir am Homer so bewundern und schätzen, sei gerade das Werk der Grammatiker, die es ins Enge zogen. Sonst sei das Zyklische gerade das Poetische und würde, wenn er sich nicht ins Geschlossene gezogen, von ihm arboriert werden. Über Polarität des Glaubens und Hoffens.

*

* Die Mythologie der Alten, sonst ein Wirrwarr, sei nur als Entwickelung der möglichen Kunstmotive, die in einem Gegenstande lagen, anzusehen. NB. Klytämnestra durch einen Irrtum ermordet.

*

3. August

Die alten Kupfer näher betrachtet. Bei einer Zeichnung in Michelangelesker Art, von Vulkan, Amor und Venus, Pfeile schmiedend, bemerkte Goethe: „Ein Hahnrei, eine Hure und ein Wechselbalg machen immer eine heilige Familie."

*

13. August

– Daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet habe. Dies sei vom Mittelstand ausgegangen: vom Kaufmann, der

reich, vom Bürger, der sich gebildet – der Adel sei von jeher dienstpflichtig gewesen, und der erste Staatsdiener – wie Josef II. schon gesagt – sei der Fürst usw.

*

18. August

Bemerkung Goethes: Menschen, die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegenteil lieben und diesem nachgehen.

*

18. August

„Die Menschen sind immer bei beschränkten Mitteln noch beschränkter als die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, deswegen man sich immer gefallen lassen muß, daß, wenn man mit andern und durch andere zu wirken hat, immer das Minimum von Effekt hervorgebracht wird.

Es geht im kleinen wie im großen. Folge! Das einzige, wodurch alles gemacht wird und ohne das nichts gemacht werden kann, warum läßt sie sich so selten halten? Warum so wenig durch sich selbst und andere hervorbringen?"

*

24. August

Vorgelesen aus Halems Geschichte Peters des Großen. Äußerung Goethes:

– „Was haben die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt? als daß jeder über den andern so viel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte!"

*

25. August

Mittags mit Goethe und Knebel bei Frommanns. Äußerte Goethe:

– „Man braucht nicht alle Gesetze auszusprechen, weil sie sich von selbst verstehen. Es existiert kein Gesetz, daß man nicht die Schloßtreppe verunreinigen soll. Wer es sich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren. Strafen wir

nicht auch unsere Kinder, ohne daß ein Gesetz für jeden Fall da ist? und werden wir nicht alle im Leben durch Schaden klug?"

*

6. September

* Nach Tische Schlegels Vorlesungen über Euripides. Goethe bemerkte:

Warum difficilis in perfecto mora sei? Die Kunst lasse sich wohl mit einem Konus vergleichen oder einer Pyramide, deren Spitze zuletzt von einem Individuo gebildet werde (Raffael, Sophokles). Die Nachfolger gehen nicht darüber hinunter, sondern sie können nicht hinauf, sie bleiben dort stehen, weil sie sich mit dem Machen begnügten.

Raffael, wie er in seinen ersten Sachen streng und gleichsam äschyleisch sei, würde, wenn er älter geworden, euripideisch geworden sein, wie er in seinen letzten Sachen auch schon eine Neigung dazu habe. Beispiele habe man an den verschiedenen Darstellungen des bethlehemischen Kindermords. Beispiel seiner höchsten Vollkommenheit an dem Tod des Ananias, der Pest, wo er sophokleisch sei.

*

25. September

„So wie am Ende ein großes Individuum den Wissenschaften Face machen muß, so ist es am Ende auch nur das Individuum, welches originäre, primäre Vorstellungen hat, das eigentlich Schätzbare und das was zählt.

Die andern erhalten ihre Vorstellungen nur als Reflex, als Widerschein. Sie kleiden sich in gewisse Vorstellungen, wissenschaftliche oder sittliche, wie in Modetrachten."

*

26. September

„Es ist eine eigene Sache, wenn der Sohn ein Metier ergreift, das eigentlich das Metier des Vaters nicht ist; doch mag es auch sein Gutes haben. Wenn einerseits eine Tren-

nung zu entstehen scheint, so entsteht von der andern eine Vereinigung, weil denn doch zuletzt alles Vernünftige und Verständige zusammentreffen muß. Im Grunde bin ich von Jugend her der Rechtsgelahrtheit näher verwandt als der Farbenlehre, und wenn man es genau besieht, so ist es ganz einerlei, an welchen Gegenständen man seine Tätigkeit üben, an welchen man seinen Scharfsinn versuchen mag."

*

September

„Die mittleren, d. h. die indifferenten Zustände sind für einen Gott oder für ein Tier.

Die Extreme, Haß und Liebe, Sieg oder Tod, Herrschaft oder Unterwerfung sind nur für Menschen. Solon wollte durchaus keine Neutralität oder Unparteilichkeit (Unparteiischheit), denn sie ist nur eine versteckte Oberherrschaft."

*

16. Oktober

1755 nach dem Erdbeben von Lissabon fing Goethe als ein Kind von sechs Jahren das erste Mal an, still für sich an Gott zu zweifeln, da er so etwas zulassen könne und nicht, wie schon im Alten Testament, wenigstens Weiber und Kinder verschone.

*

16. Oktober

— „Junge Gänschen sehen so altklug aus, besonders um die Augen, so vielgelebt, und werden doch mit jedem Tage wie größer, so dümmer." (Auf einem Spaziergange gemeinschaftlich bemerkt.)

*

9. November

Mittags allerlei über Öhlenschläger, daß jedermann fehlgeschlagene Prätensionen und Ansprüche habe.

*

13. November

Bei Gelegenheit des Theaters, und was dabei vorgeht, scheinbar ohne Goethes Wissen, sagte er: daß er mehr da-

von wisse als Gott selbst, der sich um solchen Dreck nicht bekümmere.

*

17. November

Gegen Abend zu Goethe. Über Calderon, da er ihn diesen Abend bei der Herzogin vorlesen wollte.

Unendliche Produktivität des Calderon, und Leichtigkeit des Gusses (wie wenn man Bleisoldaten oder Kugeln gieße). – Lopez schrieb nur fürs Volk und wollte nur dafür schreiben. – Shakespearen versteht man erst, wenn man Ben Jonson gelesen. Dessen Lear noch ganz romantisch, von Shakespeare ins Tragische gehoben. Seinen Bastard in König Johann habe Shakespeare zum Narren gemacht, zwar mit Genie. Das Pragmatischste in der Welt sei Shakespeares Coriolan, wie alles, was er später gemacht; das Dramatischste sein Macbeth.

*

21. November

Bei Goethe. Über die Wirkungen des neuen Romans. Zustand der Deutschen vor Einfall der Franzosen, daß jedes Individuum sich auf seine Art ausbilden konnte.

*

23. November

Mittags allein mit Goethe. Über neue Motive zu dem Roman der Wanderjahre. Gegen Abend unten. Neue Geschichte dazu erfunden von dem katholischen Weltgeistlichen, der das Wunder der Ähnlichkeit eines Kindes mit einem vermeintlichen Vater durch andere wunderbare und spaßhafte Erzählungen und Geschichten der Art bestätigt.

*

24. November

Mittags allein. Über die Weiber, weibliche Schälke, die Humboldt und Bohn. Zur Charakteristik derselben usw. – Merkwürdige Reflexion Goethes über sich selbst: daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form

des Weibes konzipiert. Wie ein Mann sei, das wisse er ja nicht. Den Mann zu schildern sei ihm nur biographisch möglich, es müsse etwas Historisches zum Grunde liegen.

*

25. November

Mittags allein mit Goethe. Romanmotive. Goethes Vorsatz, seine Rezensionen zu sammeln und herauszugeben, mit einem Anhang verspäteter (als über Ifflands Theaterkalender, Naturdichter Hiller usw.) und neue dazu zu machen (um die Heidelberger zu schinden).

*

29. November

Goethe war bei Günthern [Oberkonsistorialrat] gewesen und bemerkte:

Wenn sie beide zusammen kämen, das komme ihm immer so vor, als wenn ein paar indische Götter sich so einander besuchen und etwas voneinander haben wollen.

Es war wegen einer Begräbnisstelle für die Goresche Familie.

*

12. Dezember

Vorlesung aus Simplizissimus. Goethe sagte von ihm: er sei in der Anlage tüchtiger und lieblicher als der Gilblas. Nur können sie kein Ende finden, Verleger und Publikum, daher es zuletzt Kollektiv werde.

*

13. Dezember

Kleiner Unterschied: „Wer Christi Fleisch und Blut genießt, ist ein kultivierter Mensch; wer Christenfleisch und -blut genießt, ein wilder Barbar."

*

17. Dezember

Goethes Bemerkung bei Gelegenheit des Simplizissimus: daß, sowie die guten Werke und das Verdienstliche derselben

aufhören, dafür sogleich die Sentimentalität bei den Protestanten eintrete.

*

17. Dezember

Bei den Weibern zählt einer wenigstens mit, wiegt er auch nicht mit. Sie schätzen die Courmacher nach der Zahl, nicht nach dem Gewichte.

*

27. Dezember

„Wenn wir nicht so ehrliche rechtschaffene Leute wären, so möchten wir wohl (auch) solche Schelme sein wie ihr."

„Das ist ohngefähr das Apophthegma aller der sogenannten Patrioten, die um der Lumpe willen sich für diese aufopfern.

Wer über den Egoismus, Selbstsucht usw. klagt, Dinge, die dem Egoismus des dunkeln großen Haufens entgegenstehen, ist in dem Fall, daß er den Egoismus der Gescheiten beneidet, weil Gott weiß was ihn abhält, ebenso gescheit zu sein."

*

31. Dezember

„Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren."

1810

13. Januar

Mittags Falk zu Tisch. Über den Charakter des Coriolan und seine Behandlung von Plutarch an bis auf Shakespeare. Über Reichardt. In seinen Briefen über Wien hatte sich Reichardt gerühmt, er habe nie einen verdorbenen Magen gehabt. Goethe machte augenblicklich das Bonmot: „Darum hat er auch alle Nationen so beschmausen können."

14. Januar

Mittags unter uns. Goethe hatte in früherer Zeit ein Monodrama intentioniert: Nero, wie er vor dem Volke agiert und wie er während dieser Zeit die Nachricht von einer Verschwörung erhält. Goethe äußerte über Tisch: „Es ist Höflichkeit und Vornehmen eigen, jemanden mettre à son aise; und ich weiß es, daß mich jemand auf meinen Chapitre bringt. Aber Todfeindschaft kann daraus entstehen, wenn man es tut und sich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, sobald ich mit Gutmütigkeit mich geäußert und gehen gelassen habe. Weil es eine falsche Superiorität des andern und eine Gemütlosigkeit desselben verrät."

*

15. Januar

„Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen, das Herz liefert den Gehalt, den Stoff."

„Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, als Herz, sind Stoff."

*

16. Januar

Mittags allein. Über Tisch äußerte Goethe: „Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt am Ende dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst." Anlaß und Beleg hierzu gab das Papiergeld im Österreichischen.

*

Februar

Goethe kam sich in den letzten vier Wochen (wo ihn die Festivitäten der fürstlichen Geburtstage beschäftigten), vor, wie der Prophet Habakuk, der seinen Schnittern (den Setzern an der Farbenlehre) den Brei bringen wollte, und den der Engel beim Schopf nahm und zu Daniel in die Löwengrube trug.

21. März

Äußerte Goethe: „Das Musikkönnen – musikalisch sein – wird darum so geschätzt, weil es dem Menschen mit der falschen Idee schmeichelt, das, was uns Vergnügen macht, selbsttätig zu beherrschen, sich nicht bloß leidend zu verhalten. In der Rücksicht tut schon das Lesen vis-à-vis der Poesie viel. Wer nicht lesen kann, ist schon passiver und empfänglicher."

*

23. März

Bemerkte Goethe: „Der Despotismus befördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten hinab es einem jeden in die Schuhe schiebt."

*

31. März

„Die ersten Menschen in der Revolution, als Lafayette u. a., waren noch eitel und wollten noch, daß die Menge etwas auf sie halten sollte; Napoleon hat ihnen gezeigt, daß gar nichts daran liege. Und das ist das Ungeheure, welches die Menschen auch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegensatz von jenem existiere."

*

26. April

„Das Vortreffliche, die Tugend, das Ausnehmende macht die Ausnahme, nicht die Regel in der Welt."

*

26. April

„Bei den Anstalten zu einem Feste vergißt man oft den einzuladen, dem zu Ehren es angestellt wird."

*

27. April

Mittags mit Goethe über moralische Erzählungen in Stanzen; Inhalt, Form, Reime. Goethe äußerte: „Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute."

29. April

Mit Goethe spazieren in Wedels Garten, wo wir die Frommann und Emmy [Hanbury] trafen. Weiber im Garten Blumen pflückend kamen Goethen vor wie sentimentale Ziegen.

*

5. Mai

Die Humanität sei jetzt gegen die Despotie zu richten, wie sonst gegen die Barbaren; das Soldatenleben annehmlich zu schildern und so, daß der Soldat fühle: das Unglück nur werde ihm befohlen; wo er allein stehe, müsse er als Mensch handeln. Bei Gelegenheit seiner Campagne-Erinnerungen.

*

Mai

Goethe äußerte: „Die Menschen sind wie das Rote Meer; der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterher fließen sie wieder zusammen."

*

27. Mai

Goethe bemerkte: „Ein deutscher Autor, besonders ein theatralischer, soll alles um Gottes willen tun; das bodenloseste Handwerk von der Welt."

*

21. Juni

„Der Mensch kommt moraliter ebenso nackt auf die Welt als physice, obgleich später in diesem Sinne. Daher ist er (seine Seele) in der Jugend so empfindlich gegen die äußere Witterung, ob er sich gleich nach und nach daran bis auf einen gewissen Grad gewöhnt."

*

26. Juni

„Alles Leiden hat etwas Göttliches; denn insofern es Leiden ist, muß es noch ertragen werden können, obgleich schwer und mit Mühe. Für eine Natur, die darunter erliegt oder es gar nicht fühlt, ist es kein Leiden mehr."

27. Juni

„Man hört so oft über weitverbreitete Immoralität in unserer Zeit klagen, und doch wüßte ich nicht, daß irgendeiner, der Lust hätte, moralisch zu sein, verhindert würde, es nur um so mehr und mit desto mehr Ehre zu sein."

*

2. Juli

Goethe äußerte: „Die Weiber möchten auf der einen Seite lieben und auf der andern geliebt werden und so beide Pole ihres Magneten beschäftigen. Wir wissen es; sie tun es unbewußt."

*

3. Juli

Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse.

„Ein herrliches Diktum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten geringzuachten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. – Napoleon, der den ganzen Kontinent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu konsultieren. – So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanziert)."

*

6. Juli

Abends zu Körners, die Zelterschе noch ungedruckte Melodien vortrugen. Wo Goethe war.

„Vergnügungen (Bälle, Konzerte usw.) zum Besten der Armen kommen mir vor wie eine Ökonomie, wo man mit dem Abgange des Eßbaren noch die Schweine füttert."

*

11. Juli

Abends besuchte mich Goethe.

„Lieben heißt leiden. Man kann sich nur gezwungen (natura) dazu entschließen, d. h. man muß es nur, man will es nicht. In der Jugend und Liebe macht man die frais von allem und hält die Weiber frei in Witz, Geist und Liebenswürdigkeit."

*

13. Juli

Uber die doppelte Art von Übersetzungen der Alten und Neuen; die freien nach dem Genius und Bedürfnis des Volks, für das übersetzt wird, und die getreuen nach dem Genius des Volks, aus dessen Sprache übersetzt wird. – Nicht alle Menschen sollen wie Frauen und Kinder traktiert werden.

*

13. Juli

„Wenn das Publikum ein gutes Stück zwanzigmal wiederholt sehen möchte, so würde der Autor nicht genötigt sein, sich in zwanzig neuen Stücken zu wiederholen."

*

Sommer

„Geschmack ist überhaupt der Charakter des neuesten Zeitraums – ich möchte es nicht ableugnen, so wenig wie bei Raffael: denn dieser braucht früher erfundene Motive als die rechten und wahren, aber mit dem höchsten Geschmack, und statt des Religiösen (doch nur des positiv Religiösen) hat er die Weisheit oder die Einsicht in Welt und Menschheit, und wenn er Erfindung hat, so hat er sie auf dieser Seite, d. h. Entdeckung."

*

„Nur das Kunstwerk regt die Betrachtung auf; der historische Fall, wenn er gegenwärtig ist, oder die Tat, nur Haß und Liebe, Abneigung und Zuneigung, Beifall und Tadel. Erst im Spiegel der Kunst kommen wir zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer Nutzanwendung."

„Predigt der Dichter die Moral, so ist er noch schlimmer dran als der Prediger, weil er bloß zu einem didaktischen Behuf eine Fabel erfinden müßte oder einkleiden."

*

„Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend; wie wir auf das Altertum, dessen Monumente alle Glaubenssachen waren und von uns nur aus und um Phantasterei und phantastisch nachgemacht werden."

*

Äußerungen Goethes: „Der Dilettantismus negiert den Meister." – „Die Meisterschaft gilt für Egoismus."

*

28. Juli

Mittags mit Goethe allein. Über Voltaire. Über die Methode, wie er die Tonlehre abhandeln will, vom Ohr und der Kehle als Subjektivem ausgehend.

*

29. Juli

„Methode ist das, was dem Subjekt angehört, denn das Objekt ist ja bekannt. Methode läßt sich nicht überliefern. Es muß ein Individuum sich finden, dem die gleiche Methode Bedürfnis ist. Eigentlich haben nur Dichter und Künstler Methode, indem ihnen daran liegt, mit etwas fertig zu werden und es vor sich hinzustellen."

*

5. August

„Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel."

*

9. August

„Gott nur ist moralisch, kein Mensch ist es vis-à-vis von sich; man ist es nur gegen andere, denn niemand kann sich

selbst subordinieren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen, und nur im Fall der höchsten Not sich der Subordinierung zu entziehen, um sich selbst zu erhalten."

*

13. August

„Es kommt mir nichts so teuer vor als das, wofür ich mich selbst hingeben muß."

*

„Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist, das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier."

*

„Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger – angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei gebärden. Es sagt keiner dem andern: das und das ist dein Zustand, und so mußt du's machen. – Es verrät keiner dem andern die Handgriffe einer Kunst oder eines Handwerks, geschweige denn die vom Leben. – Handgriff ist ein Kompendium, d. h. mit dem wenigsten Aufwand das Zweckmäßige, das Beabsichtigte zu leisten ist der kürzeste Weg, die gerade Linie zum Rechten, zum Effekt."

*

„Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich die Männer sich nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren.

Wenn die Weiber Hypochonder sind, so werden sie immer nur die Objekte schelten, niemals sich. Ein Mann hingegen kann mit sich selbst unzufrieden sein und die Objekte zu sehr erheben."

*

26. August

„Frau von Eybenberg ist umringt von Verehrern und trägt diese dafür auf den Händen."

28. August

„Das egoistische Zeitalter kennt keine Ehre; denn die Ehre braucht andere Leute, die sie doch voraussetzt; der Egoist setzt nur sich."

*

30. August

Bei Goethe. Bemerkte er: „Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür."

*

1. September

„Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter lassen alle gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; der Mensch allein geht nach Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll niemand genießen was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein."

*

6. September

Goethe über Tisch sehr treffende Bonmots.

„Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt; denn jener hält sie für unüberwindlich, dieser hofft noch mit ihnen fertig zu werden."

„Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und sie sich oder uns vorwerfen höre, so möchte ich immer ausrufen: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun."

*

16. September

Goethe hat in der Pandora die Naturschreie (les cries de nature) getroffen, die auch gleich anerkannt und verstanden werden.

*

18. September

Friedrichs Gemälde in Dresden waren es, welche Goethen zu folgender Reflexion veranlaßten:

„Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend."

„Die Claudes sind durch die in Italien reisenden Engländer wieder heraufgebracht und der Sinn dafür auf kurze Zeit geweckt worden."

*

September

„Jedes Kunstwerk motiviert nur durch causas proximas, nicht durch remotas oder remotissimas, weil es sich isolieren muß. Das Motivieren, das ins Detail geht, haben die Engländer aufgebracht."

*

1. Oktober

„Der Unterschied zwischen alter und neuer Kunst ist kein solcher, wie ihn die Herren Unterscheider von Antik und Romantisch machen, sondern die neue Kunst ist nur eine limitierte alte, eines Unzulänglichen in Form und Stoff. Hier tritt die Sehnsucht ein statt der Befriedigung. Auf die Befriedigung kann jedoch eine neue Sehnsucht (nach der Fortdauer, Wiederkehr usw.) eintreten, aber die Sehnsucht nach dem Genuß ist ein anderes als die ohne allen Genuß."

*

23. Oktober

Äußerung Goethes: „Doppelte Ansicht der literarischen Produktionen, moralisch und ästhetisch, nach ihren Wirkungen und nach ihrem Kunstwert. Gewirkt hat das schlechteste Werk so gut als das beste, der Werther, der Siegwart, der Messias, Geßners Idyllen, der schlechteste Roman wie der beste; aber sie sind nicht alle – Kunstwerke."

*

31. Oktober

Als ich Goethe zur Fortsetzung der Pandora ermunterte, sagte er: Wenn er seine Schätze heben wolle, so versänken sie immer wieder zurück, und er sähe die glühenden Kohlen gar nicht mehr, die sich ihm verlöschten.

5. November

Aus einem Gespräch mit Goethe. Tyrannentöter in der deutschen Literatur, zu einer Zeit, wo es gar keine Tyrannen gab, wo unter die Fürsten das Bestreben nach Humanität gekommen war. – Aus der Wäßrigkeit und Breite ging man zuerst zur Konzinnität (Gedrängtheit) über. Ramler, Haller. Lessing war zuerst noch weitschweifig. Diese Schritte gegen sich selbst machte auch Goethe; nur ist aus dieser Periode wenig von ihm übrig; bloß die Lieder bei Breitkopf, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen.

Nach dieser Systole war er der erste, der sich wieder diastolisierte im Götz usw.

*

14. November

„Die Vollkommenheit der Technik, könnte man beinahe sagen, schließt die Kunst aus in allem, was zum Lebensgenuß, zum Komfort usw. gehört, weil sie auf das Mathematische, d. h. auf das Notwendige geht."

*

Bei einem Aufsatz über Iffland im Mode-Journal November 1810.

„Unsere Kunstrichter werden transzendent, da sie bloß das Transzendentelle wollen sollten; sie sprechen immer das aus, was sie verschweigen sollten, wie es der Künstler (Iffland) ja selbst macht, der das, woraus er etwas tut, verschweigt. Sie hängen immer die Ringe an Zeus' Ruhebette auf. Mir kommen sie vor wie die katholischen Priester, die überall das Meßopfer bringen. Diese Art von Ästhetik ist nicht produktiv, denn man kann nicht mehr darüber hinaus."

*

„Die jetzige Generation entdeckt immer, was die alte (vorhergehende) schon vergessen hat."

*

13. November

Bei Gelegenheit von Philippus Neri, der in seiner Jugend sich ein paar Brustrippen zerbrochen, wodurch das Herz zu viel Spielraum bekommen, weswegen er auch immer an Herzklopfen gelitten, bemerkte Goethe: Es sei ein Wahn, was man von einem großen Herzen behaupte. Die ärgsten Lumpe hätten immer die größten Herzen gehabt. Das eigentliche Leben sei in den Adern, außenhin, und das Herz nur, wie bei den Röhrenfahrten, der Punkt, von wo aus die Richtung bestimmt wird.

*

Mitte November

„Das Lebendige schon muß man schätzen. Alle Literatur, italienische, französische, deutsche, ist wie eine Gestaltung aus dem Wasser zu Molluskeu, Polypen und dergl., bis endlich einmal ein Mensch entsteht.

Hauy ist ja auch etwas, ein Mensch, wer kann leugnen, daß er einen Einfall habe? Lieber Gott! was sind wir denn alle? usw."

*

30. November

* Bei Gelegenheit eines großen Gedichts in Stanzen, das zu Köln herausgekommen.

„Der Reim verleitet zu Ausführung und Ausführlichkeiten. Wenn die Reime nicht neu, genialisch oder überhaupt bedeutend sind, so ziehen sie den Gegenstand herunter. Der Reim bringt die Sachen einzeln, nicht in großen Massen."

*

4. Dezember

Inter coenam. Als von dem Eigensinn und der Eigenwilligkeit der jetzigen jungen Künstler die Rede war, als Weißer, Friedrich, Kleist, bemerkte Goethe:

„Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten sie. Wie wenn es außer

dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gebe, und da schießen sie denn ins Blaue."

*

„Vegetabile Geister und animale Geister, etwa wie Pflanzen und Tiere, Weiber und Männer, jene, die gleichsam einen Boden verlangen, in dem sie sich befestigen und ihre Nahrung daraus ziehen, irgendeine Wissenschaft, andere, die herumgehen und alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden, wie die Poeten. –

Poet und Künstler – jenes ist genus, dieses species; Dichter ein Universelleres, zugleich Philosoph."

„Der Charakter, d. h. die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung usw., ist das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgeht und worauf sie ruht.

Die Franzosen haben diesen Verstand, weil sie diesen Charakter haben; es ist nur dieser Verstand und kein andrer. Aus ihrem Charakter geht es hervor, daß sie die Welt bezwingen, nicht aus ihrem Verstande, denn ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters und redet bloß ihren ursprünglichen Tendenzen und Neigungen das Wort. Das Eigennützige, das Habsüchtige, das alles sich Aneignende, Fremdes Ausschließende. Wenn eine ganze Nation so handelt, muß sie ja die Welt gewinnen."

*

24. Dezember

„Alles muß man lernen: die Verachtung der andern, die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muß lieben, was uns haßt, das Vortreffliche haßt, – eben weil es nur ein Irrtum ist."

*

„Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein."

„Geduld, Hoffnung, Glaube, Liebe, alle diese Tugenden sind die Vernunft actu, in Ausübung, sie sind die ausgeübte Vernunft."

1811

20. Januar

„Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches; z. B. die Wirkung, daß ein Mensch getötet worden, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse."

*

30. März

Abends. „Schweizerfamilie". Spielte Demoiselle [Frank] „wie eine, die den furor uterinus hat und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer."

*

4. Mai

* „Sprache wirklich das Höchste, die höchste Äußerung der Vernunft und des Bewußtseins.

Man sollte nicht mehrere (Wort-) Sprachen lernen, sondern alle Kunst-Sprachen, Musik, Malerei und dergleichen, wodurch der Mensch sein Inneres kundgibt; damit man zuletzt auch in der eigentlich genannten Sprache etwas zu reden hätte, als welche, wie ein höheres Bewußtsein, über jene alle noch hinausgeht und diese selbst wieder zu Wort bringt."

*

16. Mai

– „Sinnliche Abstrakta der Kunst, z. B. Manon Lescaut et Chevalier des Grieux. Idealische Abstrakta, z. E. Alarcos usw."

*

24. Mai

„Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren." – „Das Tier ist von kurzer Existenz. Beim Menschen wiederholen sich seine Zustände."

*

29. Mai

„Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der ***, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken."

*

2. Juni

Daß der größte Teil der Geschichte nichts weiter als ein Klatsch sei, bemerkte Goethe bei Gelegenheit von Plutarchs Schrift: De malignitate Herodoti.

*

„Die Geschichte ist ein Märchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Faktum, wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet."

*

„Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Notwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit."

*

„Die dramatischen Einheiten heißen weiter nichts, als einen großen Gehalt mit Wahrscheinlichkeit unter wenige Personen austeilen und darstellen.

So hat Racine den Gehalt des Tacitus in griechische Form gebracht."

*

20. Juni

„Ernst in beschränkter Sphäre, auf kleine enge Gegenstände gerichtet, ist Fanatismus oder Pedantismus. In einer gewissen Höhe angesehen, erscheint er uns lächerlich, und dies ist in der Tat das beste Mittel, uns davon herzustellen."

*

27. Juni

„Zu der Zeit liebt sich's am besten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Mensch so geliebt hat und lieben werde."

„Mit tätigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann."

*

29. Juni

Über die verschiedenen Systeme bei den Insekten, wo eins das andere aufzehrt und sich ins andere verwandelt. So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andere Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen.

*

30. Juni

„Wenn ein Talent, ein großes, außerordentliches, mit Unmoralität verbunden ist, so muß uns das gegen die Kunst nicht einnehmen; wir müssen es an sich schätzen, wie wir ja auch die solertia der Tiere bewundern, ohne an Sittlichkeit bei ihnen Anspruch zu machen."

*

5. Juli

* „Nach Okens Theorie wird bald auch das Farzen eine Sprache sein und noch besser als das Reden, weil es ore rotundo geschieht und ein os magna sonatorum darstellt.

Seine Theorie vom Gebären-Stuhlgang paßt auf sie selbst: denn sie ist ein Schiß und keine Geburt."

*

7. Juli

„Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegen einander, die sich vielleicht in jedem Individuum zuzeiten regt, ohne gerade ausgelassen werden zu können: bei den Männern die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Quälens u. a. m."

9. Juli

„Ein Mensch, der eitel ist, kann nie ganz roh sein; denn er wünscht zu gefallen, und so akkommodiert er sich andern."

*

20. Juli

„Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenia aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben."

Über die Produktivität ohne Urteil, Lust zur Erfindung, Märchen zu ersinnen. Kann auch hypochondrisch sein. Hängt auch mit dem Charakter zusammen und fließt auf ihn ein.

*

„Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus", bemerkte Goethe, als vom Charakter der Juden die Rede war.

*

1. August

„Man spricht ja immer nur die Erfahrung identisch aus. Was man erfährt, das ist ja eben die Erfahrung und weiter nichts dahinter. Doppelbild z. E., das ist ja eben, daß ich zwei Bilder sehe."

*

6. August

„Es wird einem nichts erlaubt, man muß es nur sich selber erlauben; dann lassen sich's die andern gefallen oder nicht."

*

„Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

*

11. Dezember

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit), fällt als ein Peculium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmieren und Negieren, das Vorurteil und die Apprehension,

der Haß und die Liebe; und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebaren."

*

21. Dezember

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntagspoesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen."

*

28. Dezember

„– Die Menschen denken nur ausweichend!"

*

29. Dezember

„Größere Menschen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben sie mit den mindesten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältnis kann dasselbe sein."

1812

22. Februar

* Was die Madame du Dessant von Walpole bemerkt: er habe nur esprit, wenn er von bonne humeur sei, fand Goethe sehr wahr und auf sich selbst anwendbar (wie wohl auch auf alle Menschen).

*

Februar

* Über Tische. Schlußleisten, womit man eines Märchens Erzählung endet.

Mein Märchen ist aus. Es flog über Nachbars N. N. Haus. Und kommt nicht eher wieder, bis N. N. es erzählt wieder.

Im Italienischen und Französischen ist ein Ähnliches. Roux Dictionnaire des proverbes.

November

„Die Welt ist größer und kleiner als man denkt. – Wer sich bewegt, berührt die Welt, und wer ruht, den berührt sie; deswegen müssen wir immer bereit sein, zu berühren oder berührt zu werden. – –

Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttentür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. –

Die Weltgeschichte sammelt auf unsere Kosten sehr große Schätze."

*

„Wer die Technik nicht versteht, kann über poetische Produkte nicht schreiben. Die Figuren der Poesie sind ja keine historischen Personen, die man als notwendige zu beurteilen hätte, wie man ja ein historisches Bild nicht moralisch als eine wirkliche Handlung beurteilen darf."

*

12. Dezember

„Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht."

*

24. Dezember

* Bei Gelegenheit des Ausonius sagte Goethe: „Die alten Grammatiker kämen ihm vor wie die Juden. Sie wüßten, was sie Vortreffliches hätten, und schätzten es wie Juwelen; nur daß sie sagten, wenn der eine Facette mehr hätte, wenn es nicht da und dort fehlte, so wäre er seine Tausend unter Brüdern wert."

„Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig, sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative.

In eigentlichen Poemen ist keine als die Einheit des Gemüts.

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht eine ganze mitverwandte Welt aus.

Der Künstler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künstler.

Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, und dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subjekt-Objekt vor, Gemüt und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit.

Poesie ist Posie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden.

Poesie ist Gemütserregungskunst.

Poesie ist Darstellung des Gemüts, der inneren Welt in ihrer Gesamtheit."

*

„Das Theater ist die tätige Reflexion des Menschen über sich selbst.

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können teils allegorisch, teils Poesie der Geschichte sein.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.

Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte; so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben.

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyrik und Drama."

*

„Schöne Melodie und Gesang von einem schlechten Text tut nichts zur Sache.

Es ist besser, die Worte nicht zu verstehen, weil man aus den Gebärden mehr herausholt, als die Worte geben können. Die Wichtigkeit des Inhalts, des Gegenstandes wird uns durch leidenschaftliche Gebärden aufgeprägt, auch der Stumpfeste muß denken, daß es der Mühe wert sei, sich zu ereifern.

Nicht outriert. Alle Elemente des Gefühls, Ausdrucks sind darin, die bei uns auch, aber einzeln vorkommen, aber verbunden zu einem Ganzen.

Das französische Theater, die Acteurs gehen nur wenig über die französische Wirklichkeit hinaus, es ist nur taktmäßiger. Der gemeinste Soldat würde so agieren, so sprechen, nur nicht durchweg mit dieser Gemessenheit, die keineswegs steif und hölzern.

Das französische Theater stellt seinen Gegensatz in französischer Form, das deutsche den seinigen in seiner Form [dar]. Das deutsche stellt leidenschaftliche Gegenstände mit seiner Ruhe vor, das französische gesetzte mit seiner Heftigkeit."

*

Sophokles sei ironisch, Äschylus und Euripides nicht. Die Tragödie sei bloß für die Niederträchtigkeit der Menschen. Kein Held sei so niederträchtig und jämmerlich, wie er in der Tragödie erscheine.

*

„Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel und das sogenannte Lustspiel das eigentliche Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Daß Ödipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht [tragisch]; daß Aristophanes sich über die Menschen moquiert, ist ein Ernst, aber nicht lächerlich."

*

Über den Zusammenhang demokratischer Gesinnungen mit der Komödie, besonders der antiken, dem Herabziehen des Höchsten.

„Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt.

Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter.

Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle.

Und so kamen auch die Götter in Dekadenz. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen.

Es war die Egalisierung bis in den Himmel gedrungen."

*

Zerstreute Gedanken über das griechische Drama.

„Es ist ein enger Kreis von wenigen Figuren, die gleichsam wie Charaktermasken auftreten und wie ein Uhrwerk die Geschichte abspielen.

Es ist überall nur das Notwendige ad hunc actum angebracht.

In der Sprache ist unter andern ein auffallendes Verstandesspiel, eine Freude an witzigen Repliken, an verständigen, an vernünftigen, pertinenten (vulgo impertinenten), die man Lessingisch nennen könnte."

*

„Alle Kunst gefällt nur, wenn sie den Charakter der Leichtigkeit hat.

Sie muß wie improvisiert erscheinen.

Daher legten sich die Alten so sehr auf die Redekunst, und sie mußte aussehen, als wenn sie auf der Stelle entstanden wäre.

Unsere jahrelang ausgearbeiteten und gefeilten Reden sind nichts."

*

„In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subjekt vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Objekt: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt."

*

Auf meine Bemerkung, daß die Alten sagten: das Rechte sei nur eins, das Irrige mannigfach, bemerkte Goethe: Das Besondere sei die Lüge, das Wahre das Allgemeine.

*

„Nicht einmal die Poesie des christlichen Gesangbuchs ist für alle und jede; wie sollte die profane Poesie für einen jeden sein? Wielands Dichtungen sind nicht allen Leuten, Kindern und Weibern zu empfehlen. Das tut aber dem Dichter keinen Eintrag. Dieser kann sich in seinem Wesen nicht genieren. Die polizeiliche Einschränkung kommt andern Volks- und Hausvorstehern zu."

*

„Die Liebe ist eine Konservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.

Sonst sieht man doch mit der Brille schärfer und deutlicher; mit dieser Brille aber verschwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da sind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erst hier zum Vorschein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorschein, nämlich Tugenden und Eigenschaften, welche fehlen, sobald man den Gegenstand mit bloßen Augen sieht."

*

„Und der Lebende hat recht." — „Ein niederträchtiges Recht, schlechter zu sein, als die vor uns lebten", sagte Goethe bei Gelegenheit der Shakespeareschen Stücke, insonderheit des Richard III., wogegen wir alle nicht aufkommen; das sei Poesie, Symbolik, Idee, Rhetorik usw. alles zugleich.

*

Terenz. Die allerzarteste, theatralische Urbanität, womit halbunsittliche Gegenstände behandelt sind, höchlich bewundert,

sowie auch den coupierten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuschauer höchst angemessen; überhaupt die höchste Keuschheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

Aliter pueri, aliter Grotius Terentium legit.

*

Zucchis Methode, seine Kompositionen mit Effekt und zugleich kunstgemäß darzustellen, war ein tertium zwischen beiden. So besonders in der Perspektive.

*

Bruno (Jordanus). Seine Schriften sind nicht zusammen zu haben, selbst nicht in Göttingen, weil er sie einzeln auf seinen Reisen, in Städten, wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. — Er gibt unter anderen auch Gemälde an, welche Künstler machen sollten, z. B. die Trinitas.

Vernunft	Verstand	Macht
als	als	als
Ausdenken	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulkan u. Mars;	Jove.

*

„Was Friedrich II. so durchgreifend, imposant, gewinnend machte, hatte er doch von den Franzosen gelernt."

*

„De legibus nostris, neque ut sint, neque ut non sint, habes dicere", pflegte Goethe von unsern vielen und darum wenig beobachteten Verordnungen zu sagen, des Protagoras Worte de Diis (bei Cicero de Nat. Deor. lib. I) parodierend.

*

* — „Mathematische Tendenz der Franzosen, überall Gleichungen zu suchen und zu verlangen (auch im Verständlichen, den Übersetzungen aus einer Sprache in die andre); da ja das Leben in dem Bruche besteht, der überall der Gleichung sich entzieht."

*

* „Alle Kultur, von welcher Art sie sei, kann immer als unnütz angesehen werden, mit dem kurz vorhergehenden Zustande verglichen."

*

* Blumenbachs Bildnis von Grimm. „Er sieht aus, wie einer, der zwar unendlich viel weiß, aber doch begierig ist zu wissen, wie das alles eigentlich zusammenhänge."

*

* „Man kann auch an der Gewohnheit sterben. Alexander und Titus starben an der Gewohnheit zu baden. Jenem vermehrte das Bad sein Fieber, dieser konnte nicht essen, wenn er nicht zuvor gebadet."

*

* „Mensch eine Doppelnatur, deren beide Seiten gleiche Rechte haben und sich im Gleichgewicht halten sollten. Nun verdammt man die eine und begreift nicht, daß man dadurch der andern die Mittel nimmt, zu wirken, ja zu sein."

*

* „Stolz erkennt und strebt ein höhres Ehrwürdiges. Dünkel zieht alles Ehrwürdige herunter und läßt nichts für besser gelten."

*

* „Die Verständlichkeit des Stils ist gleich der Genießbarkeit von Speise und Trank. Was hilft das kostbarste Essen mit seltsamen Zutaten und Zubereitungen, wenn man es nicht genießen kann."

*

* „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter genug." Altes Sprüchwort. Er habe sich nur Bewußtsein gewünscht.

*

* „Wer zum Bewußtsein seiner Fehler gelangt, wird meistens darein verliebt und möchte sie um Himmels willen nicht ablegen. Ich mag meine Schnöckerei um die Weiber, die mir gefallen, nicht ablegen, ob ich gleich weiß, daß sie zu nichts führen kann und mir sonst schädlich ist."

*

* „Kotzebue ist gleich einem Brand, der durch die Stoppeln fährt."

*

* Goethe pflegte zu sagen: es sei schade, daß man das Leben nicht zweimal leben könne.

Auch von seinem Schreiber Geist führte er das Beispiel an, daß dieser, wenn er etwas nicht recht gemacht und darüber zurechtgewiesen, sich damit ausgeredet: Er habe es erst einmal gemacht.

*

* Als Madame Wolff bemerkte, daß manche Schauspieler nach den Worten, die sie zu sagen haben, aufhören zu spielen, versetzte Goethe: Das rühre noch von den Marionetten her, die, wenn sie gesprochen haben, auch nicht weiter bewegt würden.

*

* In den Gleichnissen steckt nach Goethe (aus einem Gespräch mit ihm) die Kultur oder Lebenserfahrung, die sittliche, die imaginierte, die künstlerische, die zivile usw. Das Gleichnis macht eigentlich den Dichter, d. h. sein Subjekt, das andre ist faktisch, d. h. ist Objekt.

*

* Goethe sprach einmal zu mir von der Vernunft, daß sie am wenigsten Freiheit gewähre, oder daß die Vernünftigen am wenigsten frei wären.

*

* In eine Dichtung einen Sinn hineinlegen! Als wäre von einem Bonbon die Rede, das in die bunte Schale, mit rebus verziert, eingewickelt, allein verspeist wird.

*

* „Der beste Diener ist der größte Schelm."

*

* „— Seine Augen haben die Eigenschaft eines Korkziehers, sie stoßen nicht ein, aber er dreht sich hinein." (Aus zerrissenen Papieren.)

*

* „Der Sänger liebt das Tragende; daher die larmoyanten Poesien."

*

* „Musik verträgt wie die Feuerwerke nur ein leichtes Gerüst, an dem sie abbrennt."

*

* „Natur ist weiter oder größer als der Begriff: Natur ist enger oder kleiner als die Idee."

*

* „Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen. Wer sich ihr akkomodiert, ist für alles tüchtige Leisten verloren. Die Nachgiebigkeit gegen sie macht untätig. Sie paralysiert den, der ihre Meinung, ihre Urteile respektiert."

*

* „Franzosen sind in ihrer Tragödie bloß pragmatisch. Es ist nichts als Reflexion über das Geschehene, was die Personen des Stückes sagen; es ist keine Handlung drin."

*

* „Den Kreuzzügen verdanken wir doch Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände gegen das Zudringen der östlichen Völker."

*

* „Wieviel Silber der Rechtschaffenheit ich unter dieses mein Kupfer noch drunter tun will, daß es im Handel und Wandel noch gilt, das ist meine Sache und geht niemand als mich und Gott an."

*

* „In der Natur ist alles was der Mensch hat und noch ein Inkommensurables, ein x, was er nicht hat; der Mensch hat alles was die Natur hat und noch ein Inkommensurables, was sie nicht hat; kommen nun alle beide zusammen, so muß etwas ganz Vortreffliches entstehen."

*

* „Unvollständigkeit aller Erfahrungswissenschaften, insonderheit der Geschichte. Wie wenig ist, was überhaupt von den ein-

zelnen Personen der Geschichte gewußt wird. Und wie wenig ist das, was in einzelnen Büchern überliefert wird. Die Individualität der Person erscheint nie, sondern ein Abstraktum mit Wunderlichkeiten."

*

Goethe nannte es gegen mich die lächerlichste Prätension, allen gefallen zu wollen; wie er denn auch recht gut und von selbst wußte, was er könne und nicht könne.

*

Goethe erzählte mir öfter von der Gewohnheit [des Malers Kniep, die Bleistifte zu spitzen], worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen sei und die Zeit vertan habe.

*

Goethe mußte alles motivieren, und es hätte – wie er einmal zu mir sagte – in einem seiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung sein können, ohne daß er es nicht schon früher, unvermerkt und als hätte es nichts auf sich, beigebracht oder angemeldet haben würde.

*

[Im Sommer 1778] war es, wo Goethe die ersten Versuche mit Schwimmen anstellte, zuerst im Floßgraben vor seinem Garten, dann in der Ilm selber. Er hatte es früher schon mit einem Korkwams versucht, das daher als Gleichnis mehrmals in seinen Schriften vorkommt; nun geschah es ohne dieses Hülfsmittel, und Goethe scheint es sehr weit in dieser Kunst gebracht zu haben. Er badete in jener Zeit überhaupt häufig, sogar des Nachts in der Ilm, meist bei Mondschein, selbst in November- und Dezembertagen; und trieb auch wohl allerlei Neckereien mit den bei nächtlicher Weile Vorübergehenden. So — erzählte er mir — habe er einmal einen Bauer aus Oberweimar, der spät in der Nacht nach Hause zurückkehrend über das Gatter der Floßbrücke steigen wollen, dadurch in Furcht und Schrecken versetzt, daß er in seiner weißen Gestalt

mit schwarzem langem Haupthaar, aus dem Wasser auf- und niedertauchend und dabei wunderbare Töne von sich gebend, in jenem Manne die energische Vorstellung einer Ilmnixe erregt, deren Existenz dieser sich nun wahrscheinlich nicht wieder habe ausreden lassen.

*

In den ersten Jahren meines Aufenthalts in Goethes Hause sah ich ihn öfters [an einem geologischen Modell] arbeiten, gewöhnlich bei aufgehobenem Nachtisch. Es war ein Basrelief von Wachs und sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittsteile auseinandergerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte.

*

Inschriften des Altertums liebte Goethe ungemein, und ich erinnere mich sehr genau, daß eine von F. A. Wolf ihm mitgeteilte überaus witzige, vielleicht einzige in ihrer Art, auf einen Schauspieler verfaßt (in Guil. Fleetwoods Inscriptionum antiquarum sylloge pag. 138) das größte Vergnügen gewährte.

*

Einer Unzahl italienischer und französischer Opern wurden [nach Goethes Übernahme der Theaterleitung] deutsche Texte untergelegt, andere zu besserer Singbarkeit umgeschrieben, wobei der Theaterdichter Vulpius lebhaft eingriff. Goethe selbst verbesserte viele Texte, unter andern in den Theatralischen Abenteuern, der Heimlichen Heirat; und die Oper Circe bearbeitete er ganz neu. Aus allen diesen pflegte Goethe bei gutem Humor und schicklichem Anlaß ganze Strophen herzuzitieren, oder mit Anschlagen eines einzelnen Verses auf die Ähnlichkeit oder Gleichheit des Verhältnisses, von dem eben die Rede war, scherzhaft anzuspielen.

*

Einen prosodischen Fehler, einen Vers mit überzähligem Halbfuß, nämlich in „Hermann und Dorothea“:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen“ rügt das Morgenblatt 1808 Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbessert geblieben, aber — setzen wir hinzu — mit Bewußtsein und Absicht in die letzten Ausgaben miteingewandert. Ich hatte Goethen bereits aufmerksam darauf gemacht, weil aber der Vers, ohne sein proverbialisches Ansehn zu verlieren und eine gewisse grata negligentia einzubüßen, nicht wohl zu ändern war; ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf einmal von diesem Verse sprechend ihn nicht nur entschuldigt, sondern auch durch Homerische Beispiele erläutert habe: so ließen wir ihn stehen oder hingehen. Nun machte später auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerksam, und Goethe soll, wie jener erzählt, gesagt haben: die siebenfüßige Bestie möge als Wahrzeichen stehen bleiben!

1813

25. Januar

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagsblattverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden.“

*

1. Februar

Bei der Aufführung der Oper Agnese.

„Das Ungeheuere in der Kultur ist dies, daß wir unser Publikum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von

dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt, und mit dem es zuletzt spielen lernt."

*

15. Februar

„Das Christentum setzt jeden in den Naturzustand (der ursprünglichen Gleichheit) zurück, ohne ihm die Moyens dazu zu geben. Daher ist jeder gefährdet, der eigentlich der Mächtigere ist: denn er darf seine Macht nicht gebrauchen. Daher befinden sich alle Lumpe so vortrefflich dabei: denn man kann ihnen nichts anhaben."

*

* „Die wenigsten Menschen lieben an dem andern das, was er ist, nur das, was sie ihm leihen. Sich, ihre Vorstellung von ihm lieben sie, und so hol' sie der Teufel."

*

* Wie Goethe mir mit bemerkte: man könne sagen, daß gerade das Individuelle, das wodurch er der Autor ist, das punctum saliens, wenn es unterdrückt erscheint, getadelt wird.

*

* „Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miserere, wo man vorn herausgibt, was eigentlich hinweggehen sollte durch sachten und stillen Stuhlgang."

*

„Es ist ganz eigen, daß die Menschen sich in Mißbräuchen so sehr gefallen, und daß man nicht leicht ein Mittel gelten läßt, wodurch das Übel von Grund aus gehoben würde."

*

* „Nur in mittleren Zuständen findet Menschenhülfe und Teilnahme statt und ist uns wohltätig, in allen äußersten sind

wir auf uns selbst gewiesen. Entschluß und Tat müssen wir allein vollbringen. Vorher mag man uns beraten, hinterher beklagen, das Meiste, Größte und Beste müssen wir doch selbst und allein tun."

*

26. September

* Mit Goethe über die Weiber, daß sie keinen Geist haben.

*

26. September

* „Liebe und Verehrung (Ehrfurcht) wollen unbedingt sein."

*

17. Oktober

* Über Technik, besonders Baumwollspinnerei in Ilmenau. Goethes Apercu, daß die Vernunft des Menschen nur den Arrangeur mache. — Vortrefflich bemerkt! nämlich die Vernunft des Menschen tritt nur da ein, wo es stocken könnte. — Ob man den Flachs so würde spinnen können wie Baumwolle? — Schwerlich! — Worauf es ankomme, nämlich ihn kurz und krisplich zu machen.

*

26. Oktober

* „Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden als die, in der man diplomatisiert." –

Resultat einer Unterhaltung Goethes mit Fürst Metternich, an diesem Tage von jenem mir mitgeteilt.

*

* Seine Stube kommt ihm vor wie Diogenes' Faß.

*

27. Oktober

* „Es hat niemand außer seinem Metier Gegenwart des Geistes."

*

12. November

* „Die Begattung zerstört die Schönheit, und nichts ist schöner als bis zu diesem Moment.

In der antiken Kunst allein ist die ewige Jugend festgehalten und dargestellt. Und was heißt ewige Jugend anders als keinen Mann, keine Frau erkannt zu haben.

Hier wäre also die Unschuld. Eine Madonna, die Mutter und Jungfrau zugleich ist, ist nichts."

*

14. November

„Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal Einem gestatten, was sie sich untereinander selbst nicht gestatten, nämlich, daß einmal Einer ganz sein darf, was er will und Lust hat."

*

20. November

„Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja! aber ein jeder nur seiner eigenen; daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln."

*

20. November

* Abends bei Goethe, der seine Ballade vom Totentanz mitteilt. Diese nach mehrmaligem Lesen ästhetisch-grammatisch durchgegangen und dabei vieles über Wortstellung in allen Sprachen aufgenommen. Unter andern auch das: so arm und so jung, so alt und so reich. Ebenso die Wiederholung des Artikels:

Der Türmer, der schaut
der Kirchhof, er liegt
der Mond, der hat.

Die Gegenstände werden erst akkusiert und gleichsam hingestellt mit einem voilà!

*

24. November

„Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen."

*

6. Dezember

* Ich las Goethe die dritte olyntische Rede des Demosthenes vor. Sie scheine ihm doch eine Kapuzinade, ob er gleich zugestand, daß Demosthenes völlig über seiner Sache stehe und er gescheiter sei als die Versammlung.

*

24. Dezember

„Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte. Die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will." (Bei Gelegenheit der Katastrophe in den Nibelungen).

*

26. Dezember

* „Glaube ist nur das Selbstvertrauen objektiv gefaßt und objektiviert."

1814

5. Januar

* „Die Deutschen sind wiederkäuende Tiere", bemerkte Goethe, als von Ludens Nemesis die Rede war, und zugleich von dem Unwillen, den die Hoheit [Maria Paulowna] über diesen Titel geäußert. Knebel nahm den Luden auf eine lustige Weise in Schutz, als einen, der sich sein Brot verdienen müsse auf Napoleons Unkosten.

*

* Wie auf einem Jahrmarkt oder andern Festivität jeder seine Ware zu Markte bringt oder sich notwendig macht, wie beim Vogelschießen ein Feuerwerker, ein Glücksbudner, ein Brezelverkäufer usw., so auch Luden mit seiner Nemesis.

*

13. Februar

„Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend

auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, so wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist."

*

„Lächerlicher Irrtum, daß wir glauben, wir sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegenwärtig schon geleistet wird, etwa wie wenn Ameisen hofften, einst Bienen zu werden, da die Bienen bereits sind und aus sich selbst sich fortpflanzen."

*

26. März

„Die Poesie hat den Nachteil vis-à-vis der bildenden Kunst, daß sie nicht εὐσύνοπτον ist; daher Werke von größerem Atem rhapsodienweise vorgetragen werden müssen (auch so verlangt werden), so daß, wenn ein Ganzes auch vorhanden wäre (z. B. Homer), er in Rhapsodien zerlegt werden würde, um ihn zu genießen."

(Bei Gelegenheit von Wilhelm Meisters Lektüre, die wir zusammen vorhatten.)

*

„Die Menge der Dichter ist es, die die Dichtkunst herunterbringt in Ansehen und Wirkung."

*

27. März

„Alle Menschen, die Imagination haben, gehen in's Steile, so die ersten Landschaftsmaler des 16. Seculi. — Scylla und Charybdis liegen nicht so nahe; aber der Poet mußte in's Steile gehen und sie näher bringen, um Effekt zu machen."

*

27. März

„Die Natur ist etwas Inkommensurables, und wer sich mit der Natur abgibt, versucht die Quadratur des Zirkels. Nun fragt sich's nur, wo man den Bruch hinwirft in's gis!"

(Bei Gelegenheit von Heims Geognostischen Ansichten.)

*

„Die Zahlen sind, wie unsere armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen."

*

„Die Natur macht unser Auge nur ad hunc actum achromatisch. So ist's mit allem. Wir haben Menschenverstand nur ad hunc actum usw."

*

Werners Ganglehre nannte Goethe ein Klaffen der Erde und stellte sich die Sache vor wie die jungen Raben, die zu fressen haben wollen.

*

4. April

Merkwürdige Äußerung Goethes über sich selbst, bei Gelegenheit des Meister. Daß nur die Jugend die Varietät und Spezifikation, das Alter aber die Genera, ja die Familias habe. An sich und Tizian gezeigt, der zuletzt den Samt nur symbolisch malte. Artige Anekdote, daß jemand ein bestelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Spezifische darin vermißte.

Goethe sei in seiner Natürlichen Tochter, in der Pandora ins Generische gegangen; im Meister sei noch die Varietät. Das Naturgemäße daran! Die Natur sei streng in Generibus und Familiis, und nur in der Species erlaube sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das sei eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen. –

Dies ist dasselbe, was er anderswo so ausdrückte, daß die höhern Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären. Die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sei despotisch.

*

9. April

Interessantes Gespräch über die Neigungen der Eltern, die man in sich verspürt. Wir tauschten unsere Selbsterfahrungen gegeneinander aus.

*

15. April

* Nach einem Abend bei Goethe. Wesentlicher Inhalt unserer Unterhaltung:

Alles Sprache. Bild- und Malkunst und Wortsprache.

Darstellung des Geistes.

Alle Sprache strebt zum Substantiv.

Der Satz ist ein Substantiv.

Substantiv ist die Anschauung, die Totalität der Anschauung.

Die bildende Kunst hierin deutlich und zweckerreichender als die Wortsprache.

Ein Bild bei Rubens, Geißelung Christi, ein deutlicher anschaulicher Satz.

Schlecht komponierte Gemälde seien gleich schlecht oder ungedachten Sätzen.

Ein Bild von echter Komposition gleich einem vollkommenen Periodus.

An Ritter Georg von Martin schön erläutert.

Casus rectus. Casus obliqui. Partizipial u. Genit. absolut. der Umstände des Beiwortes.

In dieser Komposition Martin schön über Polygnot, der die Sache noch nebeneinander stellt, statt sie abstufend zu dämpfen!

Hierin dem Nonus ähnlich, der alles noch sukzessiv erzählt.

Die wahre Periode erst in der spätern Beredsamkeit.

Die wahre Komposition erst in der Malerei.

Schlechte Komposition der Künstler gleich den schlecht stilisierten Sätzen.

Phrasen in der Sprache, Phrasen in der Kunst.

Ungehörige wie mit Stecknadeln unter die Arme greifen.

*

16. April

Goethe sprach von der Franzosen gutem Betragen in seinem Hause, zumal Denons in Betreff seiner Kunstsachen. Ich bemerkte dagegen: man habe das Gefühl gehabt, wie wenn einen

ein Löwe leckt, daß, sobald er Blut spürte, er einen zerreißen könnte.

*

27. April

Daß die Weiber, die in der Jugend Charakter haben, wenn die Liebhaber sich verlieren, Schälke werden, an Beispielen nachgewiesen.

*

3. Mai

„Hypochondrisch sein heißt nichts anders, als in's Subjekt versinken. Wenn ich die Objekte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Objekt gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Objekt."

*

5. Mai

„Der Poet ist mit dem Schauspieler dran wie der Liebhaber mit dem Mädchen, auf die er Verse macht. Die denkt auch, sie wäre es. Ebenso jener. Der Gedanke des Dichters leidet immer unter der Darstellung: denn der große Haufe applaudiert nur dem Schauspieler und denkt nicht an den Dichter."

*

29. Mai

Über der Frau v. Staël neuestes Werk: De la litérature allemande.

Goethe war mit ihrem Urteil über seine Sachen unzufrieden, da sie ihm nicht nachkommen könne und seine Sachen fragmentarisch erschienen.

Übrigens komme ihm das Ganze doch vor als wie eine Maria Magdalena oder andere, die im Angesicht der heiligen Dreieinigkeit unter ihrem Mantel die Deutschen als brave Leute, doch arme Sünder, einschwärzen wolle. Von dem Dudelsack der Religion, der angestimmt worden, damit die von H.... zu N..... Gewordenen ihren Menuett noch anständig tanzen könnten u. d. m.

*

Juni

* Goethe liebte auch zuweilen Paradoxien auszusprechen, zur Belebung des Gesprächs, zumal bei Tische und unter ver-

ständigen Gästen, die wohl wissen konnten, wie das zu nehmen sei. Davon bin ich oft Zeuge, sogar Mitspieler gewesen, auch in der Szene mit F. A. Wolf in Berka, wo wir gegen Demosthenes loszogen und die Philippiken mit Kapuzinaden verglichen bloß um die Übertreibungen Wolfs zu kontrabalanzieren.

*

22. Juli

„Die Wirklichkeit hat nur eine Gestalt, die Hoffnung ist vielgestaltet."

1815 – 1832

„Die Sittenlehrer irren sich, wenn sie in jedem Alter denselben Grad der Bescheidenheit verlangen. Anders der Jüngling, der in seine Kräfte gerechtes Mißtrauen setzt; anders der Mann, der sie geprüft und gezeigt hat."

*

„Es gibt zwei Welten. Wenn die eine zürnt, so fragt die andere nichts danach."

*

„Die Wahrheit ist bloß desobligeant vis-à-vis der Anmaßung und Eitelkeit."

*

29. November 1815

„Von zwei Epigrammen welche Knebel dem Tischbein in dessen Buch mit Zeichnungen geschrieben, eins auf den Löwen, und das andere auf die Störche, welche ihrem Nest entfliehen, weil das Haus, worauf sie gebaut, in Flammen steht, von diesen beiden Stücken sagte Goethe: sie wären wert, in der griechischen Anthologie zu stehen.

*

29. August 1816

– „Die lieben Deutschen kenn' ich schon: erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie."

*

14. März 1817

„Die Menschen können nichts mäßig tun, sie müssen sich immer auf eine Seite legen."

*

– „Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen, wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen."

*

– „Diese Italiener sind seltsame Personen, hohle Enkomiasten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detraktoren, wenn sie Gelegenheit finden."

*

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte", pflegte Goethe zu sagen, und er hat recht. Juden, Griechen und Römer haben ihre und die Geschichte der andern Völker verdorben, nicht unparteiisch vorgetragen. Die Deutschen tun es auch, so ihre eigene als die Geschichte der Ausländer.

*

22. August 1817

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren; denn unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

*

12. Dezember 1817

„Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können

sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono wie die protestantische Kirche ihre Choräle."

*

Juni 1818

„Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoskop zugeht (das Dr. Seebeck uns erklärt hatte), interessiert mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte: wir wüßten vor Unteilnahme und langer Weile nicht, was wir anfangen sollten."

*

1820

* Goethe sagte, als von den Streitigkeiten Vossens und Stolbergs die Rede war, Voß contra Stolberg komme ihm vor wie in Dantes Hölle, wie der im Sumpf Eingefrorene die Köpfe seiner Miteingefrornen benagt.

*

1821

* „Dichtung ist sinnliches Resumée der Lebenserfahrung."

*

* „Seelenakt, den die italienischen Schulen meistens darstellen (in den Madonnen und in den Votivbildern). Es ist nichts am Gegenstande: es ist eine Stimmung, die in lieblicher Form, meist idealer, dargestellt wird.. — Bei den Niederländern Stoff und Ton (Farbton), Beleuchtung."

*

* „Unwahres, kann naiv sein: Falsches, das sich die Stelle des Wahren anmaßt; Ungehöriges (Inadäquates), in der Anwendung Verkehrtes an sich wahr."

*

1. März 1822

* „Der Frauenverein, der sich solche Verdienste um die Armen erwirbt, der müßte, wenn man vom Verdienst abgeben solle, das meiste geben."

*

April 1826

* „Wer wird nun Vossens Zankstuhl einnehmen?" fragte mich Goethe.

*

4. August 1826

Zelter klagt in einem Briefe an Goethe, daß sich sein (Stief-) Sohn zu früh von ihm ablöse. Da fiel mir ein, daß sich die Welt wohl auch zu früh von Gott abgelöst habe. Goethe lachte und fuhr fort: das wäre das Losreißen „der Abfall von Gott", den unsre Philosophen und Theologen neuerdings wieder abhandelten, und so badinierten wir einiges.

*

1827

„Der Geist des Wirklichen ist das wahre Ideelle."

*

22. November 1828

— Es sei ein göttlicher Kunstgriff der Bourbons, den Napoleon insofern anzuerkennen, daß sie zu verstehen geben: er habe im Auftrag von ihnen gearbeitet. Er erscheint wie ein Administrator, der am Ende so gut gewirtschaftet hat, daß sie wieder in ihren Besitz eintreten können und alles so vorfinden, als wäre nichts gewesen. Daher teilen sie jetzt noch Orden der Ehrenlegion aus, in Sachen, die unter ihm vorgekommen.

*

20. April 1829

„Der Aberglaube ist den Dichtern zuträglich", sagte Goethe.

*

1. Juli 1830

Von 1000 Gelehrten seien 999, die eine Sache nichts angehe, wovon der Eine fait mache und sie durchsehe. Diese

ließen das gut sein, weil ihnen nichts daran liege: wie auf dem Basar kein Kaufmann etwas dagegen habe, daß der andre seine Perlen los werde, wenn er nur seine Shawle verschleißen könne. –

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern auch Interesse obwalte, die Sache des andern zu fördern, damit unsre nur auch abgehe. Denn, obgleich die Wissenschaften durch ein allgemeines Vinculum umschlungen zu sein gerühmt würden, so nehme eine jede doch nur von der andern gewisse Lemmata (Heische-Sätze), berufe sich im übrigen auf die respektive Wissenschaft, unbekümmert wie es damit stehe.

*

Goethe kam, durch obige Bemerkung, darauf zu sagen (wir sahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquetschen, habe es bis dahin keinen Wasserabfall gegeben.

*

9. November 1830

„Wenn man die Früchte besserer Klimate genießt, so wird man augenblicklich hinüber versetzt, und die Einbildungskraft erhöht den Genuß."

*

22. Dezember 1830

„Was einmal gut gedacht und gesagt ist, soll man beruhen lassen – und nichts daran ändern."

*

„Es muß nicht gleich alles zum Handwerk werden, was unserm Dasein zur Zierde gereichen soll", – sagte Goethe zu einem jungen Theologen, der viel Talent zum Zeichnen besaß und deswegen sein Studium aufgeben und sich der Kunst widmen wollte.

*

„Das Gesetz macht den Menschen, nicht der Mensch das Gesetz! So hat Mosis Gesetz die Juden gemacht, so Lykurgs Gesetze die Spartaner."

*

Juni 1831 it. März 1832

„Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren."

*

7. November 1831

„In der Poesie einer jeden Nation ist etwas Konventionelles, so auch bei Euripides. Zu seiner Zeit, die schon rhetorisch war, wollte man nur das sehen und hören. Es ist nicht zu leugnen, daß die Art des Sophokles und Äschylus etwas hat, was näher an die Natur geht."

*

1832

* Ich erinnere mich, etwa im Anfang des Jahres Goethen die Bemerkung vorgelegt zu haben, daß wir Bürgerliche ja auch Ahnen hätten, daß ich die Meinigen bis über hundert Jahre, Peucer auf dreihundert Jahr zurückführen könnte. Ei freilich! meinte er, wir wären nur so sorglos darüber, weil nichts dabei herauskäme; ja wenn was darauf beruhte, Vorteile, Privilegien, Vorrechte und dergleichen, da würde es auch geschehen und geschehen sein, wie in Reichsstädten.

Unter die biblischen Sprüche, die Goethen als fleißigem Leser der Heiligen Schrift aus seiner Jugend noch immer gegenwärtig und geläufig waren, gehört der seinem Aufsatze „Israel in der Wüste“ als Textwort vorgesetzte:

„Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph“ (2. Mos. 1, 8).

Goethe machte auch im Leben vielfältig Anwendung davon, besonders wenn das gänzliche Nichtwissen seiner Zeit von dem, was vor ihr gewesen oder geschehen war, sich kundgab. Dies war häufig genug der Fall, da die Nachkommen gewöhnlich denken, mit ihnen fange die Welt und das Leben erst an, oder wie er es ausdrückte: „Ihr Tauftag solle der Schöpfungstag sein.“ Sogar in seinem Wohnorte wußten manche nicht, was bereits vor ihnen dagewesen war. Und auch die jetzigen Epigonen scheinen es nicht immer zu wissen, so daß eine Parallelstelle (Buch der Richter Kap. 2, 10): „Und kam nach ihnen einen ander Geschlecht auf, das den Herrn nicht kannte noch die Werke, die er in Israel getan hatte“, sich auf ihn und die Heroen seiner Zeitepoche anwenden ließe. Genug, es ist und bleibt eines der stereotypen Mottos für jedes Zeitalter, das eben immer ein solcher neuer, nicht wissender König ist.

*

„Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben“, war auch eines seiner biblischen Sprüchwörter, nicht gerade bei wahrscheinlicher Todesgefahr, der man nicht nur festen Mut und Entschlossenheit entgegenzusetzen hat, wie in der Geschichte, die 1. Samuelis 15, 82 erzählt wird, sondern auch wohl gefahrverachtenden Leichtsinn, um sie weniger zu empfinden, wie in dem von Goethe beschriebenen Falle. Er brauchte den Spruch auch wohl nur von einer Diversion, die man sich bei unangenehmen, widerwärtigen Dingen zu machen habe, um über sie hinauszukommen.

*

Höchst sprechend für seinen mitteilenden Charakter, den auch Schiller an ihm gefunden hatte, indem er ihn den kommunikabelsten aller Menschen nannte, war auch der oft vorkommende Vergleich mit der Frau im Evangelio und ihrem gefundenen Groschen. Wie diese ihre Freunde und Nachbarn von ihrem Glücksfunde sogleich in Kenntnis setzt, damit sie an ihrer Freude teilnehmen, so erging es ihm bei jeder neuen wissenschaftlichen Entdeckung, bei glücklicher Lösung eines Problems und endlicher Gewahrwerdung eines ihm lange verborgen gebliebenen Naturgesetzes. Er mußte sie sogleich seinen Freunden mitteilen. Herder, Schiller, Knebel und Meyer waren immer die ersten, denen er davon Nachricht gab und sie zur Mitfreude aufforderte. Aber auch jüngere Freunde und Vertraute wurden zur Teilnahme aufgerufen; denn wie er leibliche Kost und Speise gern reichlich mitzuteilen liebte, so auch geistige noch mehr, als der „kommunikabelste".

*

„Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben", war bis an das Ende seines Lebens ein mehr heiter als ernst angewendetes Bibelwort, und wahrlich, niemand hat mehr im ganzen Leben sich abgemüht als eben er. Doch der Ton, womit er es auszusprechen pflegte, indem er auf dem ü aushielt, es auch mit müde, ermüdigt, mühselig in Verbindung brachte, zeigt, daß es keine sentimentale noch hypochondrische Stimmung war, die es ihm eingab, sondern jene ironische, die er in den Briefen an Zelter definiert und die es ihm möglich machte, solche Mühe so lange auszuhalten. Man vergleiche das Hochländische Lied, das er ganz aus seiner Seele anstimmen konnte, und die Bemerkung: „Alles, was wir treiben und tun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird."

*

Goethe brauchte im gewöhnlichen Gespräch unter Freunden viele aus fremden Sprachen entlehnte und angewöhnte Worte und Wendungen, teils in den Grundsprachen, teils in Nach-

bildungen, z. B. aus dem Italienischen, wie „dice bene“ für wohl gesprochen! oder Sie haben recht! „Es torniert etwas nicht a conto, non torna a conto“ für: es kommt nichts dabei heraus. „Das wär' oder gäb' ein precipizio“, wofür man im Deutschen auch sagt: „das wär' ein Untergang“, für Lärm, Skandal u. dergl. Spregiudicato, ohne Vorurteil, und besonders auch das Trostwort bei Sachen, die zugrunde gehen oder nicht zu halten sind, worüber man sich also zufriedengeben müsse: „periamo noi, periano anche i bicchieri“, welches er in Rom von einem kleinen italienischen Mädchen gehört hatte und es den Weisheitsspruch desselben nennt.

Aus dem Französischen war ihm sehr geläufig zu sagen: „das ist ein Meer auszutrinken“, c'est une mer à boire, für: das ist zu weitläufig, zu umständlich, zu schwierig, und besonders die ganze französische Phrase: „ce sont les suites inévitables de la guerre“, die man, besonders in der Epoche von 1806, so oft von den Franzosen hören mußte, wenn sie Klagen und Gegenvorstellungen abzufertigen suchten.

Für das englische never mind, „sich's aus dem Sinne schlagen, nicht daran denken“, braucht er einmal, als man ihm einen Klatsch gemacht hatte:

„Ich mach' mir nichts draus!
Schon bin ich heraus.“

*

Goethe sprach öfter von einem taedium vitae, das den Menschen ergreife und ihn zum Selbstmorde veranlasse, und zwar aus fremder und eigner Erfahrung, die ihn den Werther zu schreiben antrieb; desgleichen bei dem häuslichen Unheil, das Zeltern betraf und ihm zum Trost und Ersatz diese brüderliche Freundschaft von seiten Goethes einbrachte. Mit beiden Stellen, die jenes sittliche Phänomen erläutern, verdient verglichen zu werden, was Seneca über das fastidium vitae

bemerkt, wo sogar ganz gleiche Fälle und Beispiele, wie die von Goethe erzählten, anzutreffen sind.

*

Die lateinische Sprache gewährte ihm besonders ausdrucksvolle und bezügliche Spruchformeln, wie difficilia quae pulchra, oder ars est de difficili et bono, oder sustine et abstine, das er selbst tatkräftig durch ein ganzes Leben hindurch ausführte, so wie er das decet imperatorem stantem mori auf das gefaßte und standhafte Benehmen hoher Personen in einem die Existenz bedrohenden Falle zu beziehen wußte.

Eine höchst glückliche Anwendung von dem bekannten hic Rhodus hic salta, „Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht, Und der Gelegenheit schaff ein Gedicht", ergab sich auf einen fast wütenden Gegner der Gelegenheitsgedichte, der gleichwohl selber kein einziges der Rede wertes, bei höchst bedeutenden Anlässen, hatte zustande bringen können.

*

„Ihm seine Träume erzählen und auslegen" war auch eine gewöhnliche Redensart, wenn ihm das, was er bereits selbst, aber nur dunkel gedacht, von andern klargemacht wurde; ein Fall, in welchem er sich mit Schillern befand, der ihm seine Kunstapercüs in Verstandesbegriffe detaillierte, z. B. seine Gedanken über epische und dramatische Dichtung. Auch brauchte er diesen Ausdruck, wenn er an etwas erinnert wurde, was er wohl ehedem gedacht, aber wieder aus dem Sinne verloren hatte; so bei Zelter ein vergessenes, von ihm selbst erfundenes Motto. Obschon die Redensart aus der Bibel genommen scheint, so ist sie doch auch ein griechisches und lateinisches Sprüchwort: τοὐμὸν ὄνειρον ἐμοὶ λέγεις, meum somnium mihi narras.

*

„Der Mensch ist brevis aevi", liebte Goethe besonders oft zu sagen, wenn er überhaupt auf das Unvollendete, Unzulängliche, Unerreichte im menschlichen Leben, Tun und Treiben

hindeuten wollte, aber zugleich auch auf sein eigenes Streben, nur bald mit etwas fertig zu werden, nicht erst lange Entwürfe auszuspinnen, etwas ohne Aufschub zu genießen, „daß schöne Stunden im Fluge genossen werden müssen" – auch selbst „Begeisterung keine Heringsware sei, die man einpökelt auf viele Jahre". Oft verband er damit die Worte des persischen Gesandten: „Der Mensch lebe nur fünf Tage" und „Gott sei barmherzig." Mit diesen Fünf zielt er auf das, was bereits Saadi einem Herrscher und Befehlshaber einschärft, jede Stunde der Herrschaft Gottes zu betrachten, eingedenk zu sein des Wechsels der Zeit und die Übertragung der Herrschaft von Gott auf den Menschen zu erwägen, auf daß er sein Herz nicht hänge an diese fünf Tage Frist auf Erden usw.

Da für Goethen, bei solcher Gesinnung, die Zeit „etwas" war, „Leben" und „selbst ein Element", und daß nichts höher zu schätzen sei als der Wert des Tages; daß es besser sei, das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering zu halten, und er darin ganz mit Leibnizens Wahlspruch: pars vitae, quoties perditur hora, perit, übereinstimmte; auch mit Friedrichs des Großen Sentenz, jener des Seneca: Temporis unius honesta avaritia est, nachgebildet: le temps est le seul dont l'avarice soit louable – so mußte das Amici fures temporis auch eines seiner Brocardica sein, zu dessen Ausdruck ihm leider oft genug Einheimische wie Fremde, besonders Individuen von außerordentlicher Schwatzhaftigkeit, Druckserei und Sitzvermögen, Gelegenheit gaben. Manche Äußerung gegen Zelter über Fremde, die nichts bringen und nichts mitnehmen, ist daraus erklärbar.

*

Eine der häufigsten Anwendungen, bald in vollem bald in halbem Scherz, erfuhr das Basedowsche Witzwort Ergo bibamus, ja es ward zu einem terminus technicus gestempelt und als ein Substantiv gebraucht, nicht nur für Gelegen-

heit, Anlaß, Grund zu Lust und Vergnügen, sondern auch zur Persiflage einer seltsamen Folgerung.

Als Goethe diese Konklusion, die nach Basedows Behauptung zu jeder Prämisse passen sollte, zum erstenmal beim Diktieren der Farbenlehre, und zwar in der Polemik gegen Newton, erwähnte und sie zugleich auf die wunderliche Schlußart desselben applizierte, erlaubte ich mir die Bemerkung: es wäre dies ja der natürlichste, ungesuchteste Refrain zu einem Trinkliede selbst; man müsse nur die schlagenden Motive zu den Prämissen aussuchen, aus denen jene Konklusion folge. „Nun, versuchen Sie's einmal!" erwiderte er; was ich denn auch bald darauf tat, und ihm schien der Versuch nicht übel. Einige Zeit nachher (1810) machte er selbst das vortreffliche Ergo bibamus für Zelters Liedertafel, das man nach dessen Versicherung nicht satt werden konnte zu singen und zu hören; und ich hatte die Freude zu sehen, daß ich in einigen Motiven und in der Wahl des Silbenmaßes mit ihm zusammengetroffen war. Freilich ist das seinige von edlerer Weise und läßt sich auch von ernsthaften Männern nachsingen, während das meinige etwas Studentenhaftes an und in sich behält. Übrigens ist es wahr, daß die Menschen von jeher sowohl traurige als fröhliche Ereignisse sich zu einem Ergo bibamus machten und machen, zu einem Anlaß für Zweckessen, gerade wie sie aus den tragischen Begebenheiten sich einen Ohrenschmaus bereiten in Oratorien und Opern, und so wird aus Leid Lied und ein meminisse juvabit.

*

Eine scherzhafte Anwendung von Klopstocks Sentenz: einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen, war ihm gleichfalls sehr gewöhnlich. So spielt er darauf an in einem Briefe an Schiller, wo er die ernsten und nach seinem Begriff guten Aufsätze in den Propyläen – die übrigens wenig Absatz fanden – zum Troste des Buchhändlers mit etwas würzen will, damit sie, wo nicht belohnt, doch wenigstens ver-

geben werden. Schiller wendet den Gedanken nach seiner Art an, indem er bemerkt: „man könne sich's gefallen lassen, wenn gerade das, wogegen der Autor etwas einzuwenden habe, von der sogenannten Kennerwelt ihm als Verdienst angerechnet werde, da man so oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen gescholten werde."

*

Am liebenswürdigsten erschien er, wenn er aus seinen eigenen Gedichten einzelne Verse oder ganze Stellen bald mit einem besondere Wichtigkeit ausdrückenden Lehrton, bald mit einem achselzuckendes Bedauern oder auch behagliches Zugeben andeutenden Konversationston, als wie im Augenblick erst improvisiert, vorbrachte. Z. B. aus dem Reineke Fuchs: „Und so ist es beschaffen" usw. oder „handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger", oder „wir hätten ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen", bei Genuß eines Lieblingsgerichts wie etwa Tauben.

Der Wirt aus den „Mitschuldigen" mit seinem „Minister möcht' ich sein und jeglicher Kurier ging' bei mir aus und ein" wurde vorgeführt, wenn es galt, die unschuldige Neugier eines oder des andern gegenwärtigen jungen Frauenzimmers zu persiflieren.

So schonte er auch sich selbst nicht, wenn die Seinigen ihn an dies oder jenes erinnern mußten, indem er zugab, „ja, so sind die Herrn von Stande, ich bin auch zuweilen so" oder auch „Meint ihr denn, daß die Barone freien so wie die Plebejer?" Beides aus einer von seinen Lieblingsopern: il matrimonio segreto.

Junge Schauspielerinnen, die zu einer neuen oder größern Rolle auch neues und reiches Kostüm zu haben wünschten und ihm deshalb oft mit Bitten zusetzten, imitierte er parodierend mit der Arie einer Aktrice aus den „Theatralischen Abenteuern": „Atlaskleider muß ich haben mit der schönsten Stickerei" usw. Indem er sich so als einen italienischen Im-

presario ansah, spielte er die Rolle desselben weiter mit den Worten: „In die Logen tret' ich höflich, grüße diesen, grüße jenen", denn alle diese und andere italienische Opern hatte er früher auf's Theater gebracht und deren Texte verbessert.

*

Von den nach seiner Art parabolisch ausgedrückten heitern Einfällen sei noch einer und der andere erwähnt. Z. B. „Jeder Mensch habe nur ein Nösel von Höflichkeit und dieses sei bald verbraucht." Dies erinnert an das finnische oder vielmehr tatarische Sprichwort: „Herrenhöflichkeit reicht nur bis zur Schwelle." – Es muß längst in der Welt die Empfindung gewesen sein, woraus man die Bemerkung gezogen, daß man nicht über drei Tage wo verweilen solle: eine Regel, die in den Wanderjahren ausgeführt wird. „Fische und Gäste halten sich nicht über drei Tage", sagt ein altes Sprüchwort, und daß man einem Gast nicht den Ärmel ausreißen soll, d. h. wenn er Lust hat, zu gehen, ihn nicht zum Bleiben nötigen, sondern ihn ziehen lassen, weiß schon Homer. Daß man, wo man gut aufgenommen, nicht zum zweitenmal hinkommen dürfe, lehrt ein Zigeunerwort, und die Erfahrung, daß selbst Dichter und Künstler zum zweitenmal an demselben Orte nicht die Aufnahme fanden wie bei ihrem ersten Erscheinen.

Die Unterhaltungen mit Goethe sowohl bei Tische als in den Arbeitsstunden bezogen sich, außer den vorliegenden Gegenständen, häufig auf Sprachen, alte wie moderne. Aus dem Griechischen teilte ich manche Gnome oder sonst ein Apophtegma mit, das uns zu vielen Gedanken und allerlei Anwendungen Anlaß gab; unter andern auch ein Distichon aus der Anthologie, welches sich über die Eitelkeit, Nichtigkeit und Lächerlichkeit der Welt und der menschlichen Dinge ausläßt: ein antikes Salomonisches vanitatum vanitas und welches ungefähr also lautet:

Πάντα γέλως, καὶ πάντα κόνις, καὶ πάντα τὸ μηδέν.
Πάντα γὰρ ἐξ ἀλόγων ἔστι τὰ γεινόμενα.

„Alles nur Poss' und alles nur Dreck, und alles ein Garnichts: Alles aus Unvernunft ist ja nur, was da geschieht."

Dieses gefiel ihm so besonders, daß er bei Expektorationen über den Lauf der Welt darauf anzuspielen und mit den ersten Silben πάντα γέλως nur anzuschlagen liebte wie ein Stichwort.

Einen andern schalkhaften Gebrauch machte er, mir unbewußt, von einem griechischen Kinderrätsel, das er in meiner Abschrift in Knebels Exemplar von Jean Pauls Dämmerungen einklebte. Es würde in möglichst treuer, aber freilich die neckische Naivität des Originals nicht erreichender Übersetzung etwa so lauten:

„Ein Rätsel ist es, wie ein Mann und auch nicht Mann
'nen Vogel auch nicht Vogel sah und auch nicht sah,
Auf einem Holz' und auch nicht Holze hingesetzt,
Mit einem Stein auch nicht Stein warf und auch nicht warf (traf).

Die Auflösung des Rätsels ist:

„Ein schielender Eunuch sieht und sieht auch nicht eine Fledermaus (Vogel und nicht Vogel), sitzend auf einem Fenchelstengel (Holz und nicht Holz), die er mit einem Bimstein (Stein und nicht Stein) wirft und nicht wirft (d. h. nicht trifft.)"

Man wird gestehen, daß wohl mit keiner treffenderen Parabel diese phantasmagorische Skiamachie jenes Dämmerers (flaneur), die gleich den dissolvings views sich in einemfort metamorphosiert, ohne ein bleibendes Resultat zu hinterlassen, bezeichnet werden möchte.

*

Dergleichen Akkommodationen fremder wie eigener Einfälle ließen sich noch mehrere anführen, da Goethe sich in dieser Art des paraboliſchen Witzes auszeichnete; allein es möchte des Guten doch zu viel werden, und ein Witz, der erst eines Kommentars bedarf, verliert den größten Teil seines flüchtigen Salzes, das nur im Augenblicke wirkt. Es möge also mit jenem Beispiel sein Bewenden haben. Bleibt doch in den zahmen

Xenien und andern kleinen Gedichten noch genug des zu Erläuternden übrig:

„Denn bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn."

Schlußwort

am 6. Juli 1831

Ein hübsches astronomisches Motiv ging mir bei aus einer Notiz über die Umlaufszeit der Planeten, daß man sie in einem Geburtstaggedicht auf jemand als eine Redefigur brauchen könnte, wie man sonst nach Lenzen, Sommern u. dergl. rechnet, also, z. B. auf Goethe, zu sagen: daß Saturn schon zweimal seinen Umlauf um ihn gemacht, und jetzt im dritten begriffen sei; Uranus aber bald einmal; daß Goethe also zwei Saturnsjahre und ein Uranusjahr erlebt habe, oder sieben Jupitersjahre, also eine Jahrwoche vom Jupiter. – Ich teilte ihm, wie ich gewohnt war und durfte, Ernstes und Scherzhaftes vor ihm auszusprechen, auch dieses mit, es unmittelbar explizierend, und er freute sich des Einfalls.

Hätte ich jedoch ahnden können, daß mit dieser unschuldigen Berechnung die Summe seiner Lebenstage abschließend angedeutet werden möchte, ich würde sie, als ein vorlautes Omen, verschwiegen haben: denn leider sollte der nächste Geburtstag der letzte sein und kein folgender ihn und uns beglücken.

Wer aber hätte dies fürchten können, da noch jugendliche Lebenskraft und Tätigkeit ihn erfüllte und er nur daran, daß er immerfort lerne, merkte, daß er alt werde. Er besaß Geist, Mut und Kraft genug, seinen Faust zum Abschluß zu bringen. Auch war ihm neubelebende Freude und Glück bereitet, die in der Nähe und Ferne seiner warteten. Er sah noch seinen Freund Zelter, der auf einige Tage nach Weimar gekommen war, und konnte ihm sein Neustes mitteilen. Er besuchte noch einmal sein geliebtes Ilmenau und rekognoszierte die bekannte Inschrift im Bretterhäuschen vom 7. September 1783, die ihm ungeahnete Ruhe verhieß. Das Ausland wetteiferte in dem Ausdruck der Anerkennung und Verehrung, die es ihm bezeigte. Eine Anzahl englischer und schottischer Freunde sendeten ihm ein so kostbares als bedeutungsvolles Siegel; ein erster Bildkünstler

Frankreichs, David, die von ihm verfertigte Kolossalbüste in Marmor, welche zu seinem Geburtstage feierlichst im Saale der Großherzoglichen Bibliothek aufgestellt ward. Noch anderes Erfreuliche mehr war ihm vom Schicksal zugedacht. Er vermochte den Herbst des Jahres auf die angenehmste, ihn wieder verjüngende Beschäftigung zu verwenden, an die Schilderung seiner Liebe zu Lili, und sie insoweit zu vollenden, daß ihm nur noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter – Aristeia, wie er es gegen mich nannte – übrigblieb.

Auch das folgende Jahr begann unter günstigen Auspizien. Er genoß noch ferner das auszeichnende Glück, ein erhabnes Fürstenpaar, welches nach unlängst erfolgtem Regierungsantritt dem um den Ruhm ihres Hauses mannigfach verdienten Dichtergreise mit früh gewohnter Hochschätzung und fortdauernder Anerkennung zugetan blieb, noch wie sonst an bestimmten Tagen in seiner Wohnung persönlich zu verehren und mit den mannigfachen Gegenständen seiner kunstreichen und wissenschaftlichen Sammlungen zu unterhalten. Die Frau Großherzogin erweckte jedesmal nach einem solchen Besuch seine enthusiastische Bewunderung ihrer vortrefflichen fürstlichen wie sozialen Tugenden, wie diskret er auch war, sich nur im allgemeinen darüber gegen Vertraute zu äußern. Der Großherzog außerdem, jene von früher Jugend her bewährte Anhänglichkeit und Liebe in immer neuen Beweisen fortsetzend und betätigend, besuchte ihn manchen Abend ganz allein in seiner einsamen Zelle, wobei wohl auch mir, wenn ich eben zugegen war, die Ehre zuteil wurde, verbleiben und die Unterhaltung mit anhören zu dürfen. Nach seiner Entfernung hatten wir nur die Bewunderung seiner mannigfaltigen Geistesanlagen sowohl als seiner ausgebildeten Gemütseigenschaften in wechselseitigem Austausch unserer Erfahrungen zu teilen.

Zu diesen psychologischen Betrachtungen gesellten sich auch noch Kunstanschauungen, indem ein kürzlich entdecktes antikes Mosaik, in Pompeji aufgefunden und in verkleinerter Nach-

Goethe auf dem Totenbette

Bleistiftzeichnung von Friedrich Preller

zeichnung durch Herrn Zahn an Goethe gesendet, die Schlacht Alexanders gegen Darius vorstellend, zuerst unser Erstaunen, dann immer tiefer eindringendes Nachdenken aufrief und je länger je mehr beschäftigte. Goethe verfaßte noch einen langen Brief (13. März 1832) an den jungen Künstler, der sich schon einige Jahre her durch ähnliche Zusendungen oder persönliche Mitteilungen um Goethe verdient gemacht und dessen tätige Dankbarkeit erworben hatte, da er eben im Begriff stand, eine weitere Reise nach Griechenland und Ägypten anzutreten.

Zu einer so glücklichen Konstellation des neuen Jahres mußte doch ein Unstern sich gesellen. Die rauhe Witterung des sich verspätenden Frühlings hatte Goethen eine Erkältung zugezogen, welche diesmal nicht so leicht wie früher mochte gehoben werden. Es war schon weit in den März hinein, und noch zögerte der allbelebende Frühling. Die Schneeglöckchen und Krokus, die ihn sonst anmeldeten und aus Goethes Hausgarten nach seinem Fenster heraufschauend ihm besondere Freude gewährten, wollten diesmal nicht aus ihrer Erdhülle heraus, als wüßten sie, was ihnen bevorstehe. So war denn nach kurzem Krankenlager der verhängnisvolle Tag herangekommen, der vor sieben Jahren den geliebten Schauplatz von Goethes poetischer und artistischer Tätigkeit durch einen nächtlichen bis an den Morgen dauernden Brand verschwinden ließ und diesmal ihn selbst von der Erde abzurufen bestimmt schien. Was aber wenigen begegnen möchte, den Tag ihres Scheidens, dem Datum nach, zu erfahren, das sollte dem bis zum letzten Augenblicke besonnenen, sich selbst bewußten Geiste kein Geheimnis bleiben. Er erkundigte sich nach dem wievielsten des Monats, mit vernehmlicher Stimme, man sagte ihm: es sei der 22. März, und nach Verlauf von etwa einer Stunde, im Halbschlummer zugebracht, hatte er aufgehört – sterblich zu sein: mortalis esse desiit.

Personen- und Sachregister

Die mit * versehenen Seitenzahlen beziehen sich auf Äußerungen Goethes

Aberglaube: tiefer als Unglaube *263.
— Symbol d. A. *264.
— und Dichter *356.
Abstrakta der Kunst, sinnliche und idealische *328.
Ackerwand: hinter der Mauer von Goethes Hausgarten vorüberführende Gasse 168.
Adel, von jeher dienstpflichtig *310.
Adelung, Johann Christoph (1732—1806), Grammatiker u. Lexikograph 93.
Admet, sagenhafter König von Pherä in Thessalien *109.
Advocatus diaboli s. Menzel, Wolfgang 115.
Agneſe, Oper des italienischen Komponisten und Kapellmeisters Ferdinando Paer (1771—1839), in Weimar 30. Jan. 1813 aufgeführt. Auf der Rückseite des damaligen Theaterzettels ein kurzes Vorwort von G. *344.
Ägypten: neuer König in Ä. (2. Mos. 1, 8) *359.
— s. u. Zahn.
Ahnen der Bürgerlichen *358.
Alarcos s. Schlegel, Friedrich.
Alchimisten: ihre moralischen Ideen im Stein der Weisen *285.
Alexander der Große, König von Makedonien (356—323 v. Chr.) 225.
— Gewohnheit des Badens *339.
— Schlacht gegen Darius 371.
Alexis, Willibald, Deckname für Georg Wilhelm Heinrich Häring (1798—1871), schrieb 1835 über „G. und ein Kind" im Berliner „Freimütigen" 51.
Allmacht Gottes: in den Spekulationen der Alchimisten *285.
— im Zufall *286.
Alten, die: ungeschickte Nachahmung *256.
— Redekunst der A. *336.
— Ausspruch der A. *337; s. a. u. Altertum, Antike.
Altenburg, Schloß an der Straße nach Jena auf der Höhe des rechten Ilmufers 168.
Alter, das: Schlaf im A. *274.
— und Jugend im Verhältnis zu Masse und Detail *274.
Altertum: Subordination dem A. gegenüber *304.
— die Produktivität des A. auf Religion beruhend *321.
Ameisen *349.
Amerikaner, der, Lustspiel von Wilhelm Vogel (1772—1843), Schauspieler in Mannheim, später Direktor des Theaters an der Wien. G. führte das Lustspiel am 19. Jan. 1807 in Weimar auf *267.
Amor auf alter Zeichnung mit Vulkan und Venus *309.
Änderungen des einmal gut Gedachten und Gesagten nicht empfehlenswert *357.
Anekdote Gs. von den Mineralogen *249.
Angst, Welt- und Lebensangst *322.
Animale Geister, im Unterschied zu vegetabilen *327.
Anmaßung im Verhältnis zur Wahrheit *353.
Ansichten des Lebens, früher in Göttern, jetzt in Begriffen *252.
Anthologie, s. u. Griechische A.

Anthropomorphismus in der Philosophie über die Natur *279.
Antik und romantisch: im Drama *295.
— überhaupt *324.
Antike Komödie: im Zusammenhange demokratischer Gesinnungen *335 f.
— Kunst, stellt ewige Jugend dar *347.
Antinous, Liebling des römischen Kaisers Hadrian 58.
Apokalypse (Offenbarung Johannis): Deutung auf Napoleon *302.
Apostel: ihre Gemeinden von G. geschätzt 78.
— in ihren Charakteren die Charakterzüge der christlichen Religion vorgestaltet *301.
Arendt, Martin Friedrich (1769—1824), Altertumsforscher, das „skandinavische und obotritische Wundergeschöpf" 198 ff.
Ariosto, Ludovico (1474—1533), Renaissancedichter *287, *295.
Aristophanes (um 450—387 v. Chr.): ernster Hintergrund seiner Dichtung *335.
Aristoteles (384—322 v. Chr.) *257, *290.
Armenkonzert: als kurmäßige Wohltätigkeit in Bädern *292.
Arnim, Ludwig Joachim v. (1781—1831), Gatte der Bettina Brentano seit 1811: 9, 48, 155, 193.
Arzneikunde: muß politisch sein *273.
Arzt und Diplomatie *273.
— und Mißtrauen *275.
Asch, Stadt in Böhmen, von G. auf den Sommerreisen mehrfach berührt *252.
Äschylos (525—456 v. Chr.), der älteste der drei großen griechischen Tragiker: Gs. Absicht die „Schutzflehenden" des Ä. fortzuführen *233.
Äschylos: Ähnlichkeit s. Dramen mit alten schattigen Balladen *248, *287, *311, *335, *358.
Äsopos, griechischer Fabeldichter des 6. Jahrhunderts v. Chr.: konstruktive Natur *251.
Aspern, Dorf bei Wien, Schlachtort 1809: 10.
Ast, Georg Anton Friedrich (1778—1841), Professor der klassischen Philosophie in Landshut und München, Übersetzer des Sophokles *290.
Ästhetik, transzendentelle: ist nicht produktiv *325.
Ästhetiker, neueste *290.
Ästhetische Ansicht der Literatur im Unterschied zur moralischen *324.
Athenäum, Zeitschrift von A. W. und Friedr. Schlegel 1798—1800, wichtigstes Organ der Frühromantik 152.
Auditorium: das wünschenswerteste A. für einen Dogmatiker bilden die Frauen *258.
Aufklärung und philiströse Überhebung *252.
Augen, die die Eigenschaft eines Korkziehers haben *340.
Augsburg 4.
Ausland: Wetteifer des A. in der Verehrung Gs. 369.
Ausonius, Decimus Magnus, spätrömischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts *333.
Autokratie: wird durch den Despotismus befördert *317.
Autor: der deutsche theatralische A. ist das bodenloseste Handwerk *318.
— und Publikum *320.
Autoren und Verleger *250.
— weibliche: sehen die Männer nur als Liebhaber *282.

Bach, Johann Sebastian (1685—1750). G. schätzte Bachs Sonaten hoch. Das „Trompeterstückchen" ist das Capriccio über die Abreise des geliebten Bruders 123 ff.
Baco, Roger (1214—94), Franziskanermönch, der eine Zeitlang in Oxford lehrte; G. schätzte ihn als Naturforscher *284.
Baco v. Verulam, Francis (1561—1626), Staatsmann und Philosoph: „Das Haupt aller Philister" *285.
Bäder, böhmische 9.
Balladen, alte schottische: Ähnlichkeit mit Äschylos' Dramen *248.
Basedow, Johann Bernhard (1723—1790), Pädagog und Popularphilosoph, Begründer des Philanthropins in Dessau; 1774 mit Goethe und Lavater auf der im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" geschilderten Rheinreise 121, *264, *363.
Bauernstolz *256.
Baumwollspinnerei in Ilmenau *346.
Becker, Christiane, geb. Neumann (1778—97), Gs. Euphrosyne 225.
Beer, Michael (1800—33), dramatischer Dichter, Bruder des Komponisten Meyerbeer 209.
Begattung: zerstört die Schönheit *347.
Begriff: ist enger und kleiner als die Natur *341.
Begriffe: als Ausdrucksmittel der Ideen *252.
— im Verhältnis zur Kunst *276.
Behagen am eignen Zustand *246.
Bellomo, Joseph, Schauspielunternehmer; als solcher 1784—91 in Weimar, aber nicht, wie man Rs. Wortlaut entnehmen könnte, gleichzeitig mit Morelli, der 1801—1803 Ballettmeister in Weimar war 219.
Belvedere: Lustschloß südlich von Weimar 249.
Bergmann, Tobern Olof (1735—1784), Begründer der analytischen Chemie, stellte eine neue Theorie der chemischen Verwandtschaft auf. Seine Werke erschienen deutsch 1782—1790: *308.
Berichterstatter, neuester: wahrscheinlich ist O. L. B. Wolff, der anonyme Herausgeber des „Büchleins von Goethe", gemeint 164.
Berka: Städtchen an der Ilm, südlich Weimar, seit 1814 Bad 123, 353.
Berlin 4, 6, 222.
Berlioz, Hektor (1803—1869), französischer Komponist, Vertreter der Programmusik, 1843 in Weimar 18.
Bescheidenheit des Jünglings und des Mannes *353.
Bethesda: Teich bei Jerusalem (Joh. 5, 1—15) *275.
Bettine s. Brentano, Bettina.
Bewunderung der menschlichen Tugenden *304.
Bewußtsein: Der Mensch kann nicht lange im B. verharren *321.
— Sprache die höchste Äußerung des B. *328.
— war Gs. Lebenswunsch *339.
— der Fehler *339.
Bibel: Wirkung auf die Kultur der Wissenschaften *290.
— und Isaak Vossius *308.
— Stellen aus der B. *252, *253, *359 ff.
Bibliothek, Großherzogliche, in Weimar; s. a. David 370.
Bienen *349.

Bildung: Verschiedenheit der organischen B. *260.
— Wesen und Weg der menschlichen B. *277.
— der Jugend an der Jugend *323.
Blumen: Crocus und Schneeglöckchen von G. geliebte Frühlingsblumen 371; s. a. Crocus.
Blumenbach, Johann Friedrich (1752—1840), Professor in Göttingen, Anatom und Naturforscher *339.
Blutsverwandtschaft: nötigt zum Umgang *247.
Boccaccio, Giovanni (1313—75), Erzähler des Quattrocento 234.
Bode, Johann Joachim Christoph (1730—93), vielseitiger Übersetzer. Seine Übertragung von Michel Montaignes „Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände" erschien 1793—1799: 224.
Bode, Theodor Heinrich August (1778—1804), Dichter und Übersetzer. Seine Bearbeitungen des Mithridat von Racine und der Rodogune des Corneille wurden in Weimar aufgeführt. Er gab die „Polychorda" heraus, zu der Riemer Beiträge lieferte 7.
Böhmen 185.
Böhmer, Auguste (1785—1800), Tochter der Caroline B., geb. Michaelis, der späteren Gattin A. W. Schlegels und dann Schellings 196.
Bohn, Sophie, Schwester von Johanna Frommann, gehörte zum Frauenkreis des Frommannschen Hauses in Jena *313.
Boie, Heinrich Christian (1744—1806), Schriftsteller, Mitglied des Göttinger Hains, Schwager von Joh. Heinr. Voß 83.
Boisserée, Sulpiz (1783—1854), seit 1810 mit G. im Verkehr, wirkte durch seine Liebe zur altdeutschen Kunst stark auf G. ein 193.
Bonaparte s. Napoleon und König von Holland.
Bondi, Clemente (1742—1821), italienischer Schriftsteller 239.
Bonifacius, Winfrid (680—755), der Apostel der Deutschen *253.
Bonstetten, Karl Viktor v. (1745—1832), Schweizer Schriftsteller und Philanthrop 4.
Börne, Ludwig, eigentlich Löb Baruch (1786—1837), jungdeutscher Schriftsteller, erbitterter Gegner Gs. 19.
Böttiger, Carl August (1760—1835), Archäolog und Schulmann, Gs. und Schillers „Freund Ubique", Direktor des Weimarer Gymnasiums 1791—1804; seine 1838 erschienenen „Literarischen Zustände und Zeitgenossen" enthalten neben vielen Klatschereien auch sehr wertvolle Mitteilungen über G. 6, 19, 41, 145 ff., 152 ff., 165, 186; B. wie die Harpyien *287.
Böttiger, K. W., Professor in Erlangen, Sohn des Vor., Herausgeber der „Literarischen Zustände und Zeitgenossen" 147, 149.
Bourbons, nach Napoleons Sturz in Frankreich wiedereingesetzte alte Königsdynastie *356.
Bouterwek, Friedrich (1766—1828), Ästhetiker und Literarhistoriker: das Buch über die französische Literatur bildet einen Teil der „Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit", 12 Bände 1801—19: *279. (Im Text steht fälschlich Bouterweck für Bouterwek.)

Braun, von: gehört zu Gs. Wetzlarer Bekanntenkreis *276.
Brentano, Anna Elisabeth (Bettina) (1785—1859), Tochter von Gs. Freundin Maximiliane Br., geb. Laroche, seit 1811 mit Achim v. Arnim vermählt. Der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" erschien 1835: 9, 19, 37, 47 ff.
Brentano, Clemens (1778—1842), Bruder Bettinas 50, 155.
Breslau 2, 11.
Brocardica: nach Riemer ist der Ausdruck von dem Bischof Burchard v. Worms (Brocardo) abzuleiten und bedeutet eigentlich Rechtsregeln in sprichwörtlicher Fassung, die B. aus dem kanonischen Recht zusammengetragen hat. Die regulae Brocardicae sind gedruckt in einem Köln 1548 erschienenen Volumen decretorum 359 ff.
Bruce, James (1730—94), schottischer Reisender: die von R. erwähnte Vorlesung bei Knebel am 2. Mai 1810: 186.
Bruno, Giordano (1548—1600), italienischer Philosoph, führte nach seinem Austritt aus dem Kloster ein unstetes Wanderleben, hielt u. a. auch in Wittenberg Vorlesungen *338.
Bücher: nur geschrieben, um rezensiert zu werden *255.
Buck, junge weimarische Schauspielerin, die bei der Goetheschen Hausmusik mitwirkte 305.
Bürger, Gottfried August (1747—1794) 73.
Bürger des 18. Jahrhunderts *310.
Bürgerliche und Ahnenkult *358.
Büttner, Christian Wilhelm (1716—1801), Polyhistor: er hatte seinen umfänglichen Nachlaß an Handschriften und Büchern dem Großherzog vermacht 7.
Byron, George Noel Gordon, Lord (1788—1824), englischer Dichter, Kämpfer im griechischen Freiheitskrieg: von G. bewundert, im 2. Teil des Faust als Euphorion verherrlicht 94.

Calderon de la Barca, Don Pedro (1600—81), spanischer Dramatiker, von den Romantikern bewundert, von G. geschätzt 74, 81, 195, *287.
— Schlegels Übersetzung *281.
— ungeheure Produktivität *313.
Carl August, Herzog, seit 1815 Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757—1828): Gs. Stellung zu ihm 72, 85 ff., 109, 114, 137, 180.
Carteſius s. Descartes.
Casti, Giambattista (1721—1803), italienischer Dichter 224.
Cebes, griechischer Philosoph des 4. Jahrhunderts v. Chr. 131.
Cervantes Saavedra, Miguel de (1547—1616), der Dichter des Don Quixote *295.
Champagne, die G. im Feldzug 1792 kennen gelernt hatte 172.
Charakter: die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe *265.
— eine Gewohnheit der Seele *293. (Die Stelle *265 ist auf Seite 327 versehentlich wiederholt.)
Chevallerie der Franzosen *287.
Choräle der Protestanten *355.
Christentum, christliche Religion *248, *279.
— Charakterzüge in den Charakteren der Apostel vorgestaltet *301.
— versetzt in den Naturzustand zurück *345.

Christus: der Stern v. Osten her *77.
Christus: Gs. Anruf Christi 1801: *78.
— in der päd. Provinz *80, *314.
Cicero, Marcus Tullius (106—43 v. Chr.), römischer Redner und Philosoph 3, 118, *338.
Claude s. Lorrain.
Coriolanus, Gnäus Marcius (um 500 v. Chr.), römischer Feldherr *315.
Cortez, Fernando (1485—1547), Eroberer Mexikos *305.
Cotta, Johann Friedrich (1764—1832), Besitzer der Cottaschen Buchhandlung in Tübingen, später in Stuttgart, 1811 geadelt 115, *250.
Crocus, von G. geliebte Frühlingsblume *350, 371.

Daniel, alttestamentlicher Prophet *316.
Dante, Alighieri (1265—1321), der Schöpfer der „Göttlichen Komödie" 102, *287, *355.
Danz, Joh. Traugott Leberecht (1769—1851), erst Gymnasiallehrer in Weimar, dann Professor der Theologie in Jena 13.
Darius III. Codomannus, König der Perser, verlor Krone und Reich an Alexander d. Gr. 371.
Daumer, Georg Friedrich (1800—1875), Übersetzer des Hafis. Sein Erstlingswerk „Bettina. Gedichte aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" 51.
David, Pierre Jean d'Angers (1787—1866), französischer Bildhauer, weilte 1828 in Weimar, übersandte 1831 G. dessen Büste. R. urteilt über sie: „Ds. Marmorbüste ist übertrieben am Schädel, wenn auch Mund und Wange getroffen wären. Die Nase schon nicht" 370.
Defensive: gegenüber den Obtrectatores *306.
Delille, Jacques (1738—1813), französischer Schriftsteller. L'imagination, poème en huit chants erschien 1806: *257.
Demokratie: Zusammenhang demokratischer Gesinnungen mit der Komödie *335.
Demos: das deutsche Publikum eine närrische Karikatur des Demos *315.
Demosthenes (383—322 v. Chr.), athenischer Redner und Staatsmann 161, *348, *353.
Denken: die Menschen denken nur ausweichend *332.
Denon, Dominique Vivant (1747—1825), französischer Diplomat und Kunstkenner, Berater Napoleons bei der Wegführung von Kunstschätzen, 1806 bei Goethe *351.
Deny, Joh. Hr. Wilhelm (1787—1822), seit 1805 Schauspieler in Weimar *303.
Derones, Sohn einer französischen Schauspielerin, Gs. Spielgefährte in Frankfurt 211.
Descartes, René, genannt Cartesius (1596—1650), französischer Philosoph *300, *308.
Despoten: schimpfen am meisten auf die Despotie *272.
Despotismus: entwickelt sich aus dem Freiheitssinn *299, befördert die Autokratie *317, Vernunft ist despotisch *350.
Detail und Masse in der Jugend und im Alter *274.
— in der Motivation *324.
Deukalion, der Sohn des Prometheus 203.

Deutlichkeit der Verstandesphilosophen *256.
Deutsche Dichter, auf Zimmer und Haus eingeschränkt *302.
— Bildung vor der Franzosenzeit *313.
— Literatur *246, *326.
Deutschen, die: müssen nach Dezenz des Ausdrucks streben *262.
— gehen nicht zugrunde, da sie Individuen sind *289.
— sind im Leben naiv, gemütlich und poetisch *296.
— haben eine Art Sonntagspoesie *332.
— wollen gern alles besser wissen *333.
— verzetteln sich durch Journale oder Tagesblätter *343.
— haben keinen Geschmack *346.
— bei ihnen wird das Ideelle gleich sentimental *347.
— sind wiederkäuende Tiere *348.
— schweigen und mäkeln *353.
— verderben die Geschichte *354.
— wiederholen sich *354.
Deutsches Reich: Nachricht von seiner Auflösung *253.
— Drama *296.
— Theater *335.
Dichter, neueste: Diatribe gegen sie. Falk nennt Novalis, Tieck und die beiden Brüder Schlegel 44.
— bei den Deutschen übel dran 103.
— Urteil über seine Werke 215.
— Wurstmacher *257.
— als Moralprediger *321.
— und Methode *321.
— stellt das Subjekt-Objekt vor *334.
— den D. ist der Aberglaube zuträglich *356.
— ihre Menge bringt die Dichtkunst herunter *349.
Dichtung und Sinn *341.
— und Lebenserfahrung *355.
Didaktik und Dichtung *321.
Dienenwollendes im Menschen *287.
Diener: der größte Schelm *341.
Dilettantismus und Meisterschaft *321.
Dinge an sich: statt von ihnen sollte man lieber von dem Einen an sich sprechen *280.
Diogenes von Sinope († 323 v. Chr.), Kyniker. G., der eben viel hohe Besucher um sich sah, spielt auf die Legende von Alexanders Besuch bei D. an *346.
Dogmatiker: haben in den Frauen das wünschenswerteste Auditorium *258.
Döll, Friedr. Wilh. Eugen (1750—1816), Bildhauer in Gotha, Schöpfer des Euphrosynedenkmals in Weimar 226.
Doppelnatur: der Mensch eine D. *339.
Drama und Volksleben *334.
Dramatische Einheiten: ihr Wesen *329.
Dresden: Aufenthalt Gs. 1810: 41.
— Caspar David Friedrichs Gemälde in D. *323.
Du Deffand, Marie Anne de Vichy-Chamrond (1697—1780). G. las ihre Lettres à Horace Walpole et à Voltaire im Februar 1812: *332. (Im Text steht fälschlich: Du Dessant.)
Dudley, englischer Lord: über den berühmten Hund las Riemer in der Haude- und Spenerschen Zeitung 14. März 1834: 109.
Dünkel: zieht alles Ehrwürdige herunter *339.
Dürer, Albrecht (1471—1528). G. sah die christlich-mythologischen Handzeichnungen Ds. in Stein-

drucken von Strixner in München *289.
Dux: Goethe in D. 1810: 58.
Dyck, Joh. Gottfried (1750—1813), Buchhändler und Bühnendichter in Leipzig. Herausgeber der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, in den Xenien scharf mitgenommen 142.

Eberhard, Joh. Aug. (1739—1809), Professor d. Philosophie in Halle 3.
Eckermann, Joh. Peter (1792—1854). Seine „Gespräche mit Goethe" erschienen erstmalig 1836: 1, 17, 18, 26, 42.
Egalisierung: bis in den Himmel gedrungen *336.
Eginhard, gebräuchlicher Einhard (770—840), Biograph Karls des Großen 222.
Egoismus: Koketterie ist Egoismus in der Form der Schönheit *282.
— der Gescheiten *315.
— Meisterschaft u. Egoismus *321.
Egoist: setzt nur sich *323.
Egoistisches Zeitalter: kennt keine Ehre *323.
Ehe *301.
Ehre: ein egoistisches Zeitalter kennt keine Ehre *323.
Ehrenlegion, französischer Orden *356.
Ehrfurcht und Volksregiment *336.
— muß unbedingt sein *346.
Ehrwürdiges: vom Stolz erstrebt, vom Dünkel herabgezogen *339.
Eichbaum, vom Eiferer umgehauen *264.
Eigensinn der jungen Künstler *326.
Einbildungskraft: erhöht den Genuß *357.
Eine, das: vom Einen an sich sollte man sprechen statt von Dingen an sich *280.
Einheiten, dramatische *329.
Einschränkung einer Kraft durch die andere *266.
Eitelkeit: in der Gesellschaft *273.
— der ersten Revolutionsmänner *317.
— gleich dem guten Appetit *322.
— der Weiber *323.
— schützt vor Roheit *331.
— und Tugend *348.
— und Wahrheit *353.
Elbogen, Städtchen an der Eger in Böhmen *276.
Elektrizität: Symbol des Magnetismus *250, *260.
Elektrometer *274.
Elenchos (Widerlegung) 134.
Elsermann, Beate (1787—1831), Schauspielerin in Weimar seit 1805: *298.
Empfindlichkeit: kann zur Härte werden *308.
— der Seele in der Jugend *318.
Engländer: Aussprache *194.
— Gs. Anerkennung ihrer nationalen Tendenz 206.
— haben kein moralisch-ästhetisches Urteil *290.
— Verhältnis zu den Franzosen *302.
— Vorliebe für Claude Lorrain *324.
— Freunde detaillierter Motivation *324.
Englische Redensart *361.
Ens (Wesen), das bald als Magnetismus, als Elektrizität, als Chemismus erscheint *260 f.
Entschluß und Tat *346.
Entwicklung des menschlichen Seelenlebens *330.
Epigonen und G. 359.
Epos und Plastik *334.
Erasmus, Desiderius, gen. E. v. Rotterdam (1467—1536), Humanist *272.

Erfahrung und Ausdruck *331.
Erfahrungswissenschaften: ihre Unvollständigkeit, insbes. der Geschichte *341.
Erfurt: Kongreß Anfang Oktober 1808; *296.
Erkenntnis: alle E. symbolisch *250.
Ernst: gipfelt in Lustigkeit *301.
— in beschränkter Sphäre ist Fanatismus oder Pedantismus *329.
Erscheinung mit der ganzen Umgebung *274.
Erziehung und Weltlage *309.
Eskeles, Cäcilie v., geb. Itzig, Frau eines Wiener Bankiers 209.
Esprit und bonne humeur *332.
Euphemismus: fehlt den Deutschen *346.
Euripides (480—407 v. Chr.), jüngster der drei großen griechischen Tragiker. Schlegels Vorlesungen über E. *311.
— nicht ironisch *335.
— konventionell *358.
Europa: eine der seltensten Republiken *291.
Europäische Zustände, durch die Kreuzzüge beschützt *341.
Everdingen, Allart van (1621—1675), niederländischer Maler und Kupferstecher *276.
Ewigkeit und Unendlichkeit eines guten Gedichts *334.
Existenz, menschliche und tierische *328.
Experimente, besonders in der Farbenlehre *306.
Extreme, für die Menschen, nicht für Gott oder Tier *312.
Eybenberg, Marianne v., geb. Meyer, morganatische Gemahlin des Fürsten Heinrich XIV. von Reuß, verwitwet 1799, gestorben 1812: 209, *322.
Faden, roter, in Gs. Wahlverwandtschaften 237.
Falk, Johannes Daniel (1768—1826), begann als Satiriker, erhielt Wielands Beifall im Deutschen Merkur, näherte sich dann Herder, Schiller und Goethe, mit dem er — und hier ist R. zu berichtigen — auch schon vor 1803 in Verkehr kam. 1806 gab er die Zeitschrift „Elysium und Tartarus" heraus, die G. nach der Schlacht bei Jena verbieten ließ. In der Franzosenzeit machte er sich als Vermittler zwischen den französischen und den weimarischen Behörden nützlich. Häusliches Unglück bewirkte 1813 eine vollkommene Sinnesänderung in ihm, er gründete die „Gesellschaft der Freunde in der Not" und wurde praktisch und publizistisch ein Vorkämpfer der inneren Mission. Sein Büchlein „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" erschien unmittelbar nach Gs. Tode 19, 37, 38ff., 167, *289, *307, *315.
Fanatismus *329.
Farben: durch ihre Polarität symbolisch *250.
— Verfahren bei ihrer Bestimmung *253.
— Polarität *260.
— als Zusammenwirken von Licht und Finsternis *298.
Farbenlehre *312.
Farbestoff: gewisse Insekten organisierter F. *254.
Fehler: verstehen sich von selbst *304.
— Bewußtsein der F. *339.
Fernow, Carl Ludw. (1763—1808), Archäolog, von 1794—1803 in Rom, mit Riemer 1803 nach

Weimar, 1804 Bibliothekar der Herzogin Amalie 4, 5, 279.
Fest und Gast, den man einzuladen vergißt *317.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814), von 1794—98 als Professor der Philosophie in Jena mit G. im Verkehr. Die „Reden an die deutsche Nation" erschienen gedruckt 1808: 4, *296.
Fierabras, Held des 1533 erstmalig gedruckten Volksbuches *285.
Finnisches Sprichwort 366.
Flachs *346.
Flies, Eleonore v., geb. v. Eskeles, Karlsbader Badebekanntschaft Gs. 209. (Riemer schreibt irrtümlich Fließ.)
Florenz 4.
Floßgraben der Ilm, er führte nahe an Goethes Gartenhäuschen im Park vorüber *342.
Foix, Gaston Graf v. († 1391). G. las über ihn in der Zeitung für Einsiedler 1808: *300.
Folge in der Natur *270.
— als Lebensgrundsatz *310.
Fontenelle, Bernard le Bovier (1657—1757), Neffe Corneilles, diente mit seinen Werken der Aufklärung der vornehmen Gesellschaft. G. lobt ihn in den Materialien zur Geschichte der Farbenlehre 228.
Forbes, John, englischer Schiffsarzt, durch den Bremer Arzt Joh. Abraham Albers und dessen Frau mit Gs. „Wahlverwandtschaften" bekannt geworden 236. (Riemer schreibt irrtümlich Hamburg statt Bremen.)
Forster, Johann Georg (1754—94), Forschungsreisender, Schriftsteller, Politiker, der sich der Französischen Revolution begeistert anschloß und in Paris im Elend starb 148.
Förster, Friedrich Christoph (1791—1868), als Lützower Jäger G. 1813 begegnet; Schulmann, Schriftsteller, später Kustos in Berlin. Seine G.-Erinnerungen wurden 1873 aus dem Nachlaß von H. Kletke veröffentlicht 193.
Frank, Demoiselle: Schauspielerin in Weimar *328.
Frankfurter Provinzialismus: Schnudelputz *126.
Frankreich und Europa *291.
Franzensbad (von R. öfter Franzensbrunn genannt) 252, 291, 292.
Franzosen: Gs. Schätzung der Fr. 205 ff.
— als Poeten *258.
— tugendhaftes Betragen *262.
— Charakter und Verstand *265.
— sind Pedanten *270.
— haben keine Imagination *272.
— Zusammenwirkung von Geist und Leib *285.
— Chevallerie *287.
— Drama bei den Fr. *296.
— Anglomanie *302.
— wie Weiber *303.
— Weiber von Europa *307.
— und Mathematik *308.
— und Friedrich der Große *338.
— mathematische Tendenz *338.
— in der Tragödie *341.
— gutes Betragen in Gs. Hause 1806: *351.
Franzosenzeit in Deutschland *313.
Französische Armee *285.
— Literatur *258.
— Phrasen *361.
— Revolution *234.
— Stücke auf dem Theater *303.
Französischer Edelmann *300.
Französisches Drama *296.
— Märchen *332.
— Theater *335.
Frauenverein in Weimar *356.

Frauenzimmer s. Rousseau 52.
Freiberg: G. berührte F. 1810 auf der Rückreise von Dresden 41.
Freiheit und Streben zu ihrer Behauptung *259.
— und Zufall *329.
— und Vernunft *340.
— bei den Griechen *346.
— bei höheren Organisationen *350.
Freiheitssinn: bei den Alten und Neueren *256.
— und Despotismus *299.
Freiligrath, Ferdinand (1810—1876), vermählt mit Ida Melos aus Weimar, wohin man ihn vor seinem politischen Hervortreten zu ziehen trachtete 17.
Freund und lebendige Gegenwart *246.
Freunde u. Hausgenossenschaft *247.
— Orest und Pylades *248.
— und Wirkung der Poesie *247.
—, englische und schottische: der von Carlyle gebildete Kreis von Goethefreunden 369.
Freundin in Hamburg s. u. Forbes.
Friedrich II. der Große (1712—1786), König v. Preußen 104, *338, *363.
Friedrich, Caspar David (1774—1840), bedeutender Landschaftsmaler in Dresden *323, *326.
Frommann, Karl Friedrich Ernst (1765—1837), Buchdrucker und Buchhändler in Jena, mit G. und Riemer befreundet 6, 14, 50, 196.
Frommann, Johanna Charlotte, Gattin des Vorigen *318.
Frommanns: Die Frommannsche Familie, über die der Sohn der Vorigen in dem Buche: „Das Frommannsche Haus" berichtet. Zu den Freunden des von G. in Jena mit Vorliebe aufgesuchten Zirkels gehörten noch Wilhelmine Herzlieb, Fr.s Nichte, Sophie und Emmy Hanbury, Sophie Bohn und Betty Wesselhöft 9, 50, 272, 273, 299, 310.
Fromme: haben Vernunftkultur *284.
Frundsberg, Georg v. (1473—1528), berühmter Landsknechtsführer *300.
Furchtlosigkeit: beruht auf Menschenkenntnis *289.
Furor uterinus (Mannestollheit) *328.
Fürst: der erste Staatsdiener *310.
— schlecht unterrichtet *272.
Fürsten, deutsche, im 18. Jahrhundert und Humanität *325.
Fürstenpaar: Carl Friedrich, Großherzog v. Sachsen-Weimar-Eisenach (1783—1853), trat 1828 die Regierung an, und Maria Paulowna (1786—1859), Tochter des Zaren Paul I. v. Rußland, eine geistig sehr regsame Frau 370.

Gall, Joh. Jos. (1758—1828), Mediziner, Vertreter der Phrenologie. Goethe besuchte seine Vorlesungen in Halle 1805: 146, *254, *260. *263.
Gallitzin, Amalie Fürstin, geb. Gräfin v. Schmettau (1748—1806). G. besuchte sie 1792 in Münster und erhielt ihre wertvolle Sammlung antiker Gemmen anvertraut (vergl. den Bericht am Ende der „Campagne in Frankreich") 150, *271, *329 (wahrscheinlich ist die Fürstin hier als die Freundin Stollbergs gemeint).
Galvanismus und moderner Mystizismus *290.
Gänschen, junge *312.
Gebärden und Wortsprache *335.

Geburt *330 (Okens Gebärtheorie).
Geburtstage, fürstliche: die der Herzogin Luise und der Erbprinzessin Maria Paulowna fielen in den Januar und Februar *316.
Gedicht, gutes: seine Unendlichkeit und Ewigkeit *334.
Geduld, christliche Kardinaltugend *328.
Gefallen wollen, eine lächerliche Prätension *342.
Gegenteil: seine Erkenntnis bedeutet viel für die Selbsterkenntnis *270.
Gegenwart: im Verkehr mit tätigen Menschen *330.
— des Geistes und Metier *346.
— und Zukunft *349.
Geist: Gegenwart des G. *346.
— des Wirklichen das wahrhaft Ideelle *356.
Geist, Joh. Jak. Ludwig (1776—1854), Gs. Diener und Schreiber 1795—1804: *340.
Geister: vegatibile und animale *327.
Gelehrsamkeit auf dem Papiere *247.
Gelehrte unter sich *356.
Gemälde: Caspar David Friedrichs G. in Dresden *323.
— von Giordano Bruno vorgeschlagene Stoffe zu G. *338.
Gemüt: Einheit des G. *334.
Generalbaß in der Malerei und Musik *273.
Generation: jetzige und vorhergehende *325.
Genie und Sittlichkeit *307.
— und Umwelt *347.
Genuß der Kunstwerke *246.
Geologen (Vulkanisten) *357.
Geologisches Modell 343.
Gerechtigkeit: die poetische ist eine Absurdität *302.
— der Menschen und der Götter *323.
Gervinus, Georg Gottfried (1805—1871), Historiker. Seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" erschien 1835—42, seine Schrift „Über den Goethischen Briefwechsel" 1836. In dieser erhob er Schiller sehr stark auf Goethes Kosten 19.
Gesang und Text *334.
Gesangbuch: die Poesie des christlichen G. nicht für all und jeden *337.
Geschichte: vaterländische G. in Gs. Plan zu einem deutschen Volksbuch 236.
— läßt sich nicht praktisch machen *248.
— zum größten Teile ein Klatsch *329.
— ist im Anfang ein Märchen *329.
— Poesie der G. in den historischen Stücken *334.
— ist unvollständig, bringt die Individualität der Personen nicht heraus *341 f.
— der Patriotismus verdirbt die G. *354.
Geschlechter: intellektuelles Gesetz der G. *258.
— ihr Verhältnis zueinander *281.
— Verhältnis zur Sittlichkeit 281 f.
— in der Ehe *301.
— als Stoff und Form *316.
— in ihrem Verhalten zum Objekt *322.
— Gefahren des Zusammenlebens *329.
— Grausamkeit gegeneinander *330.
Geschmack: der Frauen *247 f.
— der Charakter des neuesten Zeitraums *320.
— ist ein Euphemismus, den die Deutschen nicht besitzen *346.
Gesellschaft: von Freunden *247. Erscheinen eines neuen, fremden Menschen in der G. *270.

Gesellschaft und Eitelkeit *273.
Gesellschaftliches Betragen bei jetzigen politischen Zuständen *283 f.
Gesetz: intellektuelles zwischen Mann und Frau *258.
— Gottes *288.
— nicht jedes muß ausgesprochen werden *310.
— und Befolgung *338.
— macht den Menschen *358.
Geßner, Salomon (1730—88), Dichter, Radierer und Buchhändler. G. charakterisiert ihn im 7. Buch von „Dichtung und Wahrheit" *324.
Gestalten: in den G. früherer Jahrhunderte große Ansichten des Lebens *252.
Gesundbrunnen: Ausnutzung zu Wunderkuren *275.
Gesundheit: schätzt man nicht eher, als bis man sie vermißt *251.
— besteht im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte *286.
Gewissen beim Manne und beim Weibe *281 f.
Gewohnheit und Charakter *293 f.
— und Tod *339.
— und Zeitverlust *342.
Gil Blas: die Histoire de Gil Blas de Santillane erschien 1715—35. G. charakterisiert das Werk und seinen Verfasser René Lesage (1668—1747) in dem Aufsatze „Der deutsche Gil Blas" *314.
Glatz in Schlesien, Riemers Geburtsort 2.
Glaube: ist ausgeübte Vernunft *328.
— ist Selbstvertrauen objektiv gefaßt *348.
Gleichgewicht: entgegengesetzter Kräfte in der Gesundheit *286.
— der Materie bedingt die Möglichkeit der Welt *302.
Gleichnisse: fassen Kultur und Lebenserfahrung in sich, machen den Dichter *340.
Glück: Behagen am eignen Zustand *246.
— kommt von der ungebildeten Seite in uns her *288.
— durch unsere Fehler und Schwachheiten *348.
Göchhausen, Luise v. (1747—1807), Hofdame der Herzogin Anna Amalie. Durch ihre Abschrift ist Gs. Faust in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen 219.

Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832)
I. Werke und Stellen aus Werken
Achilleïs: begonnen 1798, dann liegen geblieben, als Fragment gedruckt im 10. Bande der Ausgabe 1806/10: 216.
Ahasver: der Ewige Jude, Fragment aus der Frankfurter Zeit, etwa 1774. Aus dem Nachlaß gedruckt 1836: 77, 216.
Altdeutsches Trauerspiel: die Anfänge reichen bis 1807 zurück. G. las Einhards Leben und Turpins Geschichte Karls des Großen im April 1810. Die erhaltenen Bruchstücke sind in der Weimarischen Ausgabe gedruckt *222.
Amor als Landschaftsmaler „Saß ich früh auf einer Felsenspitze", zuerst im 8. Bd. der Schriften 1789: 217.
Amor und Psyche: Märchen in dem Sittenroman des spätrömischen Dichters Lucius Apulejus (um 160) „Der goldene Esel": G. verdankte die Bekanntschaft Knebel im Februar

1780 und wiederholte die Lektüre im August 1831: 218.
Amyntas „Nikias, trefflicher Mann . . .", zuerst im Musenalmanach für das Jahr 1799: 223.
Annalen: Tag- und Jahreshefte 1749—1822, erschienen in der Ausgabe letzter Hand 17, 117, 146.
Aristeia: G. plante eine Verherrlichung der Mutter, wohl im Anschluß an die Aufzeichnungen Bettinas, die sie später in ihrem Goethebuch verwendete *370.
Bakis Weissagungen: entstanden 1798 und erschienen in den Neuen Schriften 1800: 114, 218.
Ballade vom Grafen „Herein, o du Guter . . .", zunächst 1814 als Oper „Der Löwenstuhl" begonnen, 1820 mit der Überschrift „Ballade" in „Kunst und Altertum"; in dessen Jahrgang 1823 eine Erläuterung des Gedichts 96, 112.
Balladen: die Ballade von den Meerfrauen und Hagen erwähnt G. in den Annalen 1807: 218.
Ballette: Programme zu Kinderballetten schrieb G. in der früheren Weimarischen Zeit 219.
Bekenntnisse einer schönen Seele s. Wilhelm Meister.
Biographie s. Dichtung und Wahrheit.
Briefe aus der Schweiz I: von G. 1796 nach Aufzeichnungen während oder nach der ersten Schweizerreise bearbeitet, von ihm selbst auch einmal als „Werthers Reise" bezeichnet *219.
Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter: bei Duncker und Humblot in Berlin 1833—34: 17.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe: erschien 1828—29 bei Cotta 17.
Circe: Pasquale Anfossis (1729—97) Oper La magna Circe wurde in Gs. Bearbeitung am 22. November 1794 in Weimar aufgeführt. Die Bearbeitung ist gedruckt in der Weimarischen Ausgabe, s. Opernbearbeitungen 343, 366.
Danaiden s. Supplices.
Das Gastmahl der Weisen „Kommt Brüder! . . .", zuerst 1821 in „Kunst und Altertum" 120.
Das Wiedersehen „Süße Freundin . . .", zuerst in Vossens Musenalmanach für das Jahr 1796: 223.
„Denn bei den alten, lieben Toten . . ." aus der Abteilung „Sprichwörtlich", zuerst im 2. Bd. der Gedichte der Ausgabe 1815/19: 368.
Der Amerikaner: Lustspiel von Wilhelm Vogel (s. u. Amerikaner), das sich nach Gs. Meinung zu einer guten Oper machen ließe *267.
Der Bürgergeneral: zuerst bei Unger in Berlin 1793: 234; s. a. Revolutionsstück.
Der Egoist: Gs. Tagebuch enthält unter dem von Riemer angegebenen Tage (10. 3. 1811) die Bemerkung: „Nach Tische Plan von den Egoisten." Nach Riemer scheint aber der Singular richtig zu sein 223.
„Der Gehalt in seinem Busen . . ." aus dem Gedicht „Dauer im

Wechsel", zuerst im Taschenbuch auf das Jahr 1804: 105.

Der getreue Eckart „O wären wir weiter...", zuerst im 1. Bd. der Gedichte in der Ausgabe 1815/19: 221.

Der Groß-Cophta: erschien im Entstehungsjahr 1792 bei Unger in Berlin; s. a. Revolutionsstück 234.

Der Mann von funfzig Jahren s. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Der Müllerin Verrat „Woher der Freund . . .", zuerst im Musenalmanach für das Jahr 1799: 237.

Der neue Alcinous „Laßt mir den Phäaker schlafen", zuerst in der Ausgabe letzter Hand 120, 217.

Der Procurator s. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

Der Rattenfänger „Ich bin der wohlbekannte Sänger . . .", zuerst im Taschenbuch auf das Jahr 1804: 219.

Der Totentanz „Der Türmer der schaut . . .", erster Druck im 1. Bd. der Gedichte der Ausgabe 1815/19: 221, 347.

Des Epimenides Erwachen im Frühling 1814 entstanden, gedruckt 1815 bei Duncker und Humblot, Berlin 96.

Deutsches Volksbuch: die Anregung dazu ging von dem G. persönlich bekannten Theologen Friedr. Imm. Niethammer aus, der 1808 einen „Homer der Deutschen", ein „Nationalbuch als Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation" schaffen wollte. Neben G. hielt er J. H. Voß für den berufenen Mitarbeiter. Gs. Entwürfe sind abgedruckt in der Weimarischen Ausgabe 235.

Dichtung und Wahrheit: der 1. bis 3. Teil erschienen bei Cotta 1811—14, der vierte Teil kam erst 1833 in der Ausgabe letzter Hand heraus. Der Gedanke der Biographie kam G. nicht erst 1808 auf Rs. Ermunterung hin, der aber, wie in vielen andern Fällen, zur Aufnahme der Vorarbeiten getrieben haben mag. G. hatte ihm bereits mehrfach aus seinem früheren Leben erzählt. Außer den in unseren Text aufgenommenen finden sich in Riemers Tagebüchern noch folgende Stellen: Am 28. August 1807 erzählte G. „vom Dichter Zachariä, mit dem er in Leipzig, noch als Student, gegessen und der sie junge Leute dort recht lieb gehabt". Am 16. Dezember 1807 erzählte G. bei Frommanns „von der goldenen Zeit in Weimar", am 18. Dezember schilderte er dem Gefährten auf der Fahrt nach Weimar „die Geschichte seiner Verliebung in Lili Schönemann". Am 13. Mai 1809 sprach G. „über seine Laboranten- und alchemischen Studien im 22. Jahr", am 25. Juli 1809 „über das ehemalige Leben in Jena zu seiner besten Zeit" und am 13. Oktober 1809 „von seinen Abenteuern in der Champagne und wie es den Preußen ergangen. Die Kanonade von Valmy entschied das Schicksal der Welt".

11 (Vollmachten an Riemer

für die Revision des Textes), 183 (Sinn für Landschaft, durch Zeichnen gebildet), 188 (Titel), 211 (Deroues als Rezensent im 3. Buch), 220 (Ermunterung Riemers s. o.), 339 (Motto d. 2. Teils), 232, 370 (Schilderung Lilis). Weitere mündliche Erörterungen von Gs. Jugenderlebnissen: 274, 276, 312, 325, 361.

Die Aufgeregten: 1793 entstandenes politisches Drama, gedruckt in 10. Bd. der Ausgabe 1815/19: 234; s. a. Revolutionsstück.

Die Campagne in Frankreich: erschien 1822 bei Cotta 17.

Die empfindsame Gärtnerin „Liebe Mutter, die Gespielen . . .", 1797 entstanden, gedruckt zuerst in der Ausgabe letzter Hand 228.

Die Geheimnisse „Ein wunderbares Lied . . .", begonnen im Sommer 1784, gedruckt 1789 im 8. Bd. der Schriften. Eine Erläuterung gab G. 1816 im Morgenblatt 77.

Die heimliche Heirat: Riemer erwähnt eine Bearbeitung Gs. von Domenico Cimarosas (1749—1801) Oper Il matrimonio segreto, die G. in seinem Tagebuch am 3. Dezember 1796 erwähnt. Die Bearbeitung ist bisher nicht bekannt geworden 365.

Die Laune des Verliebten: Schäferspiel aus der Leipziger Zeit, zuerst gedruckt in der Ausgabe 1806/10 *325.

Die Leiden des jungen Werther: zuerst 1774 bei Weygand in Leipzig, umgearbeitet 1787 bei Göschen *141 (G. war vierundzwanzig Jahre alt, als er den W. schrieb), *236 (W. und Wahl verwandtschaften), 238 f. (Anekdote), *271 (Moment, über den er nicht hätte hinaus kommen sollen), *297 (Talma), 192, *324, *361.

Die Metamorphose der Pflanzen: die Elegie stammt aus dem Jahre 1790 und erschien zuerst im Musenalmanach für 1799: 164.

Die Mitschuldigen: Lustspiel aus der Leipziger Zeit, gedruckt erst 1787 bei Göschen in Leipzig *325, *365.

Die Natur: Aufsatz im Journal von Tiefurt 1782, der als gemeinsame Arbeit Gs. und des Schweizer Theologen Joh. Christoph Tobler angesehen wird 140.

Die natürliche Tochter: begonnen 1799, aufgeführt in Weimar am 2. April 1803, gedruckt als Taschenbuch auf das Jahr 1804 bei Cotta 142 (Schillers und Herders Urteil), *350 (Unterschied zu früheren Werken), 217 (Merkel im „Freimütigen").

Die neue Melusine s. Wilh. Meisters Wanderjahre.

Die pilgernde Törin s. Wilh. Meisters Wanderjahre.

Die theatralischen Abenteuer: die komische Oper L'impresario in angustie des Domenico Cimarosa (1749—1801) wurde in Gs. Bearbeitung am 24. Oktober 1791 in Weimar aufgeführt. Druck in der Weimarischen Ausgabe 365 f.

Die Vögel: aufgeführt am 18. August 1778 in Ettersburg,

gedruckt 1787 bei Göschen in Leipzig 211.
Die Wahlverwandtschaften: der Roman ging aus einer für die „Wanderjahre" bestimmten Novelle hervor. Er erschien 1809 bei Cotta.
11 (Entstehung), 180 (Parkanlagen), 182 f. (Leben mit den Personen), *236 (Philisterkritiken und Sittlichkeit), *294 (Idee), 303.
Die wandelnde Glocke „Es war ein Kind . . .", im 1. Bd. der Gedichte in der Ausgabe 1815/19: 229.
Die Weiber von Weinsberg 219.
Die Wette: erst 1836 aus dem Nachlaß veröffentlicht 239.
Dithyrambe „Unter diesen Lorbeerbüschen . . .", zuerst mit der Überschrift „Sängerwürde" im Musenalmanach für das Jahr 1799: 220.
Drama, das sich in eine Ballade umgestaltete: s. Ballade vom Grafen 112.
„Du versuchst, o Sonne, vergebens . . .", mit der Überschrift „Den 6. Juni 1816" in der Abteilung „Inschriften, Denk- und Sendeblätter", zuerst im 4. Bd. der Ausgabe letzter Hand 167.
Eginhard s. Altdeutsches Trauerspiel.
Egmont: die Anfänge gehen bis in die letzte Frankfurter Zeit zurück. Erster Druck 1788 bei Göschen in Leipzig 222.
Elisene: von dieser Legende ist in Gs. Werken nichts überliefert. Vielleicht gehört sie zu den „verschiedenen legendenartigen Gegenständen", an die wie an die Legende vom heiligen Neri Riemer nach seinem und Gs. Tagebuch am 22. August 1808 erinnerte 224.
Elpenor: von G. 1781 begonnen. Das Fragment erschien in Riemers Bearbeitung in der Ausgabe 1806/10, in der ursprünglichen Prosafassung erst in der Weimarer Ausgabe 224.
Erotische Elegie: Das Tagebuch „Wir hören's oft . . .", erster öffentlicher Druck in der Weimarer Ausgabe 223 f.
Erwin und Elmire: die ursprüngliche Fassung 1775 im 2. Bd. der „Iris", die spätere 1788 bei Göschen 139.
Eugenie s. Die natürliche Tochter.
Euphrosyne „Auch von des höchsten Gebirgs . . .", zuerst: Musenalmanach für das Jahr 1799: 223.
Fabel: zur Ausarbeitung ist es nicht gekommen *264.
Farbenlehre, Zur: Die Ausarbeitung erfolgte unter Riemers Hilfeleistung 1806—10, das Werk erschien 1810 in zwei Bänden bei Cotta 226 ff. (Entstehung, Riemers Anteil und Umarbeitungsvorschlag), 303 (eine Purganz), 306 (Experimente), 316, 364.
Faust: F. in ursprünglicher Gestalt, die in die Frankfurter Zeit zurückreicht, erschien erst in der Weimarer Ausgabe, 1790 erschien das „Fragment", 1808 der Tragödie 1. Teil, 1827 Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie in der Ausgabe letzter Hand, darin auch nach Gs. Tode der Tragödie 2. Teil. 17 (Arbeit am 2. Teil),

77 (Schluß des 2. Teils), 100 ff. (Beurteilung), 114 (Rätselhaftigkeit), 159 (ein Irrtum Riemers, die Szene gehört dem Urfaust an), 188 (Mütter), 141, 369.
Flucht nach Ägypten s. Wilhelm Meisters Wanderjahre.
Götz von Berlichingen: die ursprüngliche Fassung wurde erst in der Ausgabe letzter Hand gedruckt, die zweite Fassung erschien 1773 im Selbstverlag *276, *325.
„Hände meiner Augenweide ...", richtig: „Hände meiner Augen Weide", aus „Des Epimenides Erwachen", entstanden im Frühjahr 1814 in Berka 52.
Hans Sachsens poetische Sendung „In seiner Werkstatt ...", erschien 1776 im Teutschen Merkur 89.
Helden, Götter und Wieland: richtig: Götter, Helden und Wieland. Leipzig 1774. Der Druckort ist fingiert 152.
Helena s. Faust.
Hermann und Dorothea: erschien als Taschenbuch für das Jahr 1798 bei Vieweg in Berlin 211, 223, 229.
Hochländisches Lied „Matt und beschwerlich ...", Übersetzung eines schottischen Liedes, zuerst 1828 in „Kunst und Altertum" gedruckt 360.
Hochzeitslied „Wir singen und sagen ...", zuerst im Taschenbuch auf das Jahr 1804: 292.
Höllenfahrt Christi „Welch ungewöhnliches Getümmel ...", zuerst 1766 in der Frankfurter Zeitschrift „Die Sichtbaren" 77.
Hymnus auf Apollo „Dein gedenk ich ...": die meisten Herausgeber halten Riemers Bedenken an Gs. Verfasserschaft nicht für berechtigt 230 f.
„Ich liebe mir den heitern Mann ...", mit der Überschrift „Meine Wahl" in der Abteilung „Epigrammatisch", zuerst im 2. Bande der Gedichte der Ausgabe 1815/19: 193.
Ilmenau am 3. September 1783 „Anmutig Tal! ...", erster Druck im 2. Bande der Ausgabe 1815/19: 85.
Invektiven 120.
Iphigenie auf Tauris: erster Druck 1787 bei Göschen in Leipzig. Die frühern Fassungen sind erst später bekannt geworden *141, *331 (Kenntnis des griechischen Altertums), 162 (Umarbeitungen), 211 (Schillers Kritik), *264 (Wahrheit und Lüge), 134, 192.
Israel in der Wüste: Aufsatz in den Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan 359.
Jagdgedicht s. Novelle.
Klytämnestra: in Gs. Tagebuch findet sich die von Riemer erwähnte Notiz nicht, wahrscheinlich erfolgte der Eintrag in ein Notizheft oder Memorandum 219.
Komische Romane: Riemer denkt an einzelne Erzählungen in den „Wanderjahren", vielleicht sollte „Der Egoist" einer dieser geplanten Romane werden 231.
Lieder an Suleika: die an Marianne v. Willemer gerichteten Lieder des West-östlichen Divans 49.

Lieder bei Breitkopf: Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig 1770: *325.

„Locken, haltet mich gefangen..." Anfang des Gedichts „Hatem" im Buch Suleika des West-östlichen Divans. Die Handschrift trägt das Datum 30. September 1815: 52.

Macaria s. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Maran Atha: das Gedicht ist nicht zustande gekommen. Ob die von R. gezogene Verbindung zum Ewigen Juden stimmt, erscheint zweifelhaft *216 f., *290.

Maskenzüge: stammen meist aus der früheren Weimarer Zeit, erschienen zuerst in der Ausgabe 1806/10: 219.

Maximen und Reflexionen: die erste Sammlung von M. und R. gab G. als „Ottiliens Tagebuch" in den Wahlverwandtschaften; in großem Umfange trat seine Spruchweisheit in der Ausgabe letzter Hand hervor 243.

Morphologie: Hefte „zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie" erschienen erstmalig 1817 bei Cotta 254.

Musen und Grazien in der Mark „O wie ist die Stadt so wenig...", erster Druck in Musenalmanach für das Jahr 1797: 228.

Nero: Riemer erinnert an den „Triumph der Empfindsamkeit", wo G. Nero als Monodramenspieler erwähnt, und setzt den Plan in das Jahr 1777: *316.

Novelle: 1797 entwarf G. ein Schema zu einem epischen Gedicht „Die Jagd". Der Plan ruhte lange, im hohen Alter gestaltete G. den Stoff zur „Novelle", die 1828 in der Ausgabe letzter Hand erschien 111 f.

Opernbearbeitungen: als von G. bearbeitete italienische Opern nennt Riemer: Circe (s. d.), Heimliche Heirat (s. d.) und Theatralische Abenteuer (s. d.) 343, 366.

Pädagogische Provinz s. Wilh. Meisters Wanderjahre.

Pandora: erschien 1808 in der Wiener Zeitschrift „Prometheus" unter dem Titel „Pandoras Wiederkunft". Die Fortsetzung kam nicht zustande *231 ff. (Entstehung), *292 (Systole und Diastole des Weltgeistes), *323 (Naturschreie), *324 (Fortsetzung), *350 (ins Generische gegangen), 10 f., 182.

Parabel „Ich ging im Walde...", mit der Überschrift „Gefunden" im 1. Bd. der Ausgabe 1806/10: 165.

— „Ich trat in meine Gartentür...", zuerst in Wendts Musenalmanach für das Jahr 1831: 95.

— „In einer Stadt...", im 2. Bd. der Ausgabe 1806/10: 189.

Paria „Großer Brama...", erster Druck 1824 in „Kunst und Altertum" 96.

Paulo post futuri „Weinet nicht, geliebte Kinder...", zuerst in den Vermischten Gedichten im 47. Bd. der Ausgabe letzter Hand 120.

Prometheus: Dramatisches Frag-

ment aus der Frankfurter Zeit um 1773, gedruckt in der Ausgabe letzter Hand 231 f.
Propyläen: Zeitschrift vornehmlich für bildende Kunst, erschien 1798—1800 bei Cotta, fand aber wenig Teilnahme 364.
Reineke Fuchs: die Bearbeitung der „unheiligen Weltbibel" beschäftigte G. in den ersten Monaten 1793, das Werk erschien 1794 in den Neuen Schriften *365.
Revolutionsstück: gemeint ist das Fragment „Das Mädchen von Oberkirch", das erst in der Weimarer Ausgabe gedruckt wurde. Nach Riemers Tagebuch vom 1. Oktober 1809 machen Der Groß-Cophta, Der Bürgergeneral, Die Aufgeregten, Die natürliche Tochter u. d. o. „eine Suite, die einen inneren Bezug auf sich und auf Gs. Bildung haben, auf das, was ihn in der Zeit interessierte und beschäftigte, und würden zusammen ein eigenes Ganze machen." 234.
Rezensionen: eine erste Sammlung v. Gs. Rezensionen brachte die Ausgabe letzter Hand 314.
Romanmotive 314.
Romeo und Julia: 1806 von G. unter Riemers Mitwirkung bearbeitet, gedruckt erst aus dem Nachlaß 1841: 118.
Römische Elegien: erstmalig im 2. Bd. der Horen, vollständig erst in der Weimarer Ausgabe 162, 223.
Sankt Joseph s. Wilhelm Meisters Wanderjahre.
Schmarutzender Tyrann: die Bemerkung bezieht sich nach Riemer auf Reichardt (s. d.) *194, *268.
„Soll man dich nicht . . .", aus dem Buch der Sprüche des West-östlichen Divans 76.
Sonett an den Abbate Bondi „Aus jenen Ländern", 1812 entstanden, zuerst gedruckt in der Ausgabe letzter Hand *239.
Sonette: die von Riemer erwähnten danken ihren Ursprung der Neigung Gs. zu Minchen Herzlieb. Erster Druck im 2. Bd. der Gedichte der Ausgabe 1815/19: 48 ff., 182.
Stella: erschien 1776 in Berlin, die Umarbeitung mit dem tragischen Schluß im 6. Bd. der Ausgabe 1815/19: 55, 140, 192.
Sultan wider Willen, Der: ein Beleg für Riemers Angabe findet sich in Gs. Tagebuch 1806 nicht, wohl aber am 6. November 1808, wo es heißt: „Wahlverwandtschaften und andere Romangegenstände. Sultan wider Willen." Dieser könnte zu den geplanten komischen Romanen gehören *233.
Supplices: die „Schutzflehenden" des Äschylos bildeten den allein überlieferten ersten oder zweiten Teil einer Trilogie, die das Schicksal der Töchter des Danaos darstellte *233.
„Teilen kann ich nicht das Leben . . .": aus der VI. Abteilung der Zahmen Xenien, zuerst in der Ausgabe letzter Hand 100.
Tell: den Plan zu einem epischen „Tell" brachte G. von seiner dritten Schweizerreise mit, gab ihn aber bald auf 111, 155.

Tonlehre: die als Gegenstück zur Farbenlehre geplante Tonlehre ist nicht ausgeführt worden. Bruchstücke sind in der Weimarer Ausgabe gedruckt *321.
Torquato Tasso: begonnen 1780, erschien 1790 bei Göschen in Leipzig 141, 192, 268.
Trauerspiel: das „Szenario" ist nicht erhalten, vielleicht war es nur mündlich entworfen *279.
Trinklied „Hier sind wir versammelt...", zuerst unter der Überschrift „Ergo bibamus!" im 1. Bändchen der Gesänge der Liedertafel Berlin 1811: 364.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter: erschienen zuerst in Schillers „Horen" 1795. „Der Procurator" ist die bedeutendste Erzählung in den „Unterhaltungen" 234. (Lies dort: Procurator.)
„Viele Pfade bin ich geloffen...": die letzten beiden Verse des Vierzeilers „Ich, Egoist!" aus der Abteilung „Sprichwörtlich", zuerst im 2. Bd. der Gedichte in der Ausgabe 1815/19: 155.
Vorspiel: Was wir bringen. Vorspiel bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt. 1802 bei Cotta. Was wir bringen. Fortsetzung. Vorspiel zur Eröffnung des Theaters in Halle im Morgenblatt für gebildete Stände 1814: 96.
Werke: in 13 Bänden. Tübingen 1806—1810. Riemer half bei der Redaktion 10, 216, 219, 220, 225.
— in 20 Bänden. Stuttgart und Tübingen 1815—1819: 220.
Werke: Vollständige Ausgabe letzter Hand in 60 Bänden. Stuttgart und Tübingen 1827—32: 244.
— Nachgelassene W. in 20 Bänden. Stuttgart und Tübingen 1832—1842: 17.
— Gs. poetische und prosaische W. in 2 Bänden. Stuttgart und Tübingen 1836/37: 17.
West-östlicher Divan: entstand 1814—1819, erschien 1819 bei Cotta 220f.
Wilhelm Meister: die ursprüngliche Fassung „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" entstand 1777—85, sie wurde erst 1910 aufgefunden und in der Weimarer Ausgabe gedruckt. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" erschienen 1795—96 bei Unger in Berlin. Darin im 6. Buch die „Bekenntnisse einer schönen Seele." 77, 131 (bildungsfähige Natur), *350 (Varietät).
— „Wilhelm Meisters Wanderjahre": die ersten Anfänge gehen bis in die Zeit der Vollendung der „Lehrjahre" zurück, 1807 wird die Ausführung in Angriff genommen. Im Taschenbuch für Damen 1809 erschien Die pilgernde Törin, im Taschenbuch für Damen 1810 Wilhelm Meisters Wanderjahre 1. Buch (mit der Erzählung Sankt Joseph der Zweite), im Taschenbuch für Damen 1817 Die neue Melusine, im Taschenbuch für Damen 1818 Der Mann von funfzig Jahren. W. Ms. Wanderjahre oder Die Entsagenden 1. Teil kam 1821 bei Cotta heraus, 1829 erschien das Werk vollständig

und umgestaltet in der Ausgabe letzter Hand. Unter „Marcaria" ist die eingestreute Spruchsammlung „Aus Makariens Archiv" zu verstehen. 11, 17 (Entstehung), 77 (Christus in der päd. Provinz), 131 (Gehalt der päd. Provinz), 237 f. (Entstehung und Deutung), 272 (Flucht nach Ägypten), 313 (Geschichte des Weltgeistlichen).
Xenien: in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797: 120.
Zahme Xenien: erschienen unter dieser Überschrift zuerst in der Ausgabe letzter Hand 239, 367.

II. Leben, Persönlichkeit, Dicht- und Denkweise

Aberglaube 74, 262, *356.
Adel 55, 81 ff.
Allverstehen 182.
Amtstätigkeit 180.
Anarchie, ihm verhaßt 64.
Angriffe auf G., Sagen und Märchen 27 ff., 117.
Antediluvianische Epoche 174.
Antipathien 43, 108 ff., 272 (Hunde und Hundegebell), 44 (Schlangen), 106 (Brillenträger), 107 f. (Tabakrauchen), 108 (gewisse Pflanzen und Speisen).
Anziehungskraft seiner Persönlichkeit 59.
Arbeitsaufenthalte in Jena 9, 182 ff.
Aristokratismus 81 ff.
Atheist s. Religion.
Ausbildung aus dem dunklen Produkt der Natur zu einem klaren Produkt seiner selbst 135.
Ausreifen der Werke 96 f.
Aussprache s. Sprache.
Äußeres: 56, 71, 107 (Augen), 56 (Mund), 56 f. (Gestalt und Haltung), 56 f. (Gang im Alter), 107 (Hände), 138, 192 (Haartracht), 137 (Staatskleid), 192 (Kleiderschnitt).
Autodafés 162.
Barometer: G. als B. 62.
Benutzung anderer 97 f.
Benutzung zufälliger Ereignisse, prägnanter Momente aus der Wirklichkeit 94 f., 97, 174, 183, 189, 229.
Bequemlichkeit 155 f.
Bescheidenheit 140.
Besitz 177 ff.
Besucher, die G. das Reisen ersetzen 72.
Beurteilung von Kunstwerken *246.
Bewußtsein: Gs. Lebenswunsch *339.
— der Fehler *339.
Bildnisse und Büsten: 58 (Rauchs kleines Standbild von 1828), 370 (Davids Marmorbüste v. 1830).
Bonhommie 199.
Brillenträger s. Antipathien.
Bruchstücke seiner Existenz in den Werken 239, *291, *305.
Campagne-Erinnerungen 318.
Charakter 63 f.
Compelle s. Nötigung von außen.
Dankbarkeit 53, 173.
Defensive 113, 161.
Deklamation s. Rezitation.
Demut 112.
Derbheit 90.
Deutschheit 86 ff.
Dialekt s. Sprache.
Diatribe gegen neueste Dichter: Falk nennt die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck 44.

Diät 108.
Diktieren: Vorliebe f. D. 158.
Diskretion 116 f.
Duldsamkeit 48, 79.
Ehrfurcht s. Religion.
Eigenheiten 106 ff.
Einfühlung 67.
Einsamkeit 69.
Einschnitt in der Entwicklung zwischen Wilhelm Meister und Natürlicher Tochter *350.
Einschränkung 114.
Eitelkeit 136, *273, *322.
Elterliche Gefühle 66.
Emanzipierter Mensch 59.
Empfänglichkeit für Lob und Beifall 142.
Empfindsamkeit: das Sehnsüchtige seines jugendlichen Wesens 66.
Enthusiasmus 66.
Entsagung 67.
Entschluß und Tat *346.
Entstehung der Dichtungen 183.
Epochen, unterschiedliche in Gs. Leben 26.
Erdbeben zu Lissabon: Eindruck auf den Knaben 77, 312.
Erkenntnislehre 261, 279 f.
Erzähler: 249; vergl. auch unter Dichtung und Wahrheit und Rezitation.
Erzieher: 65 (Lebenslehrer), 122 f. (E. zur Geduld), 125 (in der Gesellschaft), 127 (E. der Schauspieler), 131 (Anwendung in der päd. Provinz), 182 f. (auf Reisen), 225 (Lehrer der Euphrosyne).
Esprit *332.
Evangelien s. Religion.
Fassung bei Verlust 67.
Fechter s. Leibesübungen.
Fehler 134 f.
Feile s. Umänderungen.
Feinde s. Gegner.
Folge 310 (das Einzige, wodurch alles gemacht wird).
Förderung durch andere in Sprache und Metrik 93.
Fortbildung 112.
Frauen s. Weiber.
Fremde in Gs. Hause 197 ff.
Freunde 210 ff., *360.
Frondeur 86, 118 (G. weder Fr. noch Serviler).
Fürsten: 82 f. Stellung zu den F.), 85, 118 (St. zu Carl August).
Gang s. Äußeres.
Gast 191 ff.
Gastgeber 178, 197 ff, 360.
Gedächtnis 230 (im Alter).
Gegenständlichkeit seines Denkens und Dichtens 92 f.
Gegner 145, 240.
Geheimnislust 111; s. auch Inkognito.
Gehorsam gegen die Obrigkeit *254.
Geist der Natur in seinen Werken 184 f.
Geistesaristokrat 83.
Geistesgegenwart 70.
Gelehrsamkeit auf dem Papiere keinen Reiz für ihn *247.
Gemütstiefe 55.
Genie *347.
Geschichte der Verpflanzung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, in den Annalen 1803: 117.
Geschmack 87.
Geselligkeit, gesellige Anmut 71, 191 ff., 196, 360, 366.
Gesinnung 65 f.
Gesten s. Erzähler.
Gesundheit 62.
Gewandtheit 56.
Gewohnheit 108.
Glaube s. Religion.

Gleichgewicht seines Wesens 59.
Gott s. Religion.
Grillenspiele 190.
Großpönitentiarius 59.
Gründlichkeit im Motivieren 181, *342.
Gutmütigkeit und falsche Superiorität *70, *316.
Gymnastik s. Leibesübungen.
Haartracht s. Äußeres.
Haltung 56 f., 60, 192.
Hände s. Äußeres.
Handwerk: jeder soll das seine ernsthaft treiben *243.
Hauptwesenszüge seiner Natur 52.
Haus und Hauswesen 31, 156 ff.
Hausspräche s. Sprache.
Häutungen seines Wesens in den Werken s. Bruchstücke.
Heimlichkeit der Produktion 111 f.
Historisches Interesse an sich selbst 139.
Höflichkeit des Herzens 205.
Hörer 195, 203.
Humor 55, 129 f., 182, 193 f.
Hypochondrie 243, 352.
Hypsistarier s. Religion.
Idee und Liebe als Lebensgewinn 65.
Ideelles stellt sich G. unter weiblicher Form dar *313.
Ideen: Leben in J. 81.
Ideenreichtum im Verkehr 7.
Idiosynkrasien und Idiopathien 31.
Indiskretionen, ihm besonders verhaßt 114.
Influenzen, moralische 62.
Inkognito: Liebe zum J. 106, 110 ff.
Ironie 55, 130 ff., 238.
Jena und Karlsbad, der Produktion günstige Orte 182.
Juden: kein Vorurteil gegen sie, nur Vorsicht 208.
Jugendgeschichten aus Wetzlar *276.
Jünger 7, 9.
Kälte 193.
Karlsbad s. unter Jena.
Katholizismus s. Religion.
Katze s. Tiere.
Kinderliebe 146.
Kletterer s. Leibesübungen.
Kluft zwischen den vor- und den nachitalienischen Gedichten *291.
Knochenbau s. Gesundheit.
Komposition 184.
Konziliante Natur 140.
Kost s. Hauswesen.
Kotteriesprache s. Sprache.
Kritik *331.
Kunst, bildende 177 ff. (in Gs. Hause), 184 f. (Neigung), 186 (Ausdruck einer Sehnsucht), 197 (Vorzeigen von Kunstwerken bei Besuchen).
Künstlerneid 155.
Landschaftsbilder in den Werken unter dem Einfluß des Zeichnens entstanden 187.
Laune 121.
Lebenslehrer s. Erzieher.
Leibesübungen: 56 (frühe Gymnastik, Tanzen, Fechten, Schlittschuhlaufen, Reiten, Wandern, Klettern), 58 (Schluß zu Pferde), 59 (Leibesübungen und Haltung), 182 ff. (Wandern, Reisen, Zeichnen).
Leser *278.
Lichter und Lichterputzen 125.
Liebe: 163 (im Jünglingsalter), *232, 370 (Verhältnis zu Lili Schönemann), 146 (zu Amalie Kotzebue), 164 ff. (zu Christiane), 50 (zu Minna Herzlieb), 52 (zu Caroline Ulrich), 49 (zu Marianne v. Willemer). Vergl.

auch im Hauptregister unter Geschlechter.
— Das Verhältnis zu Charlotte v. Stein und zu Corona Schröter deutet Riemer in einer Fußnote an, in der er von dem „freundschaftlichen Verhältnis zu Frau v. Stein und dem mehr leidenschaftlichen zu Corona Schröter" spricht.
Liebenswürdigkeit 65.
Lutheraner s. Religion.
Magischer Ton in seinen Werken 95.
Mann: Gs. Unkenntnis des Mannes *313.
Menschenkenner 60, 71, 198 f.
Menschenliebe 65.
Mentor des Fürsten 85.
Metaphysik 42 f. (Monaden), 279 f. (das Eine an sich); s. a. Religion.
Milde und Humanität 136, 161.
Mineralogie s. Natur.
Minister 60.
Mißwollen *354.
Mitgefühl 67.
Monaden s. Metaphysik.
Moral *321.
Musik 124, 298, 317.
Muskulatur s. Gesundheit.
Nachahmer 98 f.
Nachbildungskraft 87.
Namensunterschrift 206.
Natur: 92 (anschauliche Kenntnis), 178 (Naturaliensammlung), 182 (Empfänglichkeit für Naturszenen), 184 (Erfassen des Geistes der Natur), 189 (mineralogische Studien), 343 (geologisches Modell).
Neidsucht 155.
Nomen proprium seiner Individualität 32.
Nötigung von außen, Compelle 96.
Nutzen, Nützlichkeit 267.
Offenheit 182.
Ökonomischer Sinn 179 f.
Oktobertage 1806: 167 ff., *272 f., *300.
Orden und Titel 137.
Ordnungsliebe 64.
Paradoxie 243, 352.
Parteilichkeit 144 f., 246.
Pathologische Seelenzustände 134.
Persönlichkeit 55 f.
Physiognomisches Auge 71.
Politik: 272 (Verstimmung durch politica), *283 (Lebenseinrichtung u. politische Zustände), *309 f. (Unglück der Welt durch falsche Erziehung), *291 (Trost im politischen Elend), *299 (Freiheit und Despotie), *317 (Despotie und Autokratie).
Polizei des Gewissens 205.
Produktives Verhalten gegenüber den Werken anderer 221, 223.
Protestant s. Religion.
Publikum 97.
Rätselhaftigkeit in den Werken 113 f., 161, 181.
Realistischer Tik 106, 110.
Reichtum: innerer R. unerschöpflich 55.
Reinlichkeit 63.
Reisen: 182 ff. (bildendes R.), 68, 136, 291 (Italien), 9, 182 ff., 252 (Böhmen), 136 (Rhein und Main 1814 und 1815).
Reiter s. Leibesübungen.
Reizbarkeit seiner Organisation 62.
Religion 74 ff., 76 ff. (Glaube, Ehrfurcht, Pietät), 77 (Erschütterung des Kinderglaubens), 77 f. (Christus, Evangelien, erste Gemeinden, Brüdergemeinde), 78 (Lutheraner, Protestant), 79 (Duldsamkeit, Hypsistarier),

79 (Katholizismus und Judentum), 79 ff., 359 ff. (Bibel).
Retiraden 70.
Rezitation: 195 f. (Vortrag eigener und fremder Werke). — In einer im Text nicht verwendeten Aufzeichnung schreibt Riemer: „Gs. Rezitation oder Deklamation war ganz eigner Art, aber gewiß eine natürliche, durch sein Individuum und die vorzutragende Sache motiviert. Ohne vielleicht etwas von den Ansichten der Alten über Deklamation zu wissen, war sie nicht ohne Gesten und Mienen. Bewegungen der rechten Hand."
Roheit 107.
Ruhe 66, 68.
Sachverständige 92 f.
Schamhaftigkeit 110.
Schauspieler 57, 127.
Schematismen 189.
Scherz 55.
Schicklichkeit in Briefen 205.
Schlittschuhläufer s. Leibesübungen.
Schnöckerei um die Weiber *339.
Schreibgewohnheiten 161.
Schweigsamkeit 115.
Schwimmversuche im Floßgraben 342.
Selbstansicht, Praxis 92.
Selbstbeherrschung 55.
Selbstgefälligkeit 126.
Selbstmord *361.
Selbstschreiben und Diktieren s. Diktieren.
Selbsturteil 138 ff.
Sensibilität 66.
Sicherheitsgefühl 58.
Siegel 206, 369.
Sinn für Schmuck 137.
Sparsamkeit 178 ff.
Spaziergänge 183.
Sprache: 13, *253 (Haussprache, Koteriesprache), Ausdrücke der Haussprache: 13, 126, 133, 174, 194, 236 (karterieren), 339 (Schnöckerei), 359 ff. (Brocardica, stehende Redewendungen aus der Bibel, aus fremden Sprachen, eigenen und fremden Werken). Nach einer nicht im Text verwendeten Aufzeichnung schreibt Riemer ferner: G. „sprach das Deutsch, wie es in guter, gebildeter Gesellschaft gesprochen wird, doch ohne die Affektion eines Sprachmeisters oder Sprachkünstlers. Von sogenanntem Dialekt war nichts in seiner Aussprache, wiewohl oberdeutsche Worte und Wortformen genug im Gespräch sowie in seinen frühern poetischen Schriften vorkommen."
Steifheit 60, 193.
Stil 161, 184, 186.
Stimme: Riemer berichtet darüber in einer Aufzeichnung: „G. hatte eine schöne Stimme. Diese Stimme wußte sich vom leisesten Gefühlston bis zur Donnerstimme zu erheben, wenn er im Affekt, im Zorn oder in leidenschaftlicher Aufregung war."
Stockigkeit 134.
Stoff und Form 95.
Stolz 61.
Strandbewohner im November 1812: 333.
Strapazen 57.
Symbolik der poetischen Gestalten 94.
Systole und Diastole in der Jugend 325.
Tabakrauchen s. Antipathien.
Tagbenutzung 363.

Tage 91 (erfindende, ordnende, aufräumende), 96.
Tageslauf 91.
Tänzer s. Leibesübungen.
Tätigkeit 91 ff.
Technik der Skizzen Gs. 184.
Teilnahme 67.
Temperatur 62.
Theaterwesen 312.
Tiere: 110 (Mitleid), 43, 108 ff., 272 (Hunde), 44 (Schlangen), 110 (Katze). — In seinem Tagebuch vom 6. März 1810 berichtet R. noch: „G. ist die Zärtlichkeit der Tiere unangenehm, sie macht ihm weh."
Tischreden 243 ff.; s. a. Tischzeit.
Tischzeit 183, 193, 197 f.
Totalität 55, 63, 100 ff. (Mensch und Autor eins).
Traditionen, dunkle, über die erste Zeit in Weimar 121.
Tragisches 140 (nicht in seiner Natur).
Traum und Dichtung *274, *324.
Übel, körperliche 62.
Übereilung 134.
Überheblichkeit *316.
Überschriften 188, 220, 228.
Umänderungen, Gebrauch der Feile 138 f.
Umgang 32 f.
Umgebung 213 f.
Unarten, gesellschaftliche, in den Romanen angebracht 125.
Ungeduld 121, 134.
Universalität 35.
Unmut 133.
Unparteilichkeit 115.
Urteil *264.
Urteil Friedrich Schlegels über G. *291.
— der Frau v. Stael ungenügend *352.
Verhältnisse zu einzelnen Personen s. unter deren Namen im Hauptregister.
Verkehr in Gs. Hause 1803—1812: 6 ff.
Verkehr: G. im mündlichen V. 243 ff., 360.
Verkehr mit Personen der Dichtungen 183.
Verkleidungen 113.
Verliebtheit in Fehler *339.
Vernunftkultur 81.
Versäumnis 134.
Vertrauen 56, 59.
Vollmachten für Riemer bei seiner Mitarbeit 10 f.
Vorleser s. Rezitation.
Vorsicht 119.
Wahrheitsliebe 117.
Wechselseitigkeit im Verkehr 9.
Weiber: *313 (Ideelles unter der Form des Weibes konzipiert), *339; vergl. ferner Hauptregister: Weiber, Geschlechter.
Weltgeschichte 333.
Weltklugheit 113.
Wertherzeit 361.
Widerspruchsgeist 123.
Wissenschaften 92 (praktische Aneignung), *247 (keine Papiergelehrsamkeit).
Wißbegierde 35, 156.
Witterung 62 (Einfluß auf Goethe).
Witz 127 ff., 133, 182, 367.
Wohltäter 72 f., 292, 319.
Wohlwollen 65.
Wohnung s. Haus.
Würde 60.
Zartgefühl 66.
Zeichner 183 ff. (Zeichnen in Jena und Karlsbad), 187 (skizzierte Ideen), 195 (in Gesellschaften).
Zitieren 365 (aus seinen Werken).

Goethes Familienangehörige
Eltern: Johann Kaspar (1710—82), kaiserlicher Rat in Frankfurt 68.
Katharina Elisabeth, geb. Textor (1731—1808) 53, 165, *370.
— Neigungen der Eltern im Sohne *350.
Frau: Johanne Sophie Christiane geb. Vulpius (1764—1816), Gs. Freundin seit Juli 1788, Mutter seines Sohnes August am 25. Dezember 1789, kirchlich getraut am 19. Oktober 1806: 164 (Einleitung ihres Verhältnisses zu G., die Bittschrift war für den Bruder, nicht den Vater), 165 (körperliche Erscheinung), 165 (Bildnis von Heinrich Meyer v. 1792 und Büste von Weißer v. 1811), 166ff., 292, 301 (Wesen), 178 (Wirtschaftlichkeit), 7 (Beschützerin der Schauspieler), 167ff., 9, 177 (Geschichte der Trauung), 115, 167 (falsche Darstellungen), 78 (Zeugin für Gs. religiöse Gesinnung), 51 (Streit mit Bettina), 6, 13, 166f. (Tod).
Sohn: Johann August Walther v. (1789—1830), seit 17. Juni 1817 vermählt m. Ottilie v. Pogwisch: 5ff. (Jugend und Erziehung), 15f. (Erziehertätigkeit Riemers), 57 (Körperbildung), 57, 177, 311 (Verhältnis von Vater und Sohn), 109 (englische Dogge), 165 (Bildnis v. Heinrich Meyer 1792), 9, 177 (Trauzeuge), 168 (in den Oktobertagen 1806), 229 (Scherz mit kleinem Knaben, wahrscheinlich Rinaldo Vulpius, Anlaß zur „wandelnden Glocke"), 253 (Koteriesprache), 13f. (Verhältnis zu Riemer nach dem Tode der Mutter).
Schwiegertochter: Pogwisch, Ottilie v., (1796—1872), Gattin Augusts v. G. 14.
Enkel: Walther Wolfgang v. (1818—85), Wolfgang Maximilian (1820—1883), Alma (1827—1844): 146 (Haseneiersuchen in Gs. Garten).
Goldsmith, Oliver (1728—74), der Verfasser des „Landpredigers von Wakefield", den G. in Straßburg durch Herder kennen lernte und im 10. Buche von „Dichtung und Wahrheit" charakterisiert 130, 224.
Gönner Riemers am Hofe: der Erbprinz Carl Friedrich und die Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna. Diese ließ sich von ihm längere Zeit Vorlesungen über die Altertumswissenschaft halten 16.
Gore, Charles (1729—1807), reicher englischer Schiffbauer und Maler, der mit seinen Töchtern seit 1791 dauernd in Weimar lebte und mit G. befreundet war *314.
Görres, Jakob Joseph v. (1776—1848), von Haus aus Mediziner und Naturwissenschaftler, Herausgeber der deutschen Volksbücher, Politiker und Vorkämpfer des Katholizismus. Über Bettinas Goethebuch schrieb er im Morgenblatt 1835 Nr. 78/87. Das „Dumme Urteil" erfuhr G. brieflich durch H. Voß d. J. 51, *285.
Göschel, Karl Friedrich (1784—1862), Jurist, philosophischer Schriftsteller des rechten Flügels der Hegelschen Schule. Von seinen zahlreichen Arbeiten über G. sind seine „Unterhaltungen zur Schil-

derung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe" am bekannteſten. Der von Riemer erwähnte Aufſatz ſteht in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1837 S. 466 f. 235.
Gott und Obrigkeit *254.
— Definitionen Zincgrefs *272.
— in den Ideen der Alchimiſten *285.
— und der Zufall *286.
— und Abſolutheit *288.
— und das Gleichgewicht der Materie *302.
— und Kinderglaube *312.
— im Menſchen *319.
— und Moralität *321 f.
— und wahre Wirklichkeit *331.
— und menſchliche Verehrung *336.
— und Loslöſung der Welt *356.
Gotter, Friedr. Wilhelm (1746—97), Juriſt und Schriftſteller, begründete mit Boie den „Göttinger Muſenalmanach" und gab ſpäter das „Deutſche Muſeum" heraus. Mit G. lebte er in Wetzlar zuſammen. Charakteriſtik im 12. Buche von „Dichtung und Wahrheit" *276.
Götter: Verkörperungen von Ideen *252.
— indiſche *314.
— und Gerechtigkeit *323.
Göttingen: G. weilte im Sommer 1801 längere Zeit in Göttingen, den Aufenthalt und das Hundeabenteuer ſchildert er in den „Tag- und Jahresheften 43, 269, 338.
Götz von Berlichingen († 1562), deſſen Geſchichte G. dramatiſierte *300.
Goue, Aug. Siegfr. von (1742—89), Juriſt, Schriftſteller, mit G. in Wetzlar zuſammen, die „Seele der Rittertafel" *276.
Grammatiker und Homer *309.
— alte wie die Juden *333.
Grauſamkeit der Geſchlechter gegeneinander *330.
Griechen und Freiheit *347.
— und Geſchichtsſchreibung *354, (ſ. a. u. Alte, Altertum, Antike).
Griechenland ſ. Zahn.
Griechentum, erhöhtes *296.
Griechiſche Sachen (Realien) *331.
— Anthologie (Sammlung der ſpätgriechiſchen Lyrik und Epigrammatik) *353, *366.
Griechiſches Drama *336.
Gries, Johann Diederich (1775—1842), vielſeitiger Überſetzer, der die meiſte Zeit ſeines Lebens in Jena verbrachte. Er pflegte beſonders das Sonett und nahm 1807 an dem „Sonettenkrieg" teil, der zu Minna Herzliebs Ehren ausgefochten wurde 50.
Grimm, Wilhelm (1786—1859), Bruder des großen Germaniſten Jakob und des Malers Ludwig Emil Gr., der „Märchenmann". Er war mit Riemer befreundet, kam aber bald mit ihm in Feindſchaft, da er Gs. geringe Teilnahme an ſeinen altdäniſchen Heldenliedern auf Rs. Urteil zurückführte 9, 193.
Grimm, Ludwig Emil (1790—1863), Bruder des vorigen, Maler und Kupferſtecher. Seine Bildniſſe Göttinger Profeſſoren erhielt G. am 25. November 1824. Die Äußerung über Blumenbachs Bildnis iſt auf den 26. November anzuſetzen *339.
Großfürſtin: Erbgroßherzogin, ſpätere Großherzogin Maria Paulowna, Tochter Pauls I. von Rußland *251.
Grotius: Hugo de Groot (1583—

1645), niederländischer Jurist und Staatsmann. Daniel Morhof berichtet im Polyhistor als Aussprache von Grotius: Alia legimus in his pueri, alia viri. G. formte danach die Zahme Xenie „Anders lesen Knaben..." (die Stelle über Terenz stammt aus Gs. Tagebuch vom 9. Oktober 1830 und ist versehentlich in unserm Text stehen geblieben) *338.
Grotthus: Sara v. Grotthuß, geb. Meyer, verw. Wulff, gehörte zu Gs. Karlsbader Bekanntschaften 209.
Grundsätze und alltägliches Leben *259.
Guercino: Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino (1590—1666), Meister der Spätrenaissance; G. bespricht Werke von Guercino im ersten Teil der Italienischen Reise 69.
Guido: Guido Reni (1575—1642) (vergl. Italienische Reise erster Teil) 69.
Günther, Wilh. Christ. († 1826), seit 1801 Oberkonsistorialrat und Hofprediger in Weimar 177, *314.

Habakuk, alttestamentlicher Prophet *316.
Hafis, Mohammed Schems ed-din (1300—89), persischer Dichter. G. verherrlicht ihn im West-östlichen Divan und charakterisiert ihn in den „Noten und Abhandlungen" 220.
Hagen von Tronje, eine der Hauptgestalten der Nibelungensage 218.
Hagen, der tolle: H., Karl Ernst v. (1750—1810), Rittergutsbesitzer auf Nienburg. G. besuchte ihn 1805 und schildert das Erlebnis in den „Annalen" 121.
Hain, Ludw. Friedr. Theodor (1781—1836), Privatgelehrter und Schriftsteller, Freund Bodes und Klaproths 7.
Halem, G. A. v. (1752—1819), Jurist, Verfasser eines „Lebens Peter des Großen" 310.
Halle: 3 (Hochschule), 117 (Verpflanzung der Literaturzeitung von Jena nach Halle; vergl. Gs. Darstellung in den „Annalen" 1805).
Haller, Albrecht v. (1708—77), Physiolog, Anatom, berühmter Dichter seiner Zeit. Er gehörte zu Gs. erster Lektüre im Knabenalter *325.
Hallore: Arbeiter in den Hallischen Salzwerken. Die H. gelten als gute Schwimmer 319.
Hamburg 299 (Tischbein), 237 (hierzu s. Forbes).
Hammer-Purgstall, Joseph Freiherr v. (1774—1856), Orientalist. Seine Übersetzung des Hafis (1812/13 erschienen) gewann starken Einfluß 220.
Hammer und Amboß *252.
Hanbury, Emmy 318 (s. Frommanns).
Handgriffe von Kunst, Handwerk und Leben *322.
Handwerk: *246 (das Mechanische, Ernst), *333 (Nörgelei), *357 (Kunst).
Handwerksstolz *256.
Häring s. Alexis.
Hartung s. Göschel.
Haß: *262 (H. und Liebe), *345 (Krankheit).
Hausgenossenschaft *247.
Hauy, René Just (1743—1822), französischer Mineralog und Physiker *264 (Newtonianer), *326.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. (1770—1832), Philosoph, seit seiner

Jenaer Privatdozentenzeit mit G. bekannt *257 (Undeutlichkeit).
Hegemonikon im Menschen *284.
Heidelberg 9 (Voß nach H.).
Heidelberger: Voß und sein Sohn, die an Gs. Rezensionen gemäkelt hatten *314.
— Jahrbücher 291 (Rezensionen v. Friedr. Schlegel).
Heidentum *279 (närrischer Begriff).
Heiligkeit der Natur in Dur- und Molltönen *298.
Heinse, Joh. Jak. Wilh. (1749—1803), Kunstschriftsteller, Verfasser enthusiastisch-sinnlicher Romane 75, 224.
Heloise: Geliebte Abälards, berühmte Frauengestalt des Mittelalters durch ihren Briefwechsel mit A. 52.
Hendrich, F. Ludw. Albr. v. (†1828), Kammerherr, Major, Kommandant von Jena 272.
Herder, Johann Gottfried v. (1744—1803), 1770 in Straßburg mächtiger Anreger Gs., 1776 durch dessen Vermittlung nach Weimar berufen. Nach Gs. italienischer Reise trübte sich das für beide so fruchtbare Verhältnis 41 f. (Falk und H.), 72 (Förderung durch G.), 136 (Eitelkeit), 142 (Urteil über „Die natürliche Tochter", das G. in den „Annalen" erwähnt), 147, 151 (H. und Böttiger), *250 (H. und Cotta), 360 (H. und Goethe).
—, Maria Caroline, geb. Flachsland (1750—1809), einst von G. als „Psyche" besungen, wurde nach Herders Entfremdung von G. eine ungerechte Gegnerin 154.
Herodianus (170—240), griechischer Geschichtschreiber einer römischen Geschichte 3.
Herodotos von Halikarnassos (484—425 v. Chr.), der „Vater der Geschichte", der in neun Büchern eine Darstellung der Perserkriege gab *329.
Herz *326 (Wahn vom großen H.).
Herzlieb, Wilhelmine (1789—1865), Nichte Frommanns, in dessen Hause G. sie kennen lernte. Ihr Bild lebt in der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" fort. Die Sonette des „Advents von 1807" sind an sie gerichtet 49 f., 182, 194.
Herzog: Carl August 219.
Herzogin: 200, 313 (Herzogin Luise).
Hesiodos v. Askra, griechischer Dichter des 8. Jahrh. vor Chr. 155.
Hiller, Gottlieb (1778—1826), Naturdichter, dessen 1805 erschienenen Gedichte nebst Selbstbiographie G. im Januar 1807 las. Ein Aufsatz über Hiller wurde in Gs. Nachgelassenen Werken gedruckt 314.
Hingabe *322.
Hirt, Aloys Ludw. (1759—1839), Kunstschriftsteller 150.
Historie *334 (angewandte H. in den historischen Stücken).
Hof: Stadt im nordöstlichen Bayern. G. zeichnete den Marmorbruch am 7. August 1806: 185.
Hoffnung *328 (gehört zur ausgeübten Vernunft), *353 (vielgestaltet im Gegensatz zur Wirklichkeit).
Höflichkeit *316, *366.
Holbein, Franz Ignaz (1779—1855), Sänger, Schauspieler, Theaterdichter 292.
Holland s. König von Holland.
Homer: 73 (Bürgers Übersetzung), 83 (Könige bei H.), 95 (magischer Ton), 102, 218, 230, *249, *265 (Reflexion der Menschen-

welt im Olymp), *287, *297 (F. A. Wolf und H.), *309 (Werk der Grammatiker), *349 (Zerlegung in Rhapsodien), 366.
Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), römischer Dichter, 7 (Lektüre Gs.), 239 (Motto zu den Zahmen Xenien), *259 (Urteil Gs.).
Hostie *299 (der Mond v. Zach. Werner mit einer Hostie verglichen).
Humaniora und Bildung *297.
Humanisten und Koteriesprache 253.
Humanität *297 (Weg zur H. durch die Natur), *318 (H. und Despotie), *325 (H. der Fürsten des 18. Jahrhunderts).
Humboldt, Karl Wilhelm v. (1767—1835), vielseitig gebildeter philosophischer Geist, bedeutender Sprachforscher, Freund Schillers und Goethes 3ff., 11f., 17, 93, 231, 298.
—, Karoline v., geb. v. Dacheröden (1766—1829), Gattin des Vorigen 5, 12, *313.
—, Theodor v. (1797—1871), Offizier, zweiter Sohn des Vor., Riemers Schüler 298.
Hus, Johannes (1369—1415), böhmischer Reformator, verbrannt auf dem Konzil zu Konstanz *284.
Hussiten vor Naumburg: Drama von Kotzebue *252.
Hypochonder *322 (Weiber als H.), *352 (Versinken ins Subjekt).
Hypochondrie *281 (Opposition gegen Napoleon).
Hypsistarier, gnostische Sekte des 2. Jahrhunderts n. Chr. 79 (vergl. G. an Riemer 7. Oktober 1826).

Ideale *293 (das I. im Menschen).
Idealphilosophen *257.
Idee und Schein *300, *341 (I. und Natur).
Ideelles *313 (von G. unter weiblicher Form konzipiert), *316 (vom Realen gefordert), *347 (und Sentimentalität), *356 (der Geist des Wirklichen das wahre I.).
Ideen *252 (in den Anschauungen der Phantasie), 331 (Wirklichwerdung der Ideen Gottes die wahre Wirklichkeit).
Ideengang im Alter *247.
Iffland, August Wilhelm (1759—1814), Schauspieler, Dramatiker, Theaterleiter 147, *265 (I. als Franz Moor), *305 (I. und Kotzebue), *314 (Gs. Rezensionen von Is. Almanach für Theater... 1807 wurde erst in den Nachgelassenen Werken gedruckt), *325.
Ilm *343 (Geschichte der Ilmnixe).
Ilmenau *346 (Baumwollspinnerei), 369 (Besuch des Kickelhahn).
Imagination *349 (Menschen mit I.).
Immermann, Karl (1796—1840), Dichter des „Münchhausen", Theaterleiter, kam seit 1837 dreimal nach Weimar 17f.
Immoralität *319.
Improvisation in der Kunst *336.
Individualität und Geschichte *342.
Individuelles *248 (der Erscheinung und Sprache), *301 (in Natur und Kunst).
Individuen *261 (Repräsentanten der Gattung), *284 (I. und Zeitalter), *287 (große I., die Morgenröte der Zeiten).
Individuum: 32 (Ind. est ineffabile. Riemer führt in einer Fußnote eine gute Verdeutschung an: der Born des Einzelwesens ist unergründlich). *248 (I. und Sprache), *311 (großes I. und Wissenschaft).

Ingolstadt 238.
Inkommensurables in der Natur *341.
Innsbruck 4.
Insekten und Mensch *330.
Intentionelle Brezeln und int. Geld *300.
Interesse an Kunst und Poesie *287.
Jon s. Friedr. Schlegel.
Ironie und Kultur *344.
Irrtum *261 (Falschheit gegen sich selbst), *273 (macht liebenswürdig), *327 (J. und Verachtung).
Irus, Bettlergestalt der Odyssee 199.
Island 199 f.
Isle de France 238.
Italien 4, 132, 136, 202, 226, 324.
Italienische Literatur *326.
— Malerschulen *355.
— Opern 343, 366.
— Redewendungen *361.

Jacob I., König v. England (1566—1625) *308.
Jacobi, Friedrich Heinrich 1743—1819), Dichter und Philosoph, seit 1774 mit G. bekannt, dessen Freund er trotz tiefer innerer Gegensätze blieb 75 (Glaube), 137 (schön geformtes Bein), 148 (Spannung mit G.), 284 (Verstand), 289 (Brief an J. vom 7. März 1800).
Jacobs, Christ. Friedr. Wilh. (1764—1847), Philolog und Schulmann. Sein Aufsatz über Gs. Iphigenie in den Vermischten Schriften Leipzig 1837: 141, 162.
Jakobus der Ältere, Sohn des Zebedäus, Apostel Jesu *301.
Jean Paul: Joh. Paul Friedr. Richter (1763—1825) *263 (Levana), *285 (Görres' Urteil), *286 (personifiziertes Alpdrücken), *367 (Dämmerungen für Deutschland 1809).
Jena: 5 (Romantik), 10, 12, 14, 50, 120, 182 ff. (für Gs. Produktion günstig, Landschaftsbild), 194 (Abende bei Frommanns und bei Knebel), 227, 231, 272 (Schlachtfeld), 274, 300.
Jesus s. Christus.
Johannes, der Apostel *301.
—, der Evangelist 136.
—, der Verfasser der „Offenbarung" *235, *301.
Jonson, Benjamin (1573—1637), englischer Dramatiker, Zeitgenosse Shakespeares *313.
Joseph, alttestamentlicher Patriarch *359.
Joseph II. von Österreich (1741—90), 1765 Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation *310.
Josephus, Flavius (37— etwa 96), jüdischer Historiker 236.
Journale *344.
Judas Ischarioth, Apostel *301.
Juden 197 (Gäste bei G.), 208 f. (Stellungnahme Gs.), 236, *289 (Individuen), *322 (kein point d'honneur), *331 (Charakter), *333, *354, *358 (Mosis Gesetz).
Judentum *279.
Jugend *274) im Verhältnis zu Masse und Detail), *323 (bildet sich wieder an J.), *339 (J. und Alter), *347 (Unschuld ist ewige J.).
Jüngling und Bescheidenheit *353.
Jupiter *338, *369.
Juvenalis, Decimus Junius (47—127), schonungsloser römischer Satiriker 129.

Kaaz, Karl Ludwig (1776—1810), Dresdner Maler, dessen G. mehrfach in den „Annalen" gedenkt.

Er half Gs. Skizzen in Karlsbad 1808 nach 307.
Kaiser, zwei, die G. mit Orden auszeichneten: Napoleon und Alexander I. v. Rußland. Der österreichische Kaiser kam etwas später nach 137.
Kaiserin Luise: Maria Ludovica, Kaiserin von Österreich (1787—1816), Gemahlin Franz' I. 239.
Kaiserin, russische: Maria Feodorowna, geb. Prinzessin v. Württemberg (1759—1828), Mutter Maria Paulownas, die sie im Dezember 1818 besuchte 14.
Kaleidoskop *355.
Kalk, organisierter *254.
Kaltwasser, Übersetzer des Plutarch 187.
Kämmerer: Wagner, Joh. Konrad, Kammerdiener des Herzogs Carl August 109.
Kant, Immanuel (1724—1804). G. eignete sich aus der Kantischen Lehre zu, was seinem Wesen entgegenkam. Von den drei großen Kritiken wirkte die „Kritik der Urteilskraft" am stärksten auf ihn 146, *257 (Undeutlichkeit), *290, *300.
Karikaturen *251 (Lichtenbergs Wohlgefallen daran).
Karl der Große (742—814), König der Franken 768, seit 814 römischer Kaiser 222.
Karlsbad 50, 182f. (für die Produktion günstig, Landschaftszeichnen), 187, 189 (mineralogische Studien), 208, 220, 224, 235, 253.
Katholizismus *266, *301.
Kausalität *328.
Kayser, Philipp Christoph (1755—1823), Schweizer Musiker, auf den G. große Hoffnungen setzte, die er aber nicht erfüllte 73.
Keil, Robert 1, 20.
Kieser, Dietrich Georg (1779—1862), Arzt, 1812 Professor in Jena 13.
Kinderrätsel, griechisches 367.
Kirms, Franz (1750—1826), Hofkammerrat, Mitglied der Theaterkommission 151.
Klaproth, Heinrich Julius (1783—1835), Orientalist und Forschungsreisender 7.
Kleist, Heinrich v. (1777—1811). G. ist dem genialen Dichter nicht gerecht geworden 155, 196 (Kleistlektüre bei Frommanns), *277 (Amphitryon), *326.
Klinger, Friedrich Maximilian v. (1752—1831), Landsmann Gs. und Dichtergenosse in der Zeit des „Sturmes und Dranges", später hoher Offizier in russischen Diensten 50, 72, 155.
Klopstock, Friedr. Gottlieb (1724—1803), der Sänger des „Messias" 83, 136, 364.
Klytämnestra, Gattin Agamemnons 309.
Knebel, Karl Ludw. v. (1744—1834), Gs. Weimarer „Urfreund" 9, 17, 18, 50 (Abendgesellschaften bei Knebel), 73, 83, 91, 113, 125, 137 (Kleidung), 142, 186 (Abendgesellschaft), 194, 217, 219, 223 (Properz), 310, 348, *353 (Epigramme), 360, 367.
Kniep, Christoph Heinrich (1748—1825), Maler, der G. auf der Reise nach Sizilien begleitete 73, *342.
Kobell, Franz (1749—1822), Landschaftsmaler und Radierer 291.
Köchin in Gs. Hause 200f.
Koketterie *282 (Egoismus in der Form der Schönheit).
Kokkusarten *254.
Köln 326.

Kometenschwanz, der, eines hervorragenden Menschen *287.
Komödie im Zusammenhang demokratischer Gesinnungen *335.
König von Holland: Louis Bonaparte, 1806—10 König (1778—1846), kam 1811 in Teplitz mit G. in Verkehr 41 f.
König von Preußen: Friedrich Wilhelm III. (1770—1840) 269.
Könige und Götter *336.
Konservationsbrille s. Liebe.
Kopernikanisches System *263.
Körners: Familie Christ. Gottfried Körners in Dresden, des Freundes Schillers 319.
Koteriesprache: Sprache einer fest abgeschlossenen Gesellschaft *253.
Kotzebue, Amalie, später verehel. Gildemeister. Bei der ersten Aufführung der „Geschwister" spielte sie die Marianne, ihr Bruder August den Briefträger 146.
Kotzebue, Aug. Friedr. Ferd. v. (1761—1819), fruchtbarer, erfolgreicher Theaterdichter, menschlich eine sehr fragwürdige Gestalt 42, 120, 145ff., 202, 217, *252 (Hussiten vor Naumburg), *269 (Pagliasso), *270 (in Rom), *305 (Seiltänzer), *340 (Brand im Stoppelfeld).
Kreuzzüge und Kultur *341.
Krieg *263 (eine Krankheit).
Kritik *331 (Gegenwehr).
Kritizismus *300.
Kultur, *254 (Weg d. christlichen K.), *256 (Nachahmung der antiken K.), *339, *344 (K. und Ironie).
Kunst *276 (Begriff und Stil), *301 (Kunst u. Natur, Stil und Manier), *304 Sollen, Wollen und Können), *311 (Pyramide der K.), *328 (sinnliche und ideale Abstrakta), *348 (neuere K. will gefallen), *349 (Poesie und bildende K.).
Kunstbetrachtung *324 (moralische und ästhetische).
Kunstgenuß *246 (muß auf Kenntnis beruhen).
Künstler, zwei, die Gs. Handzeichnungen nachgestochen haben: zwei Schüler des Weimarer Radierers Karl Aug. Schwerdtgeburth, C. Holdermann und C. Lieber, gaben 1821 sechs radierte Blätter nach ausgewählten Handzeichnungen Gs. heraus. Dieser empfahl die Arbeit in „Kunst und Altertum" und fügte, wie kurz zuvor zu Tischbeins Idyllen, umschreibende kleine Gedichte hinzu 186.
Künstler und sein Werk *334 (der K. gehört dem Werke).
Kunstrichter *325 (werden transzendent, sollten nur das Transzendentelle wollen).
Kunststudium *357 (Warnung vor ausschließlichem K.).
Kunstwerk *246 (Genuß, der auf Kenntnis beruht), *320 (regt die Betrachtung auf), *324 (Motivation im K., alte und neue Kunst), *334 (höchste Kunstwerke sind ästhetische Imperative).
Kurie *301 (Reformation).

Lafayette, Marquis de (1757—1834), französischer General *317.
Landschaftsmaler des 16. Jahrhunderts *349.
Laroche, Marie Sophie v., geb. Gutermann (1731—1807), Schriftstellerin. Ihre erste Tochter Maximiliane Euphrosyne, an den Frankfurter Kaufmann Brentano verheiratet, war die Mutter Bettinas 53.
Lateinische Redewendungen *362.
Lavater, Johann Kaspar (1741—1801), Schriftsteller, Theolog, der

„Gewissensrat" der vornehmen Welt, Begründer der Physiognomik. G. nahm anfangs an seinen Bestrebungen innigen Anteil, löste sich aber in Weimar nach und nach völlig von ihm los 77, 102, 106, 112.
Leben *275 (Wert), 331 (Wirklichwerden der Ideen Gottes), *337 (Vorwalten des Subjekts), *338 (besteht in einem Bruche), *340 (nicht zweimal).
Lebende, der *337 (hat recht).
Lebendige, das *323 (zieht an), *326 (muß man schätzen).
Lebens- und Weltangst *322.
Lebensansichten, früher in Gestalten und Göttern, jetzt in Begriffen *252.
Lehranstalten, öffentliche *289 (Umwandlung in private).
Leibniz, Gottfried Wilhelm v. (1646—1716), Philosoph 363.
Leichtigkeit in der Kunst *336.
Leiden *318 (etwas Göttliches).
Leidenschaft *262 (übereilt die Vernunft).
Leipzig 84 (vergl. Gs. Gedicht „Wolltet ihr in Leipzigs Gauen").
Lenz, Jakob Michael Reinhold (1751—92), Dichter der Geniezeit, mit G. seit Straßburg befreundet, aus Weimar, wohin er G. gefolgt war, ausgewiesen, starb nach jahrelangem Dahinsiechen im Irrsinn 114 (L. war in vieler Hinsicht von G. beinflußt, von eigentlichen Plagiaten läßt sich nicht sprechen), 155, *274 (Hang zur Intrige).
Lesenkönnen und Empfänglichkeit für Poesie *317.
Leser *278 (Typus der gutwilligen L.).
Lessing, Gotthold Ephraim (1729 bis 81) 73, 75, 136, 225 (Philotas und Elpenor), *253 (Minna von Barnhelm), *325, *336 (L. und Sprache des antiken Dramas).
Licht *255 (in der Naturphilosophie) *298 (Symbol der Seele).
Lichtenberg, Georg Christoph (1742—1799) Mathematiker und Physiker, Aphoristiker. *251 (Wohlgefallen an Karikaturen. L. hatte einen verwachsenen Körper).
Liebe *248 (Konservationsbrille; die Stelle ist nach der ausführlicheren Niederschrift in Riemers Tagebuch *337 wiederholt), *262 (Falschheit in der L.), *268 (L. und Selbstsucht), *271 (moderne L. ist ein Gesteigertes), *292 (Unterschied der Geschlechter), *303 (Rache enttäuschter L.), *310 (Gegensätzlichkeit), *320 (L. und Leiden), *328 (L. gehört zur ausgeübten Vernunft), *329 (Ausschließlichkeit jugendlicher L.), *331 (L. und Schmeichelei), *337.
Ligne, Karl Joseph Emanuel Fürst v. (1735—1814), österreichischer Feldmarschall, geistreicher Gesellschafter, Schriftsteller 233.
Lili s. Schönemann.
Link, Heinr. Friedr. (1767—1851), Botaniker 147.
Lissabon 77, *312 (Erdbeben 1755).
Liszt, Franz (1811—86), Komponist, seit 1842 Weimarischer Hofkapellmeister 18.
Literatur, deutsche, im 18. Jahrhundert *325.
— deutsche, englische, französische *326.
Logos *289.
London 132.
London und Paris, Journal 149.
Lope de Vega (1562—1635), der

Begründer des neueren spanischen Dramas *313.
Lorrain, Claude (1600—82), französischer Landschaftsmaler und Radierer *324.
Luden, Heinrich (1780—1847), Historiker, seit 1806 in Jena. 1814 gab er die politische Zeitschrift „Nemesis" heraus. Wichtig sind seine aus dem Nachlaß herausgekommenen „Rückblicke in mein Leben", Jena 1847: *348.
Luft und Elektrizität *274.
Lüge und Wahrheit *337.
Luise Auguste, Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. Prinzessin v. Hessen-Darmstadt (1757—1830). Sie trat 1806 Napoleon entschlossen und gefaßt gegenüber als einzige in Weimar verbliebene Angehörige des herzoglichen Hauses *362.
Lukianos v. Samosata (120—200), scharfer Satiriker der römischen Kaiserzeit 3.
Lustigkeit und Ernst *301.
Lustspiel und Trauerspiel *334f.
Luther, Dr. Martin (1483—1546), 78 (Emanzipation des Geistes), 243 (Tischreden), *275 (Teufel und L.), *354 (Ls. Charakter).
Lykurgos, sagenhafter Gesetzgeber Spartas (um 900 v. Chr.) *358.
Lyrik *334.

Machiavellismus in der kritischen Reflexion *278.
Mächtigerer: Carl August, mit dem G. 1817 zu zerfallen drohte wegen der Aufführung des „Hundes von Aubry" auf dem Weimarer Theater. G. gab bei dieser Gelegenheit die Theaterleitung auf 109.
Madonna *347.
Madonnen der italienischen Schulen *355.
Magnetische Erscheinungen *250 (symbolischer Wert).
Magnetismus *260 (Polarität), *319 (M. der Weiber).
Mahomet der Welt *253 (Napoleon).
Mailand 4.
Mainz 227 (G. nahm 1793 an der Belagerung von Mainz teil und schilderte sein Erlebnis in der Schrift „Die Belagerung von Mainz").
Malerei *273 (Fehlen einer ersten Theorie), *351 (M. und Wortsprache), *355 (Seelenakt in der italienischen u. niederländischen M.).
Manier und Stil *301.
Mann als Geschlechtswesen s. Geschlechter.
Manon Lescaut et Chevalier des Grieux: Roman des französischen Dichters Prévost d'Exiles (1697—1763) *328.
Manso, Johann Kaspar Friedrich (1760—1826), Philolog und Schulmann, Historiker u. Schriftsteller 2.
Marc Aurel: Marcus Annius Verus Antoninus (121—180), römischer Kaiser, stoisch gerichteter Philosoph *276.
Märchen: das Leben der Welt ein altes, plumpes M. *246.
— die Geschichte im Anfang ein M. *329.
— Schlußleisten in den deutschen, französischen und italienischen M. *332.
Maria, die Mutter Jesu *277.
Maria Kulm, Ort im nordwestlichen Böhmen 292.
Maria Magdalena, d. h. aus Magdala, Anhängerin Jesu *352.

Maria Paulowna, russische Großfürstin (1786—1859), Tochter Pauls I., seit 1804 vermählt mit Carl Friedrich, Erbprinz, späterem Großherzog v. Sachsen-Weimar-Eisenach 251, *348, 370.
Marionetten *340.
Mars, Gottheit *338.
Martialis, Valerius (43—102), römischer Epigrammatiker 128.
Martin, Johann Christian, Wiener Maler, beteiligte sich an den Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde *351.
Martini, Kaufmann in Weimar 168.
Mäßigkeit *354 (liegt nicht in der menschlichen Natur).
Masse und Detail *274.
Mathematik *267 (unzulänglich gegen das All), *278 (Unzulänglichkeit), *308 (so unbegreiflich wie die geoffenbarte Religion), *325 (M., Technik und Kunst).
Mathematische Tendenz der Franzosen *338.
Matthisson, Friedrich v. (1761—1831), Dichter, der infolge Schillers Lob großes Ansehen genoß 194.
Maximen *250 (Wechsel der M.).
Megäre, geistliche s. Herder, Maria Caroline.
Meinungen *261 (M. über Dinge, gehören dem Individuum an), *276 (Verschiedenheit der M.).
Meister und Geselle *246.
Meisterschaft und Egoismus *321.
Meleager, griechische Heldengestalt 58.
Melodie und Text *334.
Melos, Ida, Tochter des Weimarer Gymnasialprofessors Joh. Gottfr. Melos, spätere Gattin Ferdinand Freiligraths 17.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix (1809—47), Enkel des Popularphilosophen Moses M., Sohn des Bankiers Abraham M. Dessen Schwiegersohn war der Maler Philipp Veit (1793—1877) 209.
Menelaos, König von Sparta, Gemahl der Helena 58, *249.
Mensch *249 (M. und Tier), *250 f. (M. und Wechsel der Maximen), *259 (Präludium der Natur bis zum M.), *284 (M. wie eine Republik), *293 (M. im Norden, Überschuß des Idealen), *306 (größter und gemeinster physikalischer Apparat), *310 (M. und Beschränkung), *317 (Behandlung mit Gewalt, List und Liebe), *318 (Geselligkeitsdrang), *321 (Wurzel im Unbewußtsein), *328 (M. und Tier), *330 (Verkehr mit tätigen M.), *332 (ausweichendes Denken, Verhältnis zwischen großen und kleinen M.), *339 (Doppelnatur), *341 (M. und Natur), *345 (M. und Einbildung), *358 (M. und Tiere), *362 (M. brevis aevi).
Menschenbildung und Sprache *296.
Menschliche Gesellschaft *249.
Menschlicher Körper *277 (eine unmögliche Synthese).
Menzel, Wolfgang (1798—1873), Kritiker an Cottas „Morgenblatt". Seine 1827 zuerst erschienene „Deutsche Literatur" enthielt scharfe Angriffe gegen G. 19.
Merck, Joh. Heinrich (1741—91), Kriegsrat, Schriftsteller, Gs. Mentor in der späteren Frankfurter Zeit 91, *276.
Merkel, Garlieb (1769—1850), Schriftsteller, Kritiker beim „Freimütigen" 145 f., 217.

Merkur: Wielands „Teutscher Merkur" 1773—89, als „Neuer Teutscher Merkur" 1790—1810: 149.
Messias *290 (aus den Tremellen); s. a. unter Klopstock.
Metalle *255 (solidiertes Licht).
Methode *321 (M. der Tonlehre), *321 (M. und Subjekt, Überlieferung der M.).
Metier *346 (und Gegenwart des Geistes).
Metternich, Clem. Wenzel Nepomuk Lothar Fürst von (1773—1859), österreichischer Staatsminister *346.
Mexiko 305.
Meyer, Johann Heinrich (1759—1832), Maler, Kunstschriftsteller, seit der italienischen Reise Gs. Freund. 17, 51, 73, 98, 147 f., 165 (Bildnis Christianens und Augusts), 213 (Bild Ms. von Schmeller), 218 (Amor als Landschaftsmaler), 226 (Schweizerreise 1797, Denkmal für Euphrosyne), 360.
Michelangelo Buonarotti (1475—1564) 81 (Kreuzdarstellungen), 202 f. (Öhlenschlägers Darstellung), *309 (Medaille in Michelangelesker Art).
Mignon in „Wilh. Meisters Lehrjahren" 52.
Mineralogen *249 (Karikatur), *253 (M. u. Farbenbestimmung).
Mittelmäßigkeit in der Kunst *287, *344.
Mittelstand *309 (falsche Tendenz).
Mittlere Zustände *345 (dem Menschen gemäß).
Modejournal: Journal des Luxus und der Moden 1786—1812, und seine Fortsetzung: Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode 149.
Mohammed, der Begründer des Islam *253, *289.
Möncherei *248 (in Philosophie und Geschichte).
Montaigne, Michel de (1533—92), französischer Philosoph, glänzender Schriftsteller 224.
Moral *252 (und Verstand), *268 f. (bei außerordentlichen Menschen), *318 (Entwicklung im Menschen), *321 (M. und Poesie), *324 (M. und Literatur).
Morelli, Cosmus s. Bellomo.
Moritz, Karl Philipp (1757—93), Schulmann, Kunstschriftsteller, Verfasser des biographischen Romans „Anton Reiser", mit G. in Rom bekannt geworden, der seine wertvolle Abhandlung über „die bildende Nachahmung des Schönen" durchsah und im Auszug der „Italienischen Reise" einfügte 73, 225, *257, *274.
Mosaik in den Briefen des Bonifacius und andern christlichen Schriften *253.
Moses und sein Volk *358.
Motivieren *324 (des Details), *306 (Übertreibungen), *342 (in Gs. Werken).
Müller, Adam (1779—1829), Diplomat, politischer Schriftsteller, Literaturforscher *278, *281.
Müller, Friedrich (1749—1825), Maler, Kupferstecher, Dichter der Pfälzer Idyllen und der „Genoveva". G., der den „Male Müller" zunächst unterstützt hatte, wandte sich später von ihm ab 72.
Müller, Friedrich v. (1779—1849), der „Kanzler Müller". 1806 als Diplomat um das Weimarische Land und Fürstenhaus hoch verdient. (Vergl. seine „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806

bis 1813", Braunschweig 1851.) Seit 1801 in nahem Verkehr mit G., über den er 1832 mehrere kleine, aber vortreffliche Schriften veröffentlichte. Gs. „Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. M." erschienen erst 1870. Sie bilden eine hervorragende Quelle, namentlich für Gs. politische Anschauungen, die von denen Müllers stark abweichen 1, 29, 130 (M. mußte oft Gs. Ironie erfahren, die Ausführungen Niemers beziehen sich auf ihn), 213, 214 (Bild).

Müller, Johannes v. (1752—1809), Historiker 150, 154.

Musik *273 (Vorbild für Malerei), *298 (Verhältnis zur Sprache), *334 (M. und Lyrik), *341 (leichtes Gerüst).

Musikkönnen *317 (täuscht Selbsttätigkeit vor).

Mystik *286 (der unendliche Zusammenhang der Geister- und Körperwelt).

Mystizismus *290 (moderner), *293 (bei Nordmenschen).

Mythologie *309 (Entwicklung der möglichen Kunstmotive).

Mythologischer Anstrich historischer Gestalten *354.

Nachahmung des Altertums *321.

Nachgiebigkeit gegenüber der Welt *341.

Naivetät und Unwahrhaftigkeit *355.

Namen *300 (Doppelnamen).

Napoleon I. Bonaparte (1769—1821), unterhielt sich mit G. in Erfurt am 2. Oktober 1808: 45, 59, 104, 115, 141, 194, 235, *253 (Titel für N.), *255 (Löwe im Käfig), *268 (außerhalb der Moralität), *269 (Ode auf N.), *273 (Erzieher zur Uneigennützigkeit), *274 (Erscheinung), *275 (Tugend und Macht), *281 (Opposition gegen N.), *296 (Unterredung Gs. mit N.), *300 (intentionelles Geld für Jena), *302 (N. als Fatum), *302 (N. und Apokalypse), *305 (N. und Cortez), *317 (N. und Menschenverachtung), *319 (Unterredung Gs. mit N.), *348 (N. und Luden), *356 (Bourbons).

Napoleons Bruder: Lucian Bonaparte (1775—1840). G. las seine Memoiren 1819: 141.

Nationen *262 (Analogie mit Pflanzen).

Natur *249 (N. und menschliche Gesellschaft), *258 (N. hat bestimmten Etat), *260 (Etat der N. bei den Individuen), *270 (keine Sprünge), *281 (N. und Sinne), *297 (Weg zur Humanität durch die N.), *301 (N. und Kunst), *341 (N., Begriff, Idee), *341 (Mensch und N.), *349 (etwas Inkommensurables), *350 (N. und Freiheit), *355 (Geheimnisse der N.).

Naturlehre im Mittelalter *275.

Naturphilosophie *255 (N. und Licht), *279 (Anthropomorphismus jeder N.)

Naturschreie in Gs. Pandora *323.

Naturwissenschaften *248 (Bedeutung), *283 (N. und Philosophie), *298 (Nachtseite der N.).

Naturzustand und Christentum *345.

Nauwerk, Ludw. Gottl. Karl, Zeichner und Maler, der sich mehrmals an den Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde beteiligte *292.

Neigung *323 (zur Sache), *323 (ans Lebendige).

Neri, Filippo (1515—1595), italienischer Heiliger, von dem G. in der „Italienischen Reise" berichtet *326.
Nero (37—68), römischer Kaiser *316.
Neuplatoniker *240.
Neureuther, Eugen Napoleon (1806—1882), Maler und Zeichner, der 1829 „Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen" herausgab. G. rühmte N. gegenüber Eckermann am 5. April 1831: 95, 133.
Neutralität *312 (eine versteckte Oberherrschaft).
Newton, Isaak (1643—1727), der große englische Physiker, Entdecker des Gravitationsgesetzes, Begründer der mathematischen Physik. Seine Optik fand in G. einen scharfen, leidenschaftlichen Bekämpfer. Die beste Beleuchtung des zwischen beiden obwaltenden Gegensatzes der Betrachtungsweise gab neuerdings Raehlmann im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1916: *250 (Ns. Lehre ein Bettlersmantel), *263 (Verhältnis zwischen Gs. und Ns. System), *263 (Verfilzung von Wahrem und Falschem bei N.), *264 (Ns. Art zu schließen), *264 (Newtonianer sind wiederkäuende Tiere), *267 (Ns. Optik 2. Buch), *283 (Ns. Lehre und Naturphilosophie), *302 (Franzosen und N.), *308 (unbegreifliche Vorstellungsart), *364 (Ergo bibamus).
Ney, Michel (1769—1815), französischer Marschall 169 ff.
Nibelungenlied: G. las im März 1805 mit seinen jungen Freunden Riemer und Voß „Proben der Nibelungen nebst Auszug des Inhalts vom Ganzen", die Friedr. Heinr. v. d. Hagen in der Zeitschrift „Eunomia" gab. 1808 wendete G. dem Liede ein eingehendes Studium zu (s. „Annalen"). 1827 veranlaßte ihn Simrocks Übersetzung zu erneuter Beschäftigung, als deren Frucht ein Aufsatz in den Nachgelassenen Werken erschien 4, 218 (Ballade von Hagen), *266 (eherner Himmel), *295 (Großheit in der Behandlung), *297 (von Grund aus tüchtiges Gedicht), *348 (Katastrophe in dem N., im Gegensatz zur neueren Kunst).
Niederländer *355 (Seelenakt bei den niederländischen Malern).
Nonnos aus Panopolis (um 400), spätgriechischer Dichter *351.
Notwendigkeit und Menschentum *246.
Novalis: Friedr. von Hardenberg (1772—1801), Dichter des frühromantischen Gegenstücks zum „Wilh. Meister", des Romans „Heinrich v. Ofterdingen". N. pries G. zunächst „als den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden", wurde aber vom „Wilhelm Meister" abgestoßen, in dem er ein Dokument des künstlerischen Atheismus sah 4, 44.
Numanzia: Trauerspiel des Cervantes, das G. am 30. November 1799 gelesen hatte 288.
Nürnberg 4, 39.
Nutzen *267.

Oberweimar *342.
Obrigkeit und Gehorsam *254.
Obtrektatores *306.
Ödipus, König v. Theben, Held in

Sophokles' gleichnamigem Drama *335.
Odyſſeus, homeriſcher Held 58.
Öhlenſchläger, Adam (1779—1850), däniſcher Romantiker. Er berichtet über ſeine Weimarer Zeit in ſeiner 1839 erſchienenen Selbſtbiographie, ſodann 1850 in den Lebens-Erinnerungen 9 (Gaſt in Weimar), 108, 126 (Gewohnheit), 155, 159 (Einwand gegen das Diktieren), 193, 201 ff. (Darſtellung des Verhältniſſes), 312 (fehlgeſchlagene Prätenſionen).
Oken, Laurentius (1779—1851), Naturforſcher und Naturphiloſoph, Profeſſor in Jena. Sein „Lehrbuch der Naturphiloſophie" erſchien 1809—11: *288 (Anmaßung), *303 (Wirkung der Farbenlehre auf ihn), *330 (Theorie der Sprache und des Gebärens).
Oppenheim, Moritz (1800—82), Maler, gab Umriſſe zu „Hermann und Dorothea" 209.
Orakelſprüche 245 (nicht alle Äußerungen Gs. ſind O.).
Oreſtes, Sohn des Agamemnon *248 (bei Äſchylos u. Sophokles).
Organiſation der Menſchen *249; ſ. a. Menſch.
Öſterreich *316 (Papiergeld).
Öſterreichiſcher Kaiſer: Franz I. (1768—1835) *307.
Öſtliche Völker und Kreuzzüge *341.

Paganismus und Spiegelung der Menſchen im göttlichen Weſen *266.
Pallas Athene, griechiſche Göttin *338.
Panzer als Schutz des Innenlebens *308 f.
Papiergeld *316.
Paradoxien 243, *352.
Paris 132.
Parmeggianino, eigentlich Francesco Mazzuola (1503—40), italieniſcher Maler *300.
Parteigeiſt in der Literatur *246.
Paſſow, Franz (1786—1833), Philolog, 1807—10 Gymnaſiallehrer in Weimar 12.
Patrioten *302 (Preußen und Schweizer), *315 (P. und Egoismus).
Patriotismus und Geſchichte *354.
Paulus, Apoſtel *254.
Pedanten *270 (Franzoſen).
Pedantismus *329.
Perſiſcher Geſandter *363.
Perſius Flaccus, Aulus (34—62), römiſcher Satiriker 129.
Perſonen, fürſtliche: Großherzogin Luiſe und Erbgroßherzogin Maria Paulowna 46.
Perſonen, hohe ſ. Luiſe Auguſte.
Perſpektive *338 (bei Zucchi).
Perugia 4.
Peter I. der Große (1672—1725), Kaiſer v. Rußland *310.
Peterskirche in Rom *270.
Petrarca, Francesco (1304—74), Dichter, Humaniſt der Frührenaiſſance *284.
Petrus, Apoſtel 301.
Peucer, Friedr. (1779—1849), Oberkonſiſtorialdirektor, Schriftſteller 358.
Pfaffe, abſurder *308 (Iſaak Voſſius).
Pfaffen und Wunderkuren *275.
Pflanzen, färbende *254.
Phalangen (Wirbel) *260.
Phantaſie *252 (in früheren Jahrhunderten ausſchließlich wirkend).
Phantaſterei in moderner Poeſie und Kunſt *278, *321.
Philiſter *252 (Lächerlichkeit im Verhalten gegen die Vergangen-

heit), *282 (blindester Egoismus), *285 (Baco, das Haupt aller Ph).
Philisterkritiken *236.
Philolog, bedeutender s. Jacobs.
Philologie *248 (führt ins Absurde oder Revolutionäre).
Philosoph, großer 107 (wahrscheinlich ist Fichte gemeint).
Philosophen *356 (Abfall von Gott).
Philosophie *248 (nicht praktisch), *277 (die Wissenschaft der Wissenschaften, Bedeutung für die Bildung), *283 (Ph. und Naturwissenschaft), *284 (Motive und Geschichte der Ph.).
Pixis, Friedr. Wilh. (1786—1842), Prager Violinist *292.
Plastik und Epik *334.
Platen, August Graf (1796—1835). G. lobte seine Ghaselen 1822 in „Kunst und Altertum" 155.
Platon (429—347 v. Chr.), griechischer Philosoph, der bis in die Gegenwart lebendig fortwirkende Schöpfer des Idealismus *290.
Platonismus *289.
Plutarchos aus Chäronea (50—120), Staatsmann, Moralphilosoph, Schriftsteller 187 f., *315, *329.
Poesie *247 (beste Wirkung), *257 (Mache), *284 (norddeutsche), *321 (P. und Religion), *334 (Gemütserregungskunst), *341 (larmoyante P.), *349 (P. und bildende Kunst), *358 (P. und Konvention).
Poet *327 (P. und Künstler), *349 (P. und Imagination), *352 (P. und Schauspieler).
Polarität *250 (P. der Farben, der Elektrizität und des Magnetismus), *260 (dasselbe), *309 (des Glaubens und der Hoffnung).
Politik s. Goethe II.
Polizei und Dichter *337.
Polygnot, griechischer Maler im 5. Jahrhundert v. Chr. *351.
Pompeji *371 (Wandgemälde).
Preßfreiheit *310.
Preußen *269 (König v. Pr.), *302 (Patrioten).
Priester, katholische *325.
Produktionskraft *252 (in früheren Jahrhunderten größer).
Produktivität *321 (in Poesie und Kunst, von Religion abhängend), *324 (doppelte Ansicht der literarischen Pr.), *331 (Pr. aus Unzulänglichkeit der Erkenntnis).
Professorstolz *256.
Propertius, Sextus (49 v.—16 n. Chr.), römischer Elegiker. Knebels Übersetzung des Properz erschien Leipzig 1798: 223.
Protagoras von Abdera (etwa 480—410 v. Chr.), das geistige Haupt der Sophistik *338.
Protestantismus *279 (Sentimentalität), *300 (Pr. und Kantianismus), *315 (wie bei *279), *355 (Choräle); s. auch unter Luther.
Proteus *249 (Odyssee IV, 450 ff.).
Pubertät und kindliche Entwicklung *330.
Publikum *283 (Geist des Widerspruchs im P.), *304 (Urteil des P.), *305 (P. und Kotzebue), *315 (närrische Karikatur des Demos), *320 (P. und theatralischer Autor), *344 (P. und Ironie).
Puschmann, Adam (1532—1600), Meistersinger. Seine drei Gedichte auf Hans Sachs waren durch Ranischs Hans Sachs-Biographie 1765 wieder bekannt geworden 157.
Pylades bei Äschylos und Sophokles *248.

Racine, Jean (1639—99), französischer Dramatiker im Zeitalter Ludwigs XIV. *329.
Raffael Santi (1483—1520), Meister der Hochrenaissance 69 (göttlich-menschliche Ruhe), 203, *311 (äschyleisch), *320 (Geschmack).
Ramler, Karl Wilhelm (1725—98) Odendichter und Übersetzer 83, *325.
Rauch, Christian Daniel (1777—1857), Bildhauer 58 (kleines G.-Standbild).
Rechtschaffenheit *341.
Rechtsgelehrtheit *312.
Recke, Elise v. d., geb. Gräfin Medem (1756—1833), Schriftstellerin *292.
Rede *327 (Repräsentant der Sinne).
Redekunst, alte und neue *336.
Reflexion *268 (ist eine partielle Hypothese).
Reformation *301, *354; s. a. Luther, Protestantismus.
Reformierte Kirchen *284.
Reichardt, Joh. Friedr. (1752—1814), Komponist und Schriftsteller. G. schätzte Rs. Vertonungen seiner Lieder, zog sich von ihm zurück wegen seiner Stellungnahme zur Französischen Revolution. Erst nach 1802 bahnte sich das Verhältnis wieder an *194, *315.
Reichsstädte *358 (Privilegien).
Reim *326 (verleitet zu Ausführlichkeiten).
Reinhard, Karl Friedr., Graf (1761—1837), französischer Diplomat, mit G. im Briefwechsel seit 1807: *278.
Reinlichkeit *260.
Religion *308 (R. und Mathematik), *320 (R. und Raffael), *321 (R. und künstlerische Produktivität); s. auch Christus, Gott, Katholizismus, Protestantismus, Reformation und Goethe II.
Religionssekten und Kantianismus *300.
Religiosität bei Nordmenschen *293.
Repräsentation durch das Symbolische *306.
Retzsch, Friedr. Aug. Moritz (1779—1857), Dresdner Maler und Radierer. G. lobt seine Zeichnungen zum „Faust" in den „Annalen" 1816: 133.
Revolution *317 (Eitelkeit der ersten Revolutionäre).
Rhein 136 (Gs. Reisen an den Rhein 1814 u. 1815).
Rhodos, Insel im Ägäischen Meer *362.
Richter, Aug. Gottl. (1742—1812), Professor der Medizin in Göttingen *269.
Richter, Joh. Paul Friedr. s. Jean Paul.
Riemer, Friedrich Wilhelm (1774—1845) 1 ff. (Leben, Bildungsgang, Verhältnis zu G.; vergl. hierzu des Herausgebers Buch „Fr. Wilh. R. und seine Mitteilungen über G.", Leipzig 1921, das auf Grund handschriftlichen Materials bearbeitet worden ist), 25 (Zeugnis über G.), 30 f. (Teilnahme an Gs. Leben und Arbeit), 31 (Gewahrwerden Gs.), 41 f. (Beziehung zu Falk), 48 (Beziehung zu Bettina), 58 (mit G. in Dux, aber 1810!), 86 (Schreiber von Gs. Briefen), 91 (Beobachter von Gs. Tätigkeit), 93 (Dienste in Sprache und Rhythmik), 96 (Rs. Arbeit am Festspiel für Halle „Was wir bringen" Fortsetzung), 117 (Geschichte der Verpflanzung der Jenaer Lite-

raturzeitung), 123 f. Aufenthalt in Berka 1814), 125 (Lichterputzen), 126 (Plan eines theophrastischen Porträts), 126 (Angst vor Gs. Reprimanden), 127 f. (Zeuge von Gs. Witz, Humor und Ironie), 155 (Zeugnis von Gs. Neidlosigkeit), 159 ff. (über Gs. Diktieren), 167 ff. (Erlebnis der Oktobertage 1806), 177 (Trauzeuge), 182 (Reisebegleiter), 183 (Zuschauer bei der Entstehung der Dichtungen, Leben mit ihren Gestalten), 184 (gemeinsames Zeichnen), 187 (gemeinsame Lektüre), 188 (Vorschläge für Dichtung und Wahrheit), 189 (Anregung zur Parabel „Pfaffenspiel"), 189 (mineralogische Studien, Schematismen), 192 (Eindruck von G. 1803), 198 (Gs. Tischgespräche, Erinnerung und Aufzeichnung), 198 f. (Besuch von M. Fr. Arendt), 203 f. (Beziehungen zu Öhlenschläger), 209 (Tadel Mendelssohns), 213 (Wechselseitigkeit des Verhältnisses zu G.), 216 (Achilleïs, Ahasver), 218 (Bakis Weissagungen), 219 (Arbeit an der Ausgabe 1806 ff.), 220 (Ermunterung zu „Dichtung und Wahrheit", Überschrift für „Dithyrambe"), 221 (der Getreue Eckart und der Totentanz), 222 (Szenario zum Eginhard, Entwurf einer Egmont-Bearbeitung), 223 (Motive zum Egoisten), 224 (Legenden), 225 (Bearbeitung des Elpenor), 226 (Anteil an der Farbenlehre), 228 (Überschrift für „Hauspark"), 229 (Anlaß zur „Wandelnden Glocke"), 230 (siebenfüßige Bestie in „Hermann und Dorothea"), 230 (Frage nach dem „Hymnus auf Apollo"), 231 f. (Teilnahme an der „Pandora", mündliche Erzählung der Lili-Geschichte), 235 (Plan zum Volksbuch), 239 Motto zu den Zahmen Xenien), 243 ff. (über den mündlichen Verkehr und Rs. Aufzeichnungen), *276 (Aperçü der Silhouette), *292 (Metra für G.), *324 (Ermunterung zur „Pandora"), *347 (Betrachtung der Ballade „Totentanz"), *349 (Lektüre des Wilhelm Meister), *350 (Austausch der Selbsterfahrungen), *351 (Berührung mit Denon 1806), 358 (Ahnen), *364 (Gs. und Rs. Ergo bibamus), 369 (astronomisches Motiv), 370 (Unterhaltungen bei G.).

Ritter, Joh. Wilhelm (1776—1810), Physiker, wirkte durch seine Forschungen über Galvanismus und tierische Elektrizität stark auf die Frühromantik *251.

Rom 4, 226, *251 (Lichtenberg in R.), *270 (Kotzebue in R.), *303 (Volk von Statuen), *354 (römische Geschichte), *361 (Weisheitsspruch des römischen Mädchens).

Roman *294 (über den neueren R.), *303 (Romanmotive).

Romano, Jul.: Giulio Romano, eigtl. Giulio di Piero Pippi (1492—1546), italienischer Maler und Baumeister 202.

Romantisches und Antikes *295, *324.

Rostock 13.

Rotes Meer *318.

Rousseau, Jean Jacques (1712—78), Kulturphilosoph 52 (G. spricht in den „Annalen" 1803 von der Korrespondenz, die Mme. Latour de Franqueville et M. de Peyrou mit Rousseau geführt hatten).

Roux, Dictionnaire des proverbes 332.
Rubens, Peter Paul (1577—1640), niederländischer Maler *351.
Rückert, Friedrich (1788—1866). G. lobte seine „Östlichen Rosen" 1822 in „Kunst und Altertum" 155.
Rühl, Physiker (?) *303.
Runge, Philipp Otto (1777—1810), Maler und Dichter, dessen G. in den „Annalen" 1808 und sonst mehrfach gedenkt *262, *285.

Saadi, Scheich Mußlih ed-din (1184—1291), persischer Dichter, von G. im „West-östlichen Divan" und in den „Noten und Abhandlungen" vielfach erwähnt· 363.
Sachs, Hans (1494—1576), von G. schon in der Frankfurter Zeit geschätzt, in dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" verherrlicht 88 f., 157.
Sallustius von Amiternum (86—35 v. Chr.), römischer Geschichtschreiber. Seine Darstellungen bilden die glänzendsten Leistungen der römischen Geschichtschreibung 161.
Salomo, der Prediger 366.
Sänger *341 (liebt das Tragende); s. a. Gesang.
Sappho von Lesbos (um 600), berühmteste Dichterin des Altertums 51.
Saturn, Planet 369.
Schädellehre *254; s. a. u. Gall.
Schaltiere *254 (organisierter Kalk).
Schauspieler 57, 127, *335, *340 (Marionetten), *352 (Poet und Sch.), *365 (Schauspielerinnen).
Schelling, Friedr. Wilh. Jos. von (1775—1854), neben Fichte der eigentliche Philosoph der deutschen Romantik, mit G. während der Jenaer Zeit in enger Berührung und starkem geistigen Austausch. Seine wertvolle Trauerrede auf Goethes Tod erschien gedruckt in der Allgemeinen Zeitung 20, 29.
Schelme *291 (wie doppelfarbige Mäntel).
Schiffstau, englisches 237.
Schiller, Friedrich von (1759—1805) 8 (G. nach Schs. Tode), 19 (Gervinus über Sch.), 41 f. (Falk und Sch.), 73 (Übersiedelung nach Weimar, Pension), 75 (Religiosität), 86 (Verschiedenheit der Naturen Gs. und Schs.), 88 (Deutschheit), 147 f., 151 (Böttiger und Sch.), 152 (Sch. und die Schlegels), 189 (Temperamentenrose), 210 ff. (G. und Sch.), 213 (keine völlig ebenbürtige Umgebung Gs. seit Schs. Tode), 220 (Überschrift „Sängerwürde"), 225 (Gs. „Elpenor"), 230 (Hymnus auf Apollo), *265 (Franz Moor in den „Räubern"), *292 („Glocke"), *298 („Jungfrau von Orleans"), 360 (Mitfreude und Teilnahme), 362 (begriffliche Klärung).
— Zitate und Erwähnungen: 17, 66, 71, 92, 99, 134, 142, 154, 155, 217, 218, 223, 226, 234 f., 237, 364 f.
Schlachtfeld von Jena *272.
Schlaf im Alter *274.
Schlegel, Aug. Wilh. v. (1767—1845), Dichter, Kritiker, Übersetzer, gab mit seinem Bruder Friedrich 1798—1800 das Athenäum heraus. Seinen „Jon" brachte G. 1802 auf die Bühne 50 (Sonette), 152 (Undankbarkeit), 152 (Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten

von Kotzebue), *196 (Sonette an Auguste Böhmer, der Bund der Kirche mit den Künsten), *281 (Übersetzung des Calderon), *311 (Vorlesungen über Euripides).
— Friedrich v. (1772—1829), Dichter und Kritiker, der philosophischere Geist der beiden Brüder. Seinen „Allarcos" führte G. in Weimar auf *288, *291 (Rezension der Werke Gs.)
Schlegels: die beiden vorgenannten 4, 146, 152, 155, *290.
Schlesien 185.
Schneeglöckchen, von G. geliebt 371.
Schneider, J. G. (1750—1822), Philolog und Lexikograph 3.
Scholastik *248, *290.
Scholastiker *284, *290.
Schönheit *257 (männliche und weibliche), *347 (Sch. und Begattung).
Schopenhauer, Johanna (1766—1838), Romanschriftstellerin, Mutter des Philosophen 9, 195.
Schröter, Corona (1751—1802). G. setzte ihr im Gedicht „Auf Miedings Tod" ein herrliches Denkmal, s. Goethe II. unter Liebe.
Schubert, Gotthilf Heinrich (1780—1860), Mediziner, Naturphilosoph. Seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" erschienen 1808: *298, *302.
Schulleute *354.
Schulze, Johannes (1786—1869), von 1807—12 Gymnasialprofessor in Weimar, später Leiter des preußischen Gymnasialwesens 12.
Schuster: die Geschichte vom barmherzigen Schuster in der „Italienischen Reise" 46.
Schütz, Joh. Heinr. Friedr. (1779—1829), Kantor und Badeinspektor in Berka, Gs. Bachvorspieler 123 f. (Bild).
Schütze, Stephan (1771—1839), Schriftsteller; in den Abendgesellschaften der Johanna Schopenhauer mit G. in näherem Verkehr. Riemers Andeutungen beziehen sich auf einen Aufsatz Schs. in der Zeitschrift für die elegante Welt 1837: 32.
Schweiz 219, 226, 235.
Schweizer *302 (gute Patrioten).
Schweizerfamilie: Oper von Ignaz Franz Castelli (1781—1862) mit Musik von Weigl 328.
Seckendorf, Leo v. (1775—1809), Jurist, Schriftsteller, Herausgeber des „Prometheus" 231.
Seebeck, Thomas Johann (1770—1831), Physiker 216, *290, *355.
Seelenakt in der Malerei *355.
Selbstmord 361.
Selbstsucht und Liebe *268.
Selbstvertrauen *348.
Seneca, Lucius Annäus (4 v. —65 n. Chr.), Philosoph, Stoiker 361.
Sentimentalität *279, *293, *314 f., *347.
Shakespeare, William (1564—1616) 7, 74 (Aberglaube), 95 (magischer Ton), 196, *265 (Richard III.), *266 (Antonius, Coriolan, Cäsar), *287, *313 (Sh. und Ben Jonson), *315 (Coriolan), *337 (Richard III.).
Siderismus *290.
Siegwart: Johann Martin Millers (1750—1814) Klostergeschichte „Siegwart" 1776 war die erfolgreichste Erscheinung der an den Werther anschließenden Literatur *324.
Silhouette *276 (Aperçu der S.).
Simonismus: sozialistische, vom

Grafen Claude Henri Saint-Simon (1760—1825) ausgehende Schule, die u. a. auch für eine „Emanzipation des Fleisches" eintrat 163.
Simplizissimus: das bedeutendste Werk von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1625—76), die wahrste Ausgeburt des Dreißigjährigen Krieges *314.
Sinn und Neigung *323.
Sittenlehrer *353.
Sittlichkeit: *236 Kampf des Sittlichen mit der Neigung.
Sittliche Fernwirkung *246.
Skeptizismus *300.
Sklaverei und Herrentum *299.
Sokrates (470—399 v. Chr.) *251 (konstruktive Natur), *284.
Soldatenleben *274, *318.
Solon, sagenhafter Gesetzgeber Athens *312.
Sonntagspoesie *332.
Sophisten *284.
Sophistischer Geist in wissenschaftlichen Menschen *247.
Sophokles (496—406 v. Chr.), der mittlere der drei großen griechischen Tragiker 7, *248 (S. ein Christ; Pylades bei S.), *287, *311 (Raffael und S.), *335 (Ironie), *358.
Soret, Friedr. Joh. (1795—1865), Genfer Theolog und Naturforscher, 1822—36 in Weimar als Erzieher des Erbprinzen. Seine wichtigen „Unterredungen mit G." verwertete Eckermann im 3. Teil seiner „Gespräche", nach den Originalen sind sie erst in Biedermanns Ausgabe der G.schen Gespräche wiedergegeben 213, 216 (Bild).
Spanische Poesie 224, *281.
Spanisches Drama *278.
Spiegelung im poetischen Kunstwerk *265.
Spiel und Freiheit *300.
Spinoza, Baruch (1632—77). Seine Philosophie wirkte auf G., allerdings in Herderscher Auffassung und Ausprägung, tief ein 68, 208.
Spinozismus *278, *289.
Sprache *248 f. (keine individuelle Ausdrucksfähigkeit), *296 (Spr. und Fichtes Reden), *298 (Spr. und Musik), *328 (Spr. und Kunst), *330 (Okens Theorie), *336 (im griechischen Drama), *346 (Diplomatensprache), *350 (Worte der Sprache unzureichende Annäherungen), *366; s. a. Goethe II.
Spranger, Eduard: die Stelle findet sich in dem weitausgreifenden, bedeutenden Werke „Wilh. v. Humboldt und die Humanitätsidee", Berlin 1909: 4.
Sprechen zur Musik *298.
Sprichwort, altes: von G. als Motto des 2. Teils von „Dichtung und Wahrheit" verwendet *339.
Sprichwörter 366.
Sprünge in der natürlichen Entwicklung *270.
Staël-Holstein, Anne Louise Germaine von (1766—1817), französische Schriftstellerin, deren Besuch G. in den „Annalen" schildert. Ihr Werk „Über Deutschland", auf das A. W. Schlegel Einfluß hatte, erschien 1811: 39, 52, *278 (Corinna oder Italien), *282 (weiblicher Autor), *352 (Über Deutschland).
Steffens, Heinrich (1773—1845), Naturforscher und Naturphilosoph, in seiner Halleschen Zeit mit G. in Berührung *254, *288, *299.

Steigerung im Ästhetischen und Moralischen *271.
Stein, Charlotte v. (1742—1827) s. Goethe II unter Liebe.
Sterne, Lorenz (1713—68), englischer Humorist 130, 182.
Stil *276 (Zusammenfassung des Charakteristischen), *301 (St. und Manier), *339 (Verständlichkeit).
Stimmungen *247 (harmonische St. in Gesellschaft), *287 (St. des Geistes).
Stoizismus *278 (Philosophie für die Armen).
Stolberg, Friedr. Leopold Graf von (1750—1819), Dichter des Göttinger Hains, mit G. auf dessen erster Schweizerreise, 1800 katholisch geworden, gehörte dann zum Lebenskreis der Fürstin Gallitzin 230 (Hymnus auf Apollo), *329 (mit den *** ist die Fürstin Gallitzin gemeint), *355 (1819 griff der alte Voß seinen Jugendfreund als einen „Unfreien" heftig an, Stolberg antwortete mit einer kurzen „Abfertigung". Gs. Ausspruch stimmt inhaltlich überein mit seiner Invektive „Voß contra Stolberg! ein Prozeß?").
Stoll, Jos. Ludwig (1778—1815), Schriftsteller, Mitherausgeber des „Prometheus" 231.
Stolz und Dünkel *339.
Strandbewohner *333.
Straßburg *274.
Subjekt *337 (S. und Leben), *352 (S. und Objekt).
Subordination *269, *304.
Sulamith: die Geliebte im Hohen Lied Salomonis 51.
Suleika: Geliebte aus Gs. „Westöstlichem Divan" 49, 52.
Superiorität, falsche *316.
Symbol *249 (S. der Naturwissenschaft), *274 (S. des Soldatenwesens), *298 (Licht als S. der Seele), *306 (repräsentative Wirkung der S.), *308 (sittliche S. in der Naturwissenschaft).
Systole und Diastole des Weltgeistes *292.
— in Gs. Schaffen *325.

Tacitus, Publius Cornelius (etwa 55—117), römischer Geschichtschreiber, der Verfasser der „Germania" 161, *329 (T. und Racine).
Taedium vitae *361.
Talent *304 (Vater und Sohn), *330 (T. und Unmoral).
Talma, Franz Joseph (1763—1826), französischer Schauspieler, den G. im Oktober 1808 in Erfurt und Weimar auf der Bühne sah *297.
Tancred: Drama von Voltaire, von G. übersetzt und bearbeitet *303. (Im Text ist Tancred zu lesen.)
Tatarisches Sprichwort 366.
Technik *271 (T. und Naturproduktion), *325 (Vollkommenheit der T. geht aufs Mathematische), *333 (T. und Kunstkritik), *345 (T. der Baumwollspinnerei).
Tegel bei Berlin 4.
Teplitz 41, 187, 239.
Terentius, Publius (etwa 190—159 v. Chr.), römischer Lustspieldichter *337 (die Stelle stammt aus Gs. Tagebuch vom 9. Oktober 1830; s. a. Grotius).
Teufel *275 (Herr der Welt bis auf Luther).
Theater *304 (Publikum), *303 (französisches), *312 (Weimarer Theatervorgänge 1809), *334 (Wesen), *335 (deutsches und französisches).
Theaterhändel: die Intrigen der

Sängerin Caroline Jagemann, der Geliebten Carl Augusts, erschwerten G. die Theaterleitung mehr und mehr. 1809 wurden die Zwistigkeiten noch einmal ausgeglichen, 1817 legte G. sein Amt nieder 118, *312.
Theolog, junger *357.
Theologen *356 (Abfall von Gott).
Thomas, Apostel Jesu *301.
Thukydides (471—395 v. Chr.), der Geschichtschreiber des Peloponnesischen Krieges 161.
Thümmel, Moritz August v. (1738—1817), wielandisierender frivoler Erzähler und Plauderer 75, 224.
Thüringen 12, 62.
Tieck, Ludwig (1773—1853), der „König der Romantik", wie Hebbel ihn nannte. G. charakterisierte T. und seine Stellung in der deutschen Literatur am 30. März 1824 gegenüber Eckermann 4 (Sternbalds Wanderungen erschienen 1798), 146 (Kotzebue und T.), 152 (T. und Böttiger; der „Gestiefelte Kater" erschien 1797), 155 (T. nahm gegen Pustkuchens falsche „Wanderjahre" Stellung in der Novelle „Die Verlobung", wofür ihm G., der freilich eine offenere Form der Verteidigung gewünscht hatte, dankte), 194, *285, *289 (Ts. Liedermanier).
Tiere *254 (Schaltiere, Insekten), *258 (T. das Präludium zum Menschen), *260 (Organisation), *270 (Leiter bis zum Pferd), *277 (T. und Mensch), *299 (Tischbein als Tiermaler), *312 (T., Gott und Mensch), *328 (T. von kurzer Existenz), *330 (Insekten), *358 (T. und Mensch; die Stelle verwendet G. im letzten Briefe an W. v. Humboldt).
Tischbein, Joh. Heinr. Wilhelm (1751—1829), Maler, mit G. in Rom bekannt geworden. Vergl. die vier Gedichte „An Tischbein" und die Gruppe „Wilhelm Tischbeins Idyllen", die 1822 in „Kunst und Altertum" erschienen 73, *299 (rückschreitender Jehovah), *353.
Titus Flavius Vespasianus (41—81), römischer Kaiser *339.
Tiziano Vecellio (1477—1576), venezianischer Maler *350.
Tod *298 (ein Erblassen des Seelenlichts), *359.
Tragische, das *302.
Transzendenz der Kunstrichter *325.
Trauerspiel *334, *335, *341 (das französische).
Traum 124 (Wolf), *274 (die neue Melusine), *362.
Tremellen: Tremella Nostoc L., Gallertalge, als Himmelsblume, Himmelsblatt, Erdblume bezeichnet *290.
Trinitas als Gemälde *338.
Tugend und Tugenden: *251 (stillschweigend vorausgesetzte), *256 (gesellschaftliche), *269 (tyrannische Wirkung), *278 (christliche T. wie Festungswerke), *285 (T. bei den Alchimisten), 304 (T. und Fehler), *317 (Ausnahme), *364.
Türckheim, von: Sohn Lilis 169.
Turpin, Erzbischof v. Reims († um 800), Chronist Karls des Großen 222.
Tycho de Brahe (1546—1601), Astronom *263.
Tyrann *268 als (Theaterstück; s. a. Reichardt), *347 (Griechen).
Tyrannentöter in der deutschen Literatur *325 (der Kampf gegen die T. gehörte zu den Tendenzen der Stürmer und Dränger.)

Übersetzungen *320 (doppelte Art).
Überwundene *254 (Verhalten gegen den Sieger).
Ulrich, Caroline (1790—1855), mit Christiane weitläufig verwandt, 1806—14 als deren Gesellschafterin in Gs. Hause lebend, wo sie Schreiberdienste leistete. Seit 1814 Gattin Riemers 13f., 52.
Unbewußtsein *321 (Wurzel des Menschen).
Unduliſten *258 (Weiber).
Unglück der Welt *309 (durch falsche Erziehung).
Universum und Napoleon *253.
Unmittelbarkeit des lebendigen Wortes *246.
Unmoralität und Talent *330.
Unschuld und Schönheit *346.
Unsterblichkeit *285.
Unwahres und Naivität *355.
Unzulängliches *324 (im Romantischen), *331 (U. und Produktivität).
Uranus, Planet 369.
Ursache und Wirkung *328.
Urteile in der deutschen Literatur *246.

Valmy, Schlachtort in der Champagne 227; s. a. Goethe II.
Varnhagen von Ense, Karl August (1785—1858), Diplomat, Schriftsteller, mit G. bekannt, der seine „Biographischen Denkmale" lobte 20.
Vater und Sohn *304 (Talent), *311 (Metier).
Vaterlandsliebe *256 (die aus den Alten geschöpfte kann ungeschickte Nachahmung werden).
Vegetabile Geister und animale *327.
Venus, Göttin *309.
Verachtung und Menschenkenntnis *327.
Verkehr mit tätigen Menschen *330.
Verleger und Autoren *250.
Vernunft *261 (V. und Irrtum), *284 (Vernunftkultur nur die Frommen), *328 (Ausübung), *330 (in der menschlichen Entwicklung), *340 (V. und Freiheit), *346 (der Arrangeur bei der Baumwollspinnerei), *350 (s. zu *340).
Verona 4.
Veronika, apokryphe Heilige 80.
Versailles *257.
Verstand *252 (so alt wie die Welt), *269 (V. und Unmoral), *316 (V. und Vernunft.)
Verstandesphilosophen *256 (Undeutlichkeit).
Verständigkeit und Aufklärung *252.
Verwunderung über die Welt *246.
Virgilius Maro, Publius (70—19 v. Chr.), der Epiker und Lyriker des augusteischen Zeitalters 218.
Vogel, Carl, seit 1826 großherzoglicher Leibarzt in Weimar, von G. geschätzt. Seine kleine Schrift über „G. in amtlichen Verhältnissen" erschien 1832: 18, 29, 58, 213.
Vogelfreiheit der Autoren und der Verleger *250.
Vogeltypus für die menschliche Gestalt *277.
Vokalmusik *277.
Volksleben und Drama *334.
Volks- und Hausvorsteher und Dichtung *337.
Voltaire, Franz Maria Arouet de (1694—1778), Dichter, Geschichtschreiber, glänzender Essayist. G. übersetzte seinen „Mahomet" und „Tancred" *292 (Zadig), *302 (Geigenvirtuos), *321.

Vorurteil *261 (Trieb unseres Wesens).
Voß, Joh. Heinrich (1751—1826), der Dichter der „Luise", Übersetzer des Homer, 1802—06 in Jena, dann in Heidelberg. G. besprach seine Gedichte sehr anerkennend und schätzte ihn als Metriker hoch ein. Nach Vs. Wegzug nach H. trübte sich das Verhältnis. Laut Riemers Tagebuch sprach G. am 2. März 1809 „über das tolle Wesen der Vosse" 9, 93, *314, *355 (s. Stolberg), *356.
Voß, Heinrich (1779—1822), Sohn des Vor., 1804—06 Gymnasialprofessor in Weimar, dann Professor in Heidelberg 7 f., 9, 67 (Briefe von Heinr. Voß hatte seine Mutter 1833 herausgegeben), 93, 108, 126, 229 (versehentlich wiederholt 344), 314.
Vossius, Isaak (1618—89), Naturforscher und Philolog *308.
Vulkan, Gott *309, *338.
Vulpius, Christian August (1762—1827), Christianens Bruder, Roman- und Bühnenschriftsteller, Bibliothekar 16, 164 (Bittschrift war für ihn bestimmt), 343.
—, Rinaldo (1802—74), Sohn des Vor. 229 (kleiner Knabe), *269 (kleiner Knabe).
—, Juliane Aug. (1734—1806), Tante Christianens 164.
—, Ernestine (1775—1806), Stiefschwester Christianens 164.

Wagner, Heinrich Leopold (1747—79), Frankfurter Stürmer und Dränger, der, von Gs. Erzählung der Gretchentragödie angeregt, seine „Kindesmörderin" schrieb. Vergl. „Dichtung und Wahrheit" 14. Buch 114.
Wagram, Schlachtort im Kriege 1809: 10.
Wahlsprüche *269.
Wahlverwandtschaft als sittliches Symbol s. Bergmann.
Wahre, das *337 (das Allgemeine).
Wahrheit *353 (W. und Anmaßung).
Walpole, Horaz (1716—97), englischer Romandichter *332.
Wartburg 96.
Wartburgsgeschichte 118 (Wartburgfest 1819).
Wasserbaumeister am Strome der Welt *275.
Wedels Garten in Jena *318.
Wedgwood, Josiah (1730—95), englischer Künstler und Kunstgewerbler *284.
Weiber *247 (konventioneller Geschmack), *258 (intellektuelles Gesetz), *266 (Verständnis), *273 (Liebe oder Haß), *281 (Dienen), *281 (Moral), *282 (Egoisten), *286 (Berufe), *298 (Ironie und Treue), *303 (ohne Ideen), *309 (Erziehung zu Müttern), *313 (Schälke), *315 (Courmacher), *318, *319 (Polarität), *322 (kein point d'honneur), *323 (Galanterie und Eitelkeit), *346 (keinen Geist), *352 (Schälke).
Weimar 167 ff., 168 (Altenburg, Frauentor, Markt), 226 (Garten der Erholungsgesellschaft), *272 (Brand 1806), 371 (Theaterbrand). 5, 195, 199, 201, 227, 229, 231, 359, 369.
Weißer, Karl Gottlob (1780—1815), seit 1807 Hofbildhauer in Weimar *326.
Welt *246 (altes plumpes Märchen), *275 (ein Strom), *283 (W. und Persönlichkeit), *302 (Gleichgewicht), *303 (W. des Wahns), *333 (W. und Menschenlos),

*341 (W. und Widerstand), *353 (zwei Welten).
Weltgeist *292 (Systole und Diastole).
Weltgeschichte und Mensch *333.
Welt- und Staatsverbesserung *248.
Werk und Künstler *334 (der Künstler gehört dem Werke).
Werke, gute *314.
Werneburg, Joh. Friedr. Christian (1777—1851), Mathematiker in Jena *299, *303.
Werner, Abraham Gottlob (1750—1817), Geolog, Bergrat in Freiberg *350.
Werner, Zacharias (1768—1823), Dramatiker, dessen theatralisches Talent G. anerkannte, so sehr ihn Ws. ungesunder Mystizismus abstieß 9, 50 (Sonettenwut), 80 (Kreuz an der Ostsee), 155, 193, 196 (Vorleser, Bild), 231 f. (Wanda), *288 (Rühmerei), *289 (Weitherzigkeit), *290 (Eros), *292 (Liebe), *299 (Mondsonett), *305 (W. und Kotzebue), *329 (vielleicht Sophie v. Schardt gemeint).
Wetzlar *276.
Widerspruch *286 (wie das Echo zum Ton).
Wieland, Christoph Martin (1733—1813), seit 1772 in Weimar 40 (Lob Falks im „Teutschen Merkur"), 75, 93 (Benutzung des Adelung), 136, 151 f. (Böttiger und W.), 224, *251 (Gedicht an die Großfürstin 1806), *269 (Leben in Extremis), *295 (Oberon), *337 (Ws. Dichtungen nicht für alle).
Wien 231, 307, 315.
Wille, böser *283 (bewirkt das Gegenteil).
Wirklichkeit: die wahre W. ist das Wirklichwerden der Ideen Gottes *313.
Wirklichkeit und Hoffnung *353.
Wirkung der Poesie *247.
— und Kunstwerk *324.
Wissenschaft *247 (Totes und Tötendes), *250 (ein künstliches Leben), *254 (Einseitigkeit), *277 (W. und Bildung), *292, *303 (Geschichte der W.), *311 (W. und Individuum), *357.
Witz und Publikum *299.
Wohltätigkeit *292, *319.
Wolf, Friedr. August (1759—1824), Philolog, während seiner Hallischen Zeit mit G. in regem Austausch, Mitarbeiter am „Winckelmann" 3, 5 f., 107, 122 ff. (Aufenthalt in Berka 1814), 149, 230 (Hermann und Dorothea), *297 (Homer und Bildung), 343, *353 (Berka 1814).
Wolff, Amalie, geb. Malkolmi (1783—1851), Schauspielerin, mit ihrem Gatten bis 1812 in Weimar 118, *340.
—, Pius Alexander (1782—1828), Gemahl der Vorigen 118, 222 (Egmont).
Wolkenbruch *357 (am 1. Juli 1830).
Wort als Erstgewesenes, Logos *289.
Worte *350 (ewig unzureichende Annäherungen).
Wortstellung in den Sprachen *347.
Wünschelrute *290.

Zahlen *350 (ewig unzureichende Annäherungen).
Zahn, Joh. Karl Wilhelm (1800—71), Maler und Kunsthistoriker, der Italien, Griechenland und Ägypten bereist und G. im September 1827 besucht hatte. G. besprach seine Arbeiten mit großer

Anerkennung in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1830: 371.
Zeitalter *284 (bleiben sich immer gleich).
Zelter, Karl Friedrich (1758—1832), Musiker, Dirigent der Berliner „Singakademie" und später der „Liedertafel". Seit 1796 mit G. bekannt, dem Zelters Vertonungen seiner Lieder wie vor allem dessen offener, derber Charakter zusagten. Der Briefwechsel zwischen G. und Z. erschien 1833—34 in 6 Bänden, er ist für die Kenntnis von Gs. letztem Lebensdrittel von stärkster Bedeutung 17, 147 (Z. und Link), 211 (Wilh. Meister), 225 (Elpenor), 232 (Pandora), 319 (neue Melodien), *356 (Ablösung des Stiefsohns), *361 (Selbstmord des Stiefsohns), *364 (Trinklied); 369 (letzter Besuch in Weimar), Zitate aus dem Briefwechsel 40, 42, 44, 50, 80, 117, 123, 137, 209, 233, 360, 362, 363.
Zeltnachbar 121 (Vogel, Chr. Georg Karl, Geheimsekretär des Herzogs).
Zerstörungskraft *252 (heute größer als die Produktionskraft).
Zeus *325.
Zeuxis (um 400 v. Chr.), athenischer Maler 95 (Atramentum).
Ziegler, Friedr. Jul. Wilh. (1759—1827), Schauspieler und Schauspieldichter, den G. in der „Campagne in Frankreich" zu den „glücklich energischen Talenten" rechnet *288 (der Machtspruch).
Zincgref, Jul. Wilhelm (1591—1635), gab 1624 mit den Gedichten von Martin Opitz die des Heidelberger Dichterkreises (Schede, Weckherlin) heraus. Seine Gabe glücklicher Formulierung übte er in den „Fahnenbildern, das ist, sinnreiche Figuren und Sprüche von Tugenden und Tapferkeit heroischer Personen" (1619), denen er 1626—31 „der Teutschen Scharpfsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genant" folgen ließ. G. nahm diese Sammlung im Mai 1807 vor, er schätzte die Anwendbarkeit der Sprüche, die eine ganze Reihe, zum Teil nur leicht umgeformt, in seine Maximen und Reflexionen übergegangen sind 188 (Motto für „Dichtung und Wahrheit" 3. Teil), *272 (Gott), *275 (Anwendung auf Napoleon), *276, *319. (Im Text ist durchweg die Schreibweise Zincgref einzusetzen).
Zoëga, Johann Georg (1755—1809), Archäolog, dänischer Generalkonsul in Rom 4.
Zucchi, Antonio (1726—95), Maler, Gatte der Angelica Kaufmann. Vergl. „Italienische Reise" *338.
Zufall *286 (Ausdruck der Allmacht Gottes), *329 (Z. in der Natur das Analogon zu der Freiheit des Menschen).
Zusammenkünfte bester Menschen und Poesie *247.
Zustände *312 (mittlere für Gott oder Tier, extreme für die Menschen).
Zweck *268 (des Einzelnen und der Gesamtheit), *284 (in der menschlichen Organisation).
Zwote: Dorf Zwota im nordwestlichen Böhmen 185 (anseres christicolae).

Verzeichnis der Abbildungen

nach Seite

1. Weimar um 1805. Kupferstich von C. Müller nach einer Zeichnung von Georg Melchior Kraus. . . 4
2. Friedrich Wilhelm Riemer. Ölgemälde von Louise Seidler. Weimar, Landesbibliothek 24
3. Johannes Falk. Gipsbüste von Karl Gottlob Weißer. Weimar, Falksches Institut 40
4. Bettina Brentano. Radierung von Emil Ludwig Grimm 48
5. Goethe auf der Straße. Bleistiftzeichnung von Riemer. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 56
6. Goethe zu Pferde um 1810. Getuschter Schattenriß. Leipzig, Sammlung Kippenberg 58
7. Goethe-Statuette 1825 von Christian Daniel Rauch. Leipzig, Sammlung Kippenberg 60
8. Friedrich August Wolf. Farbige Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann. Weimar, Goethe-Nationalmuseum . 122
9. Heinrich Friedrich Schütz. Kreidezeichnung von Johann Joseph Schmeller. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 124
10. August von Kotzebue. Kupferstich von C. Müller nach der Kreidezeichnung von Ferdinand Jagemann. 144
11. Carl August Böttiger. Gipsrelief von Pierre Jean David d'Angers. Paris, Louvre 152
12. Christiane im Gartenhause eingeschlafen. Bleistiftzeichnung von Goethe. Weimar, Goethe-Nationalmuseum . 164
13. Christiane Vulpius mit dem kleinen August. Aquarell von J. H. Meyer. Weimar, Goethe-Nationalmuseum . . 166
14. Christiane von Goethe. Gipsbüste von Karl Gottlob Weißer. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 176
15. Anseres christicolae. Handzeichnung von Goethe. Wien, A. F. Seligmann 184
16. Karlsbad vom Laurentiusberge aus. Kolorierter Kupferstich 188

17. Goethe. Kreidezeichnung von Friedrich Bury. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 192
18. Zacharias Werner, seine „Söhne des Tals" vorlesend. Federzeichnung von E. T. A. Hoffmann . 196
19. Johann Heinrich Meyer. Kreidezeichnung von J. J. Schmeller. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 212
20. Der Kanzler von Müller. Radierung von Chr. Schuchardt. Leipzig, Sammlung Kippenberg 214
21. Friedrich Soret. Kreidezeichnung von J. J. Schmeller. Weimar, Goethe-Nationalmuseum 216
22. Friedrich Wilhelm Riemer. Kolorierter getuschter Schattenriß. Leipzig, Sammlung Kippenberg 244
23. Goethe auf dem Totenbette. Bleistiftzeichnung von Friedrich Preller. Leipzig, Sammlung Kippenberg . . . 371

Inhalt

Einleitung des Herausgebers 1

Riemers Mitteilungen über Goethe

Vorwort 25
Johannes Falk 38
Bettine Brentano 47
Persönlichkeit 55
Gesundheit 62
Charakter 63
Gesinnung 65
Sensibilität 66
Ruhe 68
Wohltätigkeit 72
Aberglaube 74
Religiosität 74
Aristokratismus 81
Deutschheit 86
Tätigkeit 91
Gegenständlichkeit des Denkens 92
Benutzung zufälliger Ereignisse 94
Benutzung anderer 97
Nachahmer 98
Totalität 100
Eigenheiten 106
Inkognito 110
Diskretion 116
Laune 121
Witz 127
Humor 129
Ironie 130
Unmut 133
Fehler 134
Eitelkeit 136

Selbsturteil 138
Parteilichkeit 144
Neidsucht 155
Bequemlichkeit 155
Häuslicher Zustand 163
Besitz 177
Ökonomisches 179
Reisen 182
Gesellschaft 191
Fremde 197
Martin Friedrich Arendt 198
Adam Oehlenschläger 201
Franzosen und Engländer 205
Juden 208
Freunde 210
Umgebung 213
Zu Goethes Schriften, Entwürfen und Plänen 215

Goethe im mündlichen Verkehr mit Riemer

Vorwort zu den Tischreden 243
Aus dem Vorwort zu den Aphorismen . . . 245
Tischreden und Aphorismen 1803—1832 . . 246
Brocardica 359
Schlußwort 369

Personen- und Sachregister 372
Verzeichnis der Abbildungen 426

the, Johann Wolfgang von

Author Riemer, F.W. -

Title Mitteilungen über Goethe

DATE.	NAM
10/4/40	Family
[illegible]	"
22/9/45	Anna
	FEB 10 1949

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 18 03 13 011 6